Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ꝛc.

Als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehn.

Fünfter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1760.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Innhalt.

Geschichte der Indianer.

Fortsetzung der zweyten Abtheilung.
Drittes Hauptstück.

Naturgeschichte von Indostan.

Erster Abschnitt.

Von der Witterung und den Jahreszeiten. S. 1

Zweyter Abschnitt.

Von den Winden, der Ebbe und Fluth, Strömen und Flüssen in Indien. 6

Dritter Abschnitt.

Boden, Ackerbau, Pflanzen und Früchte von Indostan. 18

Vierter Abschnitt.

Thiere, Gewächse, Specereyen, und mineralische Produkte von Indostan. 51

Innhalt.

Dritte Abtheilung.

Indianer, welche die Inseln bewohnen. S. 69

Erstes Hauptstück.

Einwohner der Maldivischen Inseln 71

Zweytes Hauptstück.

Einwohner von Ceylan. 88

Erster Abschnitt.

Lage von Ceylan. Eintheilung ihrer Völker und Provinzen. 88

1) Land der Bedas. Ihre Regierungsform, und ihre Gebräuche. 89

2) Land der Chingulais. Königreich Candi. 91

3) Etablissements der Holländer. Vorläufige Abhandlung von dem Ursprunge und Fortgange ihres Handels in Indien. 97

Zweyter Abschnitt.

Alterthümer von Ceylan. Neuere Anmerkungen. 125

Dritter

Innhalt.

Dritter Abschnitt.

Moralische Eigenschaften der Chingulais. Politische und Religionsgebräuche dieses Volks. S. 138

Vierter Abschnitt.

Naturgeschichte von Ceylan. 157

Drittes Hauptstück.

Einwohner in Sumatra. 168

Erster Abschnitt.

Geographische Kenntniß von der Insel Sumatra. Allgemeiner Begriff von ihren Produkten. Eintheilung der Reiche. Europäische Colonien. 168

Zweyter Abschnitt.

Besondere Beschreibung des Reichs Achem. 178

Viertes Hauptstück.

Die Einwohner von Java. 200

Innhalt.

Erster Abschnitt.

Lage von Java. Allgemeiner Begriff von den Königreichen, Städten und Inseln, die dazu gehören. S. 200

1) Das Königreich Bantam. 204

2) Das Königreich Mataram. 208

3. 4) Das Königreich Tsieribon und Balamboang. 209

5) Die Seestädte in Bantam, Mataram, Tsieribon und Balamboang. Die Inseln Bali und Madur. 212

6) Eigenthümer der Holländer. Beschreibung von Batavia. 216

Zweyter Abschnitt.

Sitten der Insulaner. 226

Dritter Abschnitt.

Die Produkten von Java. 260

Fünftes Hauptstück.

Bewohner von Borneo. 269

Sech=

Innhalt.

Sechstes Hauptstück.

Von den Einwohnern auf der Insel Celebes, sonst Macassar genannt. S. 293

Erster Abschnitt.

Beschreibung von Celebes. Natürliche Geschichte von dessen Produkten 293

Zweyter Abschnitt.

Sittliche Beschaffenheit der Einwohner von Celebes. Gesetze und Gebräuche der Insel. Die neuern Unruhen, so im Regiment, und der Religion vorgefallen. 308

Siebentes Hauptstück.

Von den Einwohnern der Moluckischen Inseln. 331

Erster Abschnitt.

Was man eigentlich die Moluckischen Inseln nennet; und was sich besonders in ihnen befindet. 331

Innhalt.

Zweyter Abschnitt.

Von den Inseln, so zu den Moluckischen gehören. S. 344
§. 1. Die Insel Amboine und was ihr zugehöret. 345
§. 2. Die Insel Ceram. 351
§. 3. Die Inseln von Banda 353
§. 4. Die übrigen mittägichen Inseln. 361
§. 5. Gilolo, sonst Batochine genannt, und die Inseln Morotai. 371

Dritter Abschnitt.

Moluckische Nachrichten und Empörungen, so in neuern Zeiten durch die Europäer veranlasset worden. 373
§. 1. Von dem fabelhaften Ursprung der Moluckischen Regenten, und der Entdeckung dieser Inseln durch die Portugiesen. 373
§. 2. Einfall der Spanier. 397
§. 3. Eroberungen der Holländer. 405

Geschichte der Indianer.

Fortsetzung der zweyten Abtheilung.

Drittes Hauptstück.

Naturgeschichte von Indostan.

Erster Abschnitt.

Von der Witterung und den Jahrszeiten.

Man kann sich die Verschiedenheit der Witterung eines Landes leicht vorstellen, das sich vom achten bis zum fünf oder sechs und dreyßigsten Grad der Norder-Breite, nämlich in einem

Bezirk von ohngefehr fünfhundert und sechzig Meilen, ausbreitet. Der mitternächtliche Theil, der beynahe das ganze mogulsche Indostan in sich enthält, liegt in dem gemäßigten Weltstriche. Das Clima ist gelinde und sehr gesund; die Veränderung der Winde ist hier sehr gemein; die längsten Tage dauren funfzehn Stunden *. Die mittäglichen Theile, als Surate, Bengalen und die ganze Halbinsul, liegen unter der trockenen Zone. Es würde daselbst eine unerträgliche Hitze seyn, wenn die Luft nicht durch jährliche Ueberschwemmungen und durch gewisse Winde, erfrischet würde. An den längsten Tagen ist die Sonne dreyzehen und eine halbe Stunde am Himmel. Das Clima dieser Gegenden ist den Fremden zu gewissen Jahrszeiten todtschädlich, und die Einwohner des Landes selbst, sind gewissen Seuchen unterworfen, die gewaltige Verwüstungen in diesem Theile Indiens anrichten.

Ich habe anderswo angemerket, daß hier nur eigentlich zweyerley Jahreszeiten sind, deren Unterschied sehr merklich sey: die feuchte und die trockene Jahreszeit. Die erste entstehet in dem mitternächtigen Indostan, gegen das Ende des Brachmonats; in dem mittägigen Indostan aber einen Monat früher. Die trockene Jahrszeit fängt sechs Monat nach dieser an, nämlich im Decem-

ber

* Salmon, Staat des Moguls. Mandesslo, Schouten, Terri, Dampier, Bernier, in der Geschichte der Reisen, im zehnten und eilften Theil, hin und wieder.

ber oder im Januar, nachdem die Oerter liegen, in Ansehung ihrer Entfernung oder Nähe des Aequators. Sowohl die eine, als die andere dauret vier Monate.

Ich habe auch von allgemeinen Lufterscheinungen, die diese zwey Jahrszeiten begleiten und bestimmen, besonders an den Küsten von Malabar und Koromandel, wo sie am merklichsten sind, gedacht. Ich will aber den Leser nicht mit verdrießlichen Wiederholungen aufhalten; doch auch nichts übergehen, fürnehmlich bey einer Materie, die seine Neugier so sehr erreget.

1. Die nasse und trockene Jahrszeit machen den Winter und den Sommer in Indostan aus. Sie wechseln mit einander ab, nachdem sich die Sonne in den entgegen gesetzten Theilen, wendet. Dergestalt, daß, wenn das Wetter gegen die nördliche Linie trocken und heiter, so ist der Himmel gegen Mittag mit Regen und Wolken umzogen. Es ist also in dem Clima eines jeden benachbarten Pols Sommer, und in dem andern Winter. Dieser indianische Winter ist in den Gegenden, die am meisten gegen Mitternacht zu liegen, eben so gemäßiget, als bey uns der schönste Frühling; gegen Mittag aber ist es eben so heiß, als bey uns im Sommer: mithin kann man von der Hitze die man in den entgegen gesetzten Jahrszeiten empfindet, urtheilen.

2. Bey dürren Wetter wehet der Nordwind, beynahe ohne Aufhören, vier Monate nach einander, in einerley Maße und

Bezirk von ohngefehr fünfhundert und sechzig Meilen, ausbreitet. Der mitternächtliche Theil, der beynahe das ganze mogulsche Indostan in sich enthält, liegt in dem gemäßigten Weltstriche. Das Clima ist gelinde und sehr gesund; die Veränderung der Winde ist hier sehr gemein; die längsten Tage dauren funfzehn Stunden *. Die mittäglichen Theile, als Surate, Bengalen und die ganze Halbinsul, liegen unter der trockenen Zone. Es würde daselbst eine unerträgliche Hitze seyn, wenn die Luft nicht durch jährliche Ueberschwemmungen und durch gewisse Winde, erfrischet würde. An den längsten Tagen ist die Sonne dreyzehen und eine halbe Stunde am Himmel. Das Clima dieser Gegenden ist den Fremden zu gewissen Jahrszeiten todtschädlich, und die Einwohner des Landes selbst, sind gewissen Seuchen unterworfen, die gewaltige Verwüstungen in diesem Theile Indiens anrichten.

Ich habe anderswo angemerket, daß hier nur eigentlich zweyerley Jahreszeiten sind, deren Unterschied sehr merklich sey: die feuchte und die trockene Jahreszeit. Die erste entstehet in dem mitternächtigen Indostan, gegen das Ende des Brachmonats; in dem mittägigen Indostan aber einen Monat früher. Die trockene Jahrszeit fängt sechs Monat nach dieser an, nämlich im Decem-

ber

* Salmon, Staat des Moguls. Mandeslo, Schouten, Terri, Dampier, Bernier, in der Geschichte der Reisen, im zehnten und eilften Theil, hin und wieder.

ber oder im Januar, nachdem die Oerter liegen, in Ansehung ihrer Entfernung oder Nähe des Aequators. Sowohl die eine, als die andere dauret vier Monate.

Ich habe auch von allgemeinen Lufterscheinungen, die diese zwey Jahrszeiten begleiten und bestimmen, besonders an den Küsten von Malabar und Koromandel, wo sie am merklichsten sind, gedacht. Ich will aber den Leser nicht mit verdrießlichen Wiederholungen aufhalten; doch auch nichts übergehen, fürnehmlich bey einer Materie, die seine Neugier so sehr erreget.

1. Die nasse und trockene Jahrszeit machen den Winter und den Sommer in Indostan aus. Sie wechseln mit einander ab, nachdem sich die Sonne in den entgegen gesetzten Theilen, wendet. Dergestalt, daß, wenn das Wetter gegen die nördliche Linie trocken und heiter, so ist der Himmel gegen Mittag mit Regen und Wolken umzogen. Es ist also in dem Clima eines jeden benachbarten Pols Sommer, und in dem andern Winter. Dieser indianische Winter ist in den Gegenden, die am meisten gegen Mitternacht zu liegen, eben so gemäßiget, als bey uns der schönste Frühling; gegen Mittag aber ist es eben so heiß, als bey uns im Sommer: mithin kann man von der Hitze die man in den entgegen gesetzten Jahrszeiten empfindet, urtheilen.

2. Bey dürren Wetter wehet der Nordwind, beynahe ohne Aufhören, vier Monate nach einander, in einerley Maße und

Gleichheit. Wenn er aufhört oder sich von ohngefehr einen Tag ändert, so fängt er alsbald wieder an und nimmt seinen ersten Strich wieder. In den zwey folgenden Monaten, wechseln die andern Winde, ohne Ordnung, ab. Alsdann komt der Mittagswind, bringt Regenwetter und wehet vier Monate. Darauf sind noch zwey Monate, in welchen das Wetter unbestimmet ist. Zwischen diesen zwey Jahrszeiten ist die Schiffarth gefährlich und beschwerlich; so lange aber die ordentliche Zeit dauret, ist sie angenehm und ohne Gefahr.

3. Obgleich diese zwey Jahrszeiten richtig in ihrem Laufe sind, so werden sie doch bisweilen, durch zufällige Ursachen, unterbrochen, die ihre Zurückkunft entweder aufhalten oder beschleunigen.

Man bemerket auch, daß sie nicht allemal einerley Grad von Trockenheit und Feuchtigkeit mitbringen. Zu gewissen Jahren ist der Regen nicht hinreichend genug, das Land zu befruchten. Bisweilen aber ist er gar zu anhaltend und zu stark. Der glückliche Fortgang der Erndte kömt hier, eben so wie in Egypten, auf den Grad der Ueberschwemmungen an.

4. Man bemerkt gemeiniglich, daß der Regen am stärksten in denjenigen Ländern fällt, die unter der Linie liegen oder ihr am nächsten sind; daß er nicht so häufig in den östlichen Theilen des festen Landes, als in den westlichen und an den

geraden als krummen Küsten, entstehet; daß es des Nachts mehr, als des Tages und weniger auf der See als auf dem Lande regnet.

5. Es ist viel heisser in den Gegenden, wo sich die Sonne wendet, besonders drey bis vier Grade von dem Wendekreise, als in den Theilen, die unter der Linie liegen. Die Ursache dieses sonderbaren Zufalles ist, weil sich die Sonne an den längsten Sommertagen, die dreyzehen und eine halbe Stunde währen, längere Zeit um die Wendekreise am Horizonte aufhält, als gegen den Aequator, wo Tag und Nacht in allen Jahreszeiten, gleich sind. Also muß sie nothwendig die ersten Länder mehr erwärmen. Man setze noch hinzu, daß die Sonne im May, Junius und Julius zweymal durch das Zenith der Wendekreise gehet, ohne sich weiter, als zwey bis drey Grade davon zu entfernen; daß sie also die nächsten Bewohner dieser Kreise drey Monate nach einander gerade über ihren Häuptern haben. Wenn sie aber in die Aequinoctiallinie tritt, welches im März und September geschiehet, so kehret sie sich alsobald gegen Norden oder Süden, und durchläuft in weniger als zwanzig Tagen, drey Grade auf der einen und drey auf der andern Seite. Sie kann also, weil sie sich nicht lange aufhält, diese Länder nicht in eben dem Grade erwärmen, als diejenigen, in welchen sie drey ganzer Monate wirbelrecht stehet.

6. Es donnert sehr selten in Indien, welches einige der dünnen Luft dieser Länder zuschreiben.

Zweyter Abschnitt.

Von den Winden, der Ebbe und Fluth, Strömen und Flüssen in Indien.

Unter den Winden, die in den verschiedenen Gegenden Indiens wehen, und deren Kenntnis der Schiffarth so vortheilhaft ist, sind diejenigen, welche man Alises nennet, mit unter die vornehmsten zu rechnen. Es sind ordentliche Winde, welche gemeiniglich sehr gelinde sind, und von gewissen beständigen Gegenden des Horizonts kommen, besonders aber zwischen dem 30 Grade nördlicher, und dem 30 Grade südlicher Breite. Man bemerket derselben verschiedene, welche von verschiedenen Orten wehen. Einige kommen aus Osten, andere aus Westen, Süden, Norden, oder aus den darzwischen liegenden Gegenden. Einige sind beständig, und wehen das ganze Jahr hindurch von einem Orte: andere, die nicht so beständig sind, wehen sechs Monate von einer Seite, hernach drehen sie sich in die andern Windlinien, und nehmen darauf ihren ersten Gang wieder. Einige folgen wechselsweise innerhalb einem Jahre auf einander, jeder nach der Jahrszeit, die ihm eigen ist.

Die wahrhaften Seealises sind beständige Winde, welche man auf gewissen Höhen, entweder von Süden, oder von Norden, antrift. Sie wehen ordentlich nur in grossen Meeren,

und

und gemeiniglich in einer ziemlich grossen Entfernung von den Küsten, weil sie auf allzu engen Meeren, und in der Nähe des festen Landes, sehr vielen Veränderungen unterworfen sind, welche von den Ausdünstungen der Erde, von der Lage der Küsten, und von andern besondern Ursachen gewirket werden. Wenn man aus Europa nach Ost- und Westindien reiset, findet man diese beständigen Winde fast allezeit zwischen dem 28 und 30 Grade der Breite, und zuweilen bis an den 32 und 35 Grad. Sie kommen von Osten, und wenn sie allein wehen, ist das Wettet allezeit schön. Sie sind gelinde und gemäßiget bis an den Wendekreis, wo sie alsdenn stärker werden, vornehmlich aber von dem 23 Grade an, bis an den 14 und 12 Grad. Hernach werden sie schwächer, und ihr Lauf ist zwey oder drey Grad von der Linie sehr ungewis. Man trift alsdenn öftere Windstillen an, zuweilen auch gefährliche Wirbelwinde, welche Tornados genennet werden, und sich wider den ordentlichen Wind erheben.

Die Alises auf den Küsten sind beständig, oder veränderlich. Die beständigen Alises wehen immer und ununterbrochen aus einem Punkte des Compasses. Man findet welche auf den meisten Küsten des mittäglichen Afrika, und auf den Küsten von Guinea, Mexiko und Peru. Sie sind, in einerley Parallelen, beynahe einerley, welches anzuzeigen scheinet, daß sie eine allgemeine Ursache haben. Auf den Ufern Indiens sind sie we-

nig bekannt. Die unbeständigen Alises verändern sich das Jahr hindurch verschiedene mahl nach den Jahrszeiten; sie sind aber in ihren Veränderungen regelmäßig. Damit wir hier nur von denjenigen reden, welche auf den Küsten Indiens wehen, so hat man angemerket, daß sie von dem Monat Junius bis in den Monat October aus Süden und Südwesten heftig gehen. Während des Octobers drehen sie sich nach Westen und Norden, und bleiben hernach beständig in Nordost, bis auf den Monat April. Alsdenn stehen sie zwey Monat in Osten; sie wenden sich hierauf wieder nach Süden, und also gehen sie innerhalb einem Jahre um den ganzen Compaß herum. Man merket diese Veränderungen, welche die Seeleute Moussons nennen, in allen Landschaften, die an das rothe Meer stossen, auf dem Persischen Meerbusen, auf den Küsten von Malabar und Coromandel, längst dem Bengalischen Meerbusen, um die Meerenge von Malakka, selbst in Japan, und in allen mittäglichen Inseln Indiens. Vermittelst dieser veränderlichen Alises reiset man leicht aus einem Hafen Indiens in den andern. Ohne ihre Hülfe würde es fast unmöglich seyn, auf diesen Meeren zu schiffen.

Die Winde, welche man Brises nennet, sind beständige Winde, welche um die Küsten herum wehen. Einige kommen vom Meere, andere vom Lande. Die Seebrises haben dieses besondere, daß sie nur des Tages über wehen, und

die

die Nacht hindurch stille sind. Diese Winde erheben sich ordentlich gegen neun Uhr des Morgens. Sie nähern sich den Küsten gelinde, indem sie leicht über der Oberfläche des Wassers hinfahren, wodurch dasselbe ein wenig schwärzlich scheinet. Eine halbe Stunde darauf, nachdem sie das Land erreichet haben, werden sie frischer und stufenweise stärker, bis auf den Mittag. Um drey Uhr werden sie merklich schwächer, und um fünfe hören sie gemeiniglich gänzlich auf. Man merket sie ordentlich auf den Küsten des Oceans, in beyden Indien, und in einem Theile von Afrika. Wenn sie zuweilen ausbleiben, so geschiehet es nur in der nassen Jahreszeit, da sie nicht so nothwendig sind, als in der trockenen Jahreszeit, deren Hitze sie mäßigen. Man merket an, daß sie, nach den Vorgebürgen und Erdspitzen zu, heftiger wehen, sie fangen eher an, und hören später auf. In Bayen und Buchten hingegen, sind sie nicht so stark und dauren nicht so lange. Ihr Reich, nach dem Ausdrucke des Dampier, erstrecket sich nur auf drey oder vier Meilen: drüber hinaus findet man nur den wahrhaften Seewind.

Die Landbrises haben mit den Seebrises eine entgegengesetzte Bewegung. Sie wehen gerade von allen Punkten der Küste, sie mag liegen, wie sie will. Sie erheben sich des Abends, dauren die ganze Nacht hindurch, und machen des Morgens den Seewinden Platz. Sie entstehen nicht allemal zu einer gewissen Zeit, und dauren auch nicht beständig eine gewisse Zeit. Es

kommt auf die Jahreszeit an, auf die Beschaffenheit der Luft, und auf einige andere zufällige Ursachen. Diese Winde wehen zuweilen in einer ziemlich grossen Weite, sie sind aber, nach der Lage der Küsten, stärker oder schwächer. Auf den Vorgebürgen merket man sie selten. Sie wehen gemeiniglich in den Meerbusen, in grossen Bayen, in Seen von einiger Grösse, und in Meerengen. In der nassen Jahreszeit wehen sie nicht so ordentlich, als in der trockenen.

Ueberhaupt sind die Landbrises nicht so stark, als die Seebrises, sie sind aber viel kälter, weil sie des Nachts wehen. Beyde sind in grossen Inseln, eben so beständig, als auf dem festen Lande; zuweilen aber wehen sie daselbst schräg. In den Breiten, wo diese Winde sich befinden, sind sie von grossem Nutzen, weil man mit ihnen um die Küsten herumfahren kann. Man hat den Vortheil mit einem Winde abzugehen, und mit dem andern zurückzukommen. Uebrigens ist die kühle Luft, welche sie verursachen, eine grosse Hülfe wider die brennende Hitze dieser Himmelsgegenden. Währender Zeit da keine von beyden Brises wehen, ist die Luft gemeiniglich still, und alsdenn ist die größte Hitze. Wenn sie anfangen zu wehen, schöpfet man erst Athem. In gewissen Gegenden erhebet sich die Landbrise erst um Mitternacht oder auch später. Bis sie kommt, sind die Nächte unmäßig heiß; es ist aber gefährlich sie in freyer Luft zuzubringen, und wenn die Brise einen schlafend überfällt, so benimmt

nimmt sie alle Sinne, und verursachet zuweilen den Tod.

Es wehet auf der Küste Coromandel zur regnerischen Jahreszeit ein sehr heisser Wind, welchen die Portugiesen Terrenos, oder Landwind, genennet haben. Er ist so heiß, daß die Fremden, um sich für seinen schädlichen Würkungen in Acht zu nehmen, sich in den Häusern halten, und Thüren und Fenster zumachen. Ihre Gesundheit leidet dadurch merklichen Schaden. Zum Glück spüret man ihn nur drey oder vier Tage, oder aufs höchste, acht oder zehn Tage lang. Den Eingebohrnen des Landes schadet er nicht. Eben der Wind wird zu eben der Jahreszeit auf dem Persischen Meerbusen, wo er noch viel heisser ist, angetroffen. Die fremden Kaufleute begeben sich alsdenn in das Land tief hinein; und diejenigen, welche ihre Geschäfte in den Seestädten zurückhalten, bringen den größten Theil des Tages in dem Bade zu. Man verspüret auch die Terrenos auf der Küste von Malabar, allein gleich zu einer entgegengesetzten Jahreszeit.

Der Wind, welchen man Harmatan nennet, bringet in andern Ländern eine ganz widrige Würkung hervor *. Der Verfasser der Reisen berichtet uns, daß dieser Wind der Küste von Guinea eigen ist. Er erhebet sich, sagt er, zwischen dem Ende des Christmonats und dem Anfange des Hornungs, ohne daß er jemals eher, oder später, kommt. Er dauert zwey oder drey

* Geschichte der Reisen, Theil XI.

drey Tage, und selten fünfe. Er ist so kalt und durchdringend, daß er die Fugen an den Decken der Häuser, die Schifsböden, und die breternen Ueberzüge an den Schiffen so weit öfnet, daß man die Hand durchstecken kann. Diese Oefnungen bleiben so lange, als er am stärksten ist, hernach füget sich alles wieder zusammen, wie zuvor. Während eines so gefährlichen Windes, fährt der Autor fort, sind sowohl die Einwohner des Landes, als auch die Fremden genöthiget, ihre Häuser fest zuzuschliessen, und nicht herauszugehen. Sie tragen für ihr Vieh, das eben sowohl in Gefahr ist, eben die Sorgfalt. Einige Reisende haben durch die Erfahrung bestätiget, daß Ziegen, welche man dem rauhen Harmatan bloßgestellet hat, innerhalb vier oder fünf Stunden sterben. Diejenigen, welche nicht die nöthigen Bequemlichkeiten haben, oder sich nicht den Leib mit einem gelinden Oele schmieren, können schwer Athen holen, und werden bald durch die heftige und vergiftete Luft ersticket. Dieser Wind kommt zwischen Ost und Nordost her, und nähert sich Norden nicht weiter. Er ist beständig frisch, gleich heftig, mit Wolken begleitet, aber ohne Blitzen, ohne Donner und ohne Regen. Sobald er vorbey ist, so fängt der Wind Alise, den er unterbrochen hat, wieder an zu wehen, und das Wedder wird wieder klar und helle.

Der Typhon ist ein ungestümer Wind, welcher in der nassen Jahreszeit, wenn der neue Mond, oder der Vollmond, eintritt, nur der

Linie

Linie gegen Norden, wehet. Vornehmlich wütet er in den Meeren von China. Seine Kennzeichen und besondern Merkmale sind diese. Bey ruhigen und stillen Wetter siehet man gegen Nordwesten eine grosse, sehr schwarze Wolke, nahe an dem Horizont, aufziehen, die gegen die Mitte zu röthlich, oben glänzend, und nach den Enden zu, blaß und weißlich ist. Sie zeiget sich zuweilen zwölf Stunden lang, ehe das Ungewitter angehet. Hernach öfnet sie sich mit einem Getöse, und es fähret ein ungestümer Wind heraus, der von Donner und Blitz und einem Regenguſſe begleitet wird: er gehet ungefehr zwölf Stunden in Nordwesten mit der größten Heftigkeit. Wenn er anfängt nachzulassen, so höret der Regen auch auf, und der Sturm läßt auf ein oder zwey Stunden nach. Allein bald darauf siehet man von Südwesten einen andern Wirbelwind kommen, der so lange und mit eben der Wuth wehet, als der erste.

Was die Portugiesen Tornados nennen, ist eine andere Art von Sturmwinden, welche man um die Linie herum antrift, nicht weit von den Küsten. Es sind dieses vielmehr Landwinde, als Seewinde. Sie gehen mit Ungestüm aus einer kleinen Wolke, und bringen häufigen Regen mit, welcher zuweilen zwey oder drey Tage währet, und von Donner und Blitz begleitet wird. Die Wolke bleibt gemeiniglich auf der Küste stehen, oder zerstreuet sich in kurzer Zeit, wenn sie auf das Meer fortrückt. Also sind diese Tornados

dos nur zu befürchten, wenn man nahe am Lande ist. Wenn sie die Bootsleute von weiten auf der Küste gewahr werden, so sagen sie in ihrer Sprache, daß die Erde sie *mangera* (verzehren wird). Sie erschrecken mehr, wenn sie das Ungewitter des Nachts überfällt. Ausser daß sie von dem Regen in einem Augenblicke durch und durch naß werden, so müssen sie viele Stunden lang wider das Ungewitter streiten. Bey Tage ist es eine Arbeit von einer oder zwey Stunden.

Die Ebbe und Fluth in Indien ist überhaupt nicht so stark und so ordentlich, als auf den Küsten von Europa. In der Meerenge von Malakka ist die Ebbe und Fluth, wenn sie noch so stark ist, nur sechs Schuh hoch. Auf der Küste von Koromandel und Malabar ist sie noch nicht einmal so hoch: nach dem Ausfluß des Ganges zu, steigt sie zuweilen zehn Schuh hoch. Die Ebbe und Fluth hat mit den Land- und Seebrises dieses gemein, daß man sie nur sehr nahe bey dem Ufer merket. Mit den Strömen ist es nicht so beschaffen. Man kann sie nicht leicht eher spüren, als in einer ziemlichen Weite von den Küsten. Näher nach dem Lande zu, vermengen sie sich mit der Ebbe und Fluth. Sie hören gemeiniglich funfzig Meilen vom Lande auf, oder werden doch nicht mehr gemerket. Unterdessen trift man einige in einer viel grössern Entfernung an. Sie laufen nicht ordentlich fort. Einige ändern ihren Lauf von Tag zu Tag. An-

dere

dere laufen sechs Monate von einer Seite, und sechs Monate von der andern. Einige stossen auf einander und laufen in einem Raume einander gerade entgegen. Einige sind so schnell, daß sie dem Laufe der Wellen, und dem Drucke der Winde widerstehen. Inzwischen merket man meistens allgemein an, besonders, wenn man dem Lande näher kommt, daß der Strohm überall, wo beständige Winde wehen, dem Laufe derselben folget.

Wir wollen nunmehr auf die Beschreibung der Flüsse von Indostan kommen. Die berühmtesten sind der Ganges und der Indus. Die Quelle des Ganges ist wenig bekannt. Der Kayser Ekbar bemühete sich vergebens sie zu entdecken. Einige Braminen, die er zu dieser Untersuchung brauchte, wurden in dem Theile von Indostan, das am meisten gegen Mitternacht liegt, einen Berg gewahr, der, als ein Ochsenkopf, gestaltet war. Als sie eine grosse Menge Wasser aus ihm herauskommen sahen, überredeten sie sich, daß es die Quelle wäre, die sie suchten, und weil sie sich mit dieser Entdeckung begnügten, so eilten sie, dem Kayser die glückliche Nachricht davon zu bringen. Die Sache wurde in die öffentlichen Verzeichnisse eingetragen. Man hat aber hernach dargethan, daß der Strohm, der aus diesem Berge fliesset, nur ein Wasserfall des Ganges ist, und daß dieser Fluß viel weiter oben, in dem mittäglichen Theile der Tartarey, entspringet. Man hat von seinem Ursprunge

sprunge keine besondere Nachricht *. Er fliesset von Nordwest nach Nordost, und fället gegen den 22 Grad mitternächtlicher Breite, nachdem er durch einen Theil der Tartarey, und durch den ganzen östlichen Theil des Mogolischen Indostans, gelaufen ist, in verschiedenen Ausflüssen, in den Bengalischen Meerbusen. Einige englische Carten legen ihm bis auf zwölf Ausflüsse bey. Der Fluß, welchen die Europäer in der Provinz Bengala Oegli nennen, ist nur ein Arm von dem Ganges. Dadurch läuft man gemeiniglich in diesen grossen Fluß. In der trocknen Jahreszeit, besonders im Monat April, ist er sehr seichte, und sogar an vielen Orten fast trocken. Im Monat September, wenn die Ueberschwemmung am stärksten ist, ist er, nach seinen Ausflüssen zu, etliche Meilen breit. Wenn er wieder von dem Lande abläuft, und in seine alte Ufer zurücktritt, läßt er einen dicken Leimen zurück, welcher es dünget. Sein Wasser ist sehr rein und gesund.

Der Indus, welchen die Morgenländer Sind nennen, fliesset auch von Norden nach Süden, und läuft durch den ganzen westlichen Theil des Mogolischen Indostans, bis an die Grenze von Guzarate, wo er, ungefehr unter dem 24 Grad nördlicher Breite, sich in den Meerbusen verliehret, dem er seinen Nahmen giebt. Man ist seines Ursprungs wegen, nicht einig.

* Salmon, oben. Otter, Mandelslo in der Geschichte der Reisen. Theil 10.

einig. Einige setzen seine Quelle in das Gebürge von Nagrakut, welches Indostan von dem kleinen Tibet scheidet: einige sagen, er komme von den Kachemirischen Gebürgen, welche Nagrakut gegen Norden liegen. Es fallen, in einem Laufe von ungefehr vierhundert Meilen, etliche zwanzig Flüsse in denselben, wovon die vornehmsten der Rigab, Karab, Ravi, Viah und Osvid sind. Man legt ihm zwey Ausflüsse bey, die so voller Sand sind, daß grosse Schiffe nicht hineinlaufen können. Der Ganges und Indus fassen durch ihren Lauf fast das ganze Mogolische Indostan ein, und dienen ihm, gegen Osten und Westen, zu natürlichen Grenzen.

Der Jemma, oder Gemene, fliesset bey Dehli und Agra, den zwey schönsten Städten von Indostan, vorbey. Er entspringt in dem mitternächtlichen Theile der Provinz Dehli, läuft gegen Mittag und hernach gegen Osten, und verliehret sich, unter dem 23 Grade der Breite, in den Ganges.

Der Tapte, oder Tapti, entspringt in der Provinz Candish, in der Nähe von Brampour, und stürzet sich, in den Gegenden von Surate, nachdem er lange gegen Westen gelaufen ist, in den Meerbusen von Cambaya.

Der Paddar entspringt in der Provinz Bando, nicht weit von Asmir, läuft von Norden nach Südwesten, und verliehret sich in den Indianischen Meerbusen.

Alle diese Flüsse, von welchen man jetzt geredet hat, berühren das Mogolische Indostan. Die Halbinsel aber hat zwey ansehnliche, den Ganga und Cristena. Beyde kommen von Visapour. Der Ganga fliesset von Mittag nach Norden, wendet sich hernach gegen Osten, und läuft durch die Provinz Orixa, wo er sich in den Bengalischen Meerbusen ergieset. Der Cristena läuft von Norden gegen Mittag, bis in die Gegenden von Golkonde, wo er seinen Lauf nach Osten zu nimmt. Er stürzet sich auch in den Bengalischen Meerbusen, unter Masulipatan, ungefehr unter dem 16 Grade der Breite. Die meisten andern Flüsse der Halbinsel haben nichts merkwürdiges, und sind eigentlich nur Ströhme, welche zur Regenzeit ausserordentlich anlaufen, und in der schönen Jahreszeit trocken sind.

Dritter Abschnitt.

Boden, Ackerbau, Pflanzen und Früchte von Indostan.

Die Länder, welche der Herrschaft des grossen Mogols unterworfen sind, sind ohne Widerrede der reichste und fruchtbarste Theil von Indostan. Das Land, welches immer grün ist, bringet daselbst zu allen Zeiten des Jahres einen grossen Ueberfluß von Körnern und Früchten hervor. Der Boden der Halbinsel ist überhaupt nicht so gut. Da sie unter der trockenen Zone liegt, und von der brennenden Hitze des Som-

mers

mers ausgetrocknet wird, so sind die Felder daselbst verschiedene Monate hindurch nicht grün, die Bäume ausgenommen, welche beständig frisch bleiben. Wenn aber der Regen einfällt, so wird die Erde mit Gras bedecket, und bringet geschwinde alle Arten von Hülsenfrüchten und Körnern hervor.

Man bestellt das Feld in der trockenen Jahreszeit. Obgleich die Erde sehr dürre ist, so ist sie doch leicht und weich, und läßt sich gut arbeiten. Der Leim, den die Ueberschwemmungen von den Flüssen zurücklassen, ist hinlänglich, das Land fruchtbar zu machen, und die Ackersleute haben nicht nöthig, es zu düngen. Man säet im Monat May und Junius, und die Erndte ist im November oder December.

Der Reis, Weitzen und Gerste wächset überflüßig in allen Provinzen des Mogolischen Indostans. Man erbauet daselbst auch viel Erbsen und Bohnen, welche von einer kleinerern Art, als unsere, sind. Mit den Erbsen, welche man Donna nennet, werden die Pferde gefüttert. Man läßt sie in Wasser kochen, menget Zucker und Gerstenmehl darunter, und machet eine Art von einer Torte oder von einem grossen Brode davon, welches diese Thiere sehr gerne fressen. Salmon merket bey dieser Gelegenheit an, daß in England, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Gewohnheit eingeführet wurde, die Pferde mit Rocken- und Weitzenbrode zu füttern; welches das Getreyde so theuer machte, daß der

König genöthiget war, wegen Abschaffung dieses Misbrauches einen Befehl herauszugeben. In der Halbinsel wird nicht viel ander Getreyde, als Reis, erbauet.

Die Blumen wachsen hier ohne Mühe zu allen Jahreszeiten. Sie sehen sehr prächtig aus, sie haben aber überhaupt keinen Geruch, und ihre Arten sind nicht so verschieden, als unsere. Die Rose und der Jesmin sind fast die einzigen Blumen, welche Geruch haben. Die Indianer machen ein Oel daraus, mit welchem sie sich bestreichen. Ihre Gärten sind angenehm, wohl gepflanzt, in Felder, Beete und Alleen eingetheilet, und mit Büschen, Springbrunnen und Grotten gezieret.

Die Natur, welche hier fruchtbarer, als in einigem andern Theile der Welt, ist, bringet eine solche Verschiedenheit von Bäumen, Sträuchern und Pflanzen von aller Art hervor, daß die einzige Gegend von Malabar, Stoff zu einer sehr weitläuftigen botanischen Sammlung verschaffet hat *. Ich kann nicht umhin, einige davon bekannt zu machen.

Der Aavora.

Dieses ist der Nahme eines Baums und seiner Früchte, welche so gros, als ein Hünerey sind, und

* Unter dem Titel Hortus Malabaricus herausgegeben. Der Geschichtschreiber der Reisen hat aus einem der seltensten Abschnitte seines eilften Theils einen Auszug gemacht. Aus dieser Quelle habe ich die vornehmsten Umstände der folgenden Beschreibung genommen.

und mit einander in einer grossen Hülse wachsen. Das Fleisch umgiebt einen sehr harten Kern, von der Grösse eines Pfirsickenkerns, worinnen viele Löcher sind. Es ist eine schöne Mandel darinne, welche eine zusammenziehende Kraft hat*.

Der Camchain und der Camkit.

Dieses sind zwey Arten von Pomeranzen, aus welchen die Morgenländer viel machen, besonders in Cochinchina und Tonquin, wo sie vortreflicher, als anderswo, sind. Der Camchain hat eine gelblichte Farbe, eine dicke und rauhe Haut, ein so gelbes Fleisch, als Ambra, einen angenehmen Geruch und einen vortreflichen Geschmack. Diese Frucht ist so gesund, daß man sie den Kranken zu essen erlaubet. Der Camkit ist um die Hälfte kleiner als der Camchain. Seine Farbe ist dunkelroth. Seine Haut ist glatt und fein, sein Geschmack vortreflich, für Leute aber, welche einen schwachen Magen haben, ist er sehr ungesund. Die Jahreszeit dieser beyden Früchte ist von dem Monat October, bis in den Monat Februar.

Der Agoucla, oder Adlerholz, der Calamba, die Aloestaude, der Sandal.

Ich setze diese Bäume in eine einzige Classe, weil ihre Art gleichförmig ist. Der Agoucla,

* Geschichte der Reisen. Theil XL. Seite 635. u. folg.

den die Portugiesen Aquila, oder Adlerholz, nennen, ist das Holz von einem grossen Baume, welcher, in verschiedenen Stücken, dem Olivenbaume gleichet. Sein Holz ist dichte, harzig und schwer. Seine Farbe ist bald grau, bald braun, und zuweilen schwärzlich. Es giebt einen sehr angenehmen Geruch, wenn man einige kleine Stückchen davon in das Feuer wirft. Dieses ist ein Weyrauch, dessen sich reiche Leute bedienen, und man versichert, daß dieses Räuchern eben so gesund, als angenehm, ist. Es bringet Schweis zuwege: es belebet die Geister wieder. Der beste Agoucla kommt von Cochinchina.

Der Calamba ist ein ander Holz, das seines guten Geruchs wegen hochgehalten wird, und wovon man schöne eingelegte Arbeit macht. Seine Farbe ist grünlich. Es wird verbrannt, wie der Agoucla, und die Grossen brauchen diesen Weyrauch sehr.

Die Aloe hat dicke Blätter mit ausgehölten Queerstreifen, welche unten rund ausgebogen, und mit stumpfen Spitzen umgeben sind. Diese Pflanze hat nur eine Wurzel, welche so gerade, als ein Pfahl, ist. Ihr Geruch ist sehr stark, und nichts übertrift ihre Bitterkeit. Sie wächset häufig in ganz Indien. Man rühmet ihren Nutzen in der Arzneykunst.

Der Sandal ist ein Baum von der Grösse eines Nußbaums. Er trägt eine Frucht in der Gestalt der Kirschen, welche anfänglich grün, und

und hernach schwarz siehet, aber sehr unschmackhaft ist. Sein Holz wird sehr hoch gehalten. Es giebt rothes, gelbes und weisses. Die beyden letzten Arten werden am meisten gesuchet. Man reibet oder stampfet dieses Holz in einem Mörser voll Wasser, und man bekommt einen dicken Saft daraus, womit man sich den Leib schmieret. Man verbrennet es auch in kleinen Stückchen in den Gemächern, wo es einen angenehmen und heilsamen Geruch von sich giebt. Der rothe Sandal riechet nicht so gut, und wird nur gemeiniglich in der Arzneykunst gebrauchet.

Der Seifenbaum.

Der Seifenbaum wird also genennet, weil er eine Art von natürlicher Seife hervorbringet. Es ist ein grosser Baum von der geringen Anzahl derjenigen, welche hier ihre Blätter verliehren. Er träget Früchte, die wie kleine Kugeln gestaltet sind, und in ihrer Reife eine gelblichte Schale haben. Wenn man sie zwischen den Händen reibet, machen sie einen dicken Schaum und eine sehr weisse Seife, welche man hier sehr brauchet, die Seyde zu waschen.

Der Tenga, oder Cocosbaum.

Dieser Baum ist in Indien, seines Nutzens wegen, der vornehmste. Er ist von mittelmäßiger Stärke, die aber den ganzen Stamm lang gleich ist. Der Stamm ist sehr gerade, und gemeiniglich dreyßig bis vierzig Schuh hoch. Auf dem Gipfel bekommt er zehn oder zwölf Blät-

ter, die anderthalb Schuh breit und acht oder zehn Schuh lang sind. Er hat keine andern Aeste. Er hat sehr viele Wurzeln, sie sind aber dünne und nicht tief. Sein Gipfel treibet, zwischen den Blättern, verschiedene Sprossen, fast so stark, als ein Arm. An jeder hängt eine Art einer Traube, die aus zehn, zwölf, oder funfzehn Cocosnüssen bestehet. Die erste Schale dieser Früchte ist glatt, sehr zart, und von einem schönen Grün: sie wird aber gelb und ein wenig stärker, wenn sie älter wird. Die zweyte ist eine harte, dichte Schale, so dicke, als ein Daumen. Man macht kleine Gefässe, Pulverflaschen, und andere geringe Sachen, daraus. Sie hat einen hellen, angenehmen und erfrischenden Saft in sich. Man trift zuweilen in einer einzigen Cocosnuß ein Vierthelmaaß davon an. Nachdem die Frucht reifer wird, so verändert sich ein Theil dieses Wassers in ein weiches und weisses Wesen, welches wie Rahm schmecket. Wenn sie vollkommen reif ist, bleibet nur sehr wenig Wasser darinne, und wenn endlich der Saft vertrocknet, so wird eine Art einer Mandel, oder vielmehr einer grossen Nuß, daraus, welche so feste ist, als der Kern von Haselnüssen, wovon sie den Geschmack und die weisse Farbe hat. Wenn man sie in einer Mühle presset, bekommt man ein Oel daraus, welches, wenn es frisch ist, dem Mandelöle, der Güte nach, gleich ist, und, wenn es alt wird, bekommt es die Bitterkeit und den starken Geruch des Nußöls. Dieses ist das einzige Oel, dessen Gebrauch in Indien bekannt ist.

Mit

Mit dem, was in der Presse zurücke bleibet, kann man die Thiere und das Federvieh, und sogar in unfruchtbaren Jahren viel arme Leute ernähren.

Der Cocosbaum bringet des Jahres dreymal neue Sprossen und neue Früchte hervor. Eine Cocosnuß ist, wenn man die beyden Schalen darunter begreift, beynahe so groß als ein Menschenkopf. Da sie der geringste Wind von ihrem Stiele losreissen kann, und sie zuweilen in ihrer Reife von sich selber herunter fällt, so würde es sehr gefährlich seyn sich unter diese Bäume zu setzen, welche ohnedem wider die Sonnenhitze nur wenig helfen.

Wenn man von den Sprossen die Spitze abschneidet, so tröpfelt ein weisser Saft heraus, den man in einem Gefässe, das an ihrem Ende angehängt ist, auffammelt. Man nennet ihn Tari. Es ist ein ziemlich angenehmer Saft, welcher beynahe den Geschmack unserer süssen Weine hat, und fähig ist, betrunken zu machen. Man muß ihn vor der Sonnen Aufgang sammeln, und frisch trinken, denn über den andern Tag wird er sauer, und macht alsdenn eine Art von Eßig, den man Sori nennet. Wenn man ihn in seiner größten Stärke distilliret, und dreymal abziehet, so bekommt man daraus einen sehr starken Brandewein. Wenn man ihn mit ein wenig ungelöschten Kalk kochen läßt, wird eine Art von einem sehr weissen Zucker daraus, der aber niemals so gut ist, als derjenige, welcher von Zuckerrohr gemacht wird. Die Indianer nennen

ihn Jagara, und brauchen ihn ihren Confekt davon zu machen. Die Bäume, aus welchen man diesen Saft ziehet, tragen keine Früchte, weil daraus die Nüsse werden, und Nahrung davon haben.

Dellon siehet den Cocosbaum mit Recht, als das nützlichste und wunderbarste unter allem, was die Natur hervorbringet, an. Man kann, sagt er, an diesem einzigen Baume alles finden, was zur Erbauung, Ausrüstung und Ladung eines Schiffes nöthig ist; man kann davon ein Haus bauen und mit Hausrath versehen, und diejenigen davon ernähren, die es bewohnen. In der That kann sein Holz zu jedem Baue gebrauchet werden. Mit seinen breiten und dicken Blättern decket man die Häuser, und sie widerstehen verschiedene Jahre hindurch der schlimmen Luft. Von ihren zartesten Fäserchen machet man sehr schöne Matten, welche in ganz Asien verführet werden, und das inwendige von den Blättern, das so dicke ist, als ein Bein, brauchet man zum Brennen. Die erste Schale der Cocosnuß, bringt, wenn sie noch zart ist, andere Fäserchen hervor, woraus man viele Arten von Zeugen, alle Arten von Seilen, auch sogar Ankerseile für die größten Schiffe, machen kann. Damit wir hier alle Eigenschaften dieses Baumes zusammennehmen, wollen wir mit Dellon anmerken, daß er Indien eine wohlschmeckende Frucht giebt; einen Saft, der den Wein ersetzet, und welcher sehr gesund ist; eine Nahrung, welche das Vieh mästet, und zur unfruchtbaren Zeit die Armen

ernäh-

ernähret; alles Oel, womit man das Essen schmelzet, und welches in Lampen verbrannt wird; verschiedene Arten von Brandewein und starken Getränken; Eßig, Honig, Zucker, Papier, Schmiedekohlen, Zeug zum Spinnen, allerhand Arten von Bauholz, Gefässe, Hausrath, und Küchengeräthe von allen Arten. Also sind die Pflanzungen der Cocosbäume eine von den besten Einkünften, die man in Indien haben kann. Man findet nirgends schönere und in grösserer Anzahl, als auf der Küste von Malabar.

Der Anananseira, oder Ananas; der Angolam.

Die erste von diesen Pflanzen ist eine der angenehmsten Produkte Indiens. Sie wächset auch in vielen Gegenden von Afrika und Amerika, und einige Liebhaber seltener Sachen bauen sie in Europa mit Fortgang. Ihre Frucht hat eine Pyramidengestalt und spitzige Blätter, welche ihr mit der Artischocke einige Aehnlichkeit geben. Ihr gemeines Maas ist eine Spanne lang, und eine halbe Spanne im Durchschnitte. Ihr Fleisch, welches wie Bisam riechet, ist feste, gelb und weis schattiret, sauer vom Geschmacke, aber angenehm, besonders wenn man ein wenig Zucker darunter menget. Die Indianer essen diese Frucht sehr gerne. Ihre Säure ist so stark, daß ein Messer, wenn man es einen Tag lang drinnen liesse, seine Härte gänzlich verliehren würde. Sie ist übrigens sehr gesund. Die Pflanze,

welche

welche sie hervorbringt, ist nur eine Art von einem Busche. Der Angolam ist ein Baum von der ersten Grösse, welcher auf den Bergen und zwischen den Felsen wächset. Man versichert, daß er gemeiniglich ungefehr hundert Fuß hoch ist, und zwölf Fuß im Umfange hat. Er trägt Früchte, die den Kirschen gleich sind, die sich aber viel länger halten. Die Indianer von Malabar sehen ihn, als ein Sinnbild der königlichen Würde an, weil sich seine Blüthen in Gestalt einer Krone um die Aeste herum ansetzen. Seine Wurzel tödet die Würmer, welche im Leibe wachsen, und wird für ein vortrefliches besonderes Mittel wider die zähen und gallichten Feuchtigkeiten, wider die Wassersucht, und wider den Biß giftiger Thiere, gehalten.

Der Areka und der Betel.

Ich habe so vielmahl von diesen beyden Pflanzen geredet, daß mir wenig davon zu sagen übrig ist. Der Areka ist eine Frucht von der Gestalt und Grösse einer kleinen Nuß, mit einer grünen Haut umgeben, ohne einige andere Schale, das ist, ohne Holz. Der Baum, der sie hervorbringt, hat einen sehr geraden und hohen Stamm, der aber so dünne ist, daß man sein Holz nur zu Masten und Segelstangen für Schiffe von mittelmäßiger Ladung brauchen kann. Diese Frucht, wenn sie frisch ist, hält ein weisses und kleberiges Wesen in sich, welches so stark ist, daß es diejenigen, die es nicht gewohnt sind, trunken macht: diese Trunkenheit aber dauret nicht lange. Hernach

nach verliehret der Areka diese zähe Feuchtigkeit, und macht nicht mehr trunken. Der Betel ist ein Blat von einem kriechenden Gesträuche, wie Epheu. Es schmecket nach Gewürze. Es ist von Natur grün, man hat aber das Geheimnis gefunden, es weis zu machen, indem man es mit vielem Wasser begreisset, wenn es von dem Strauche abgepflücket ist; welches ihm einen angenehmen und feinern Geschmack giebet. Der Betel und Areka werden zusammen gekauet, indem man darunter ein wenig gelöschten Kalk nimmt. Diese Vermischung, welche man schlechtweg Betel nennet, machet den Speigel, die Zunge und die Lippen roth, schwärzet die Zähne, lässet in dem Munde einen angenehmen Geruch zurück, führet die Feuchtigkeiten ab, und stärket den Magen. Bey Leuten von Stande setzet man allemal vollkommen weisse Betelblätter vor, und man thut zu den andern Spezereyen ein wenig Cardamomen und Ambra.

Der Areira.

Dieser Baum ist so gros, als ein Apfelbaum. Seine Blätter sind klein. Seine Frucht, welche die Portugiesen Zimmetapfel, vielleicht deswegen genennet haben, weil sie den Geruch dieses Holzes an ihr gefunden haben, gleichet einem Tannzapfen. Sie hat eine grüne Haut, ein weisses Fleisch, mit schwarzen Kernen untermengt, und so weich, daß man es mit Löffeln isset. Ihr wahrhafter Geruch ist wie Ambra und Rosenwasser,

wasser, mit einander vermenget. Im November und December ist sie reif.

Der Bambou, oder Mambou.

Wir reden hier nur deswegen von diesem Baume, damit wir anmerken können, daß man auf den Küsten von Malabar und Coromandel in seinen Fugen eine weisse und geronnene Materie findet, welche die Indianer Sucar Mambou, das heißt, Zucker von Mambou, nennen. Die Persianer und Araber geben ihr den Nahmen Tabaxir, welches ein weisser Saft, bedeutet. Ihre medicinischen Tugenden werden so hoch geachtet; daß man sie gemeiniglich nach dem Gewichte des Silbers verkaufet. In den meisten andern Gegenden Indiens haben die Bambous dieses Wesen nicht.

Der empfindliche Baum.

Er hat diesen Nahmen von einer sehr merkwürdigen Eigenschaft. Sobald man ihn anrühret, so schwillt seine Frucht auf und beweget sich. Schouten erzählet, daß, als er einmal mit einigen andern Europäern unter einem solchen Baume gesessen, sie seine Frucht kaum angerühret hätten, so hätte sie angefangen zu schwellen, sich merklich zu erschüttern, und verschiedene Sprünge zu thun.

Der Benzoinbaum.

Der Benzoin ist ein Harz von einem sehr angenehmen Geruch, welches von Natur von einem

grossen

grossen Baume mit vielen Blättern, die den Citronenblättern gleichen, abtröpfelt. Es ist eine Art eines Weyrauchs, welchen die Araber Lou nennen, und welches eine der kostbarsten Waaren des Orients ist, sowohl wegen seines vortreflichen Geruchs, als auch wegen seines Gebrauchs in der Arzneykunst. Obgleich dieses Harz von Natur aus dem Baume läuft, so macht man dennoch noch Schnitte hinein, um eine grössere Menge daraus zu bekommen. Die jüngsten Bäume geben den besten Benzoin, welcher schwärzlich ist. Die Alten geben nur weissen, welcher nicht so hoch geachtet wird.

Der Kampherbaum.

Dieses ist ein ziemlich gemeiner Baum in Indien. Seine Blätter gleichen den Lorbeerblättern. Seine Früchte sind Beere, welche, wie die Frucht einer Eiche, aus einem Kelche und einer kleinen Eichel, zusammengesetzet sind, die einen ölichten Saamen, so gros, als ein Pfefferkorn, in sich fasset. Ihre Farbe ist dunkel purpurroth. Wenn man das Holz, die Blätter, die Früchte und die Wurzeln dieses Baums kochen läßt, so bekommt man eine Art eines künstlichen Kamphers daraus, aus welchem die Indianer viel machen, welcher aber mit dem Kampher von Borneo nicht zu vergleichen ist.

Der Dutroa, der Talassa, der Cumuc.

Der Dutroa ist eine Pflanze, welche an ungebauten Orten, als ein Gesträuche, wächset. Ihre

Blät-

Blätter sind spitzig, zackigt und weis. Wenn sie abfallen, so machen sie einem runden Busche Platz, der auf dem Gipfel des Baumes wächset, und welcher ein Saamenkörnlein trägt. Man versichert, daß dieser Saame, wenn er in Wasser, Wein, oder in andere Sachen gemischet, und in einer gewissen Menge zu sich genommen wird, einen plötzlichen Schwindel verursachet, welcher sich durch unmäßiges Lachen, oder durch ein abscheuliches Geschrey, verräth, und in kurzer Zeit in das Grab bringet. Wenn man weniger davon nimmt, fällt man in eine gänzliche Tummheit, oder in einen tiefen Schlaf. Dieser Zustand dauert zwölf oder funfzehn Stunden. Man füget hinzu, daß unzüchtige Weiber sich dieses Kunststückes bedienen, um ihre Männer oder Hüter in den Schlaf zu bringen.

Der Talassa bringet weder Blüthen noch Früchte hervor; seine Blätter aber, wenn sie in Eßig geleget werden, sind ein Gewürze an den Gerichten. Die Indianer essen sie grün, um sich zur Wollust aufzumuntern. Der Cumuc ist ein kriechender Strauch, und muß wie Epheu gestängelt werden. Seine Frucht wächset traubenweis, wie der Wein, an ungebauten Orten, und jedes Korn hat seinen besondern Stiel. Man hält sie für ein besonderes Mittel wider alle Brustbeschwerungen. Die Mohren eignen ihr eben die Kraft zu, als dem Talassa, nämlich daß sie zu dem sinnlichen Vergnügen erwecket.

Der Bananasbaum, der indianische Feigenbaum.

Der ostindianische Bananasbaum ist nicht sowohl ein Baum, als eine ziemlich zarte Pflanze, von der Beschaffenheit des Schilfrohres, so dick, als unten das Dickbein an einem Menschen, und funfzehn bis zwanzig Spannen hat. Ihre Blätter sind ungefehr vier Spannen breit, und die Indianer bedienen sich ihrer zu Schüsseln und Tellern. Man braucht sie auch, statt des Papiers, zum Schreiben. Der Stengel bringet sechzig, bis hundert, Bananas: er träget aber nur einmal. Wenn man die Frucht abgenommen hat, schneidet man ihn unten ab, und er schläget bald wieder aus. Es giebt Bananas von zweyerley Arten. Einige sind eine Hand lang, und so rund und dicke, als ein Ey. Man nennet sie Bratbananas, weil man sie bey dem Feuer bäckt, indem man ein wenig Zucker und Zimmet darunter menget. Ihr Fleisch ist röthlich, und voll schwarzer Kerne, welche auch gegessen werden. Man nimmt sie noch grün ab, und lässet sie an Orten, wo man sie aufbehalten kann, gelb und reif werden. Es ist eine sehr nahrhafte Frucht, ob sie gleich von Natur kalt ist. Die Bananas von der andern Art werden Gartenbananas genennet. Man isset sie roh, weil sie zärter, hitziger und von bessern Geschmacke sind, als die ersten. Sie sind nicht ganz so groß; sie haben aber eben den Saamen, und werden zu gleicher Zeit reif.

Der Baum, welchen die Portugiesen den indianischen Feigenbaum genennet haben, hat mit dem europäischen Feigenbaume nichts gemein, und gleichet vielmehr unsern Nußbäumen, deren Blätter er hat. Er träget eine kleine Frucht, welche die Indianer verbrennen, um ein schwarzes Harz daraus zu bekommen, dessen sie sich, statt des Pechs, zu Verpichung der Schiffe bedienen. Das besondere an diesem Baume ist, daß seine Aeste erst in die Höhe nach dem Gipfel zu treiben, wo sie einige Sprossen hervorbringen, hernach aber sich nach der Erde zu beugen, und Wurzel schlagen, woraus andere Bäume wachsen, welche in kurzer Zeit ein ganzes Land bedecken würden, wenn man nicht Sorge trüge sie auszurotten. Sein Holz taugt zu nichts, als zum brennen.

Der Plantin.

Dasjenige, was unsere gewöhnlichen Berichte den indianischen Plantin, oder Platane, nennen, ist ein Baum, welcher dem Bananasbaume viel gleicher, dessen Frucht aber noch einmal so dicke und lang ist. Einige Reisende nennen sie die Königin der Früchte, und ziehen sie sogar der Cocosnus vor. Der Baum, welcher sie trägt, ist gemeiniglich nur zehn oder zwölf Schuh hoch, und hat drey oder viertehalb Schuh im Umkreise. Wenn er aus der Erde hervorbricht, treibet er zwey Blätter. Wenn er einen Schuh hoch gewachsen ist, treibet er zwey andere zwischen den ersten; so daß, wenn diese nach

Norden und Süden stehen, diese nach Osten und Westen zu wachsen. Ein wenig höher bringet er zwey andere hervor, worauf andere in eben der Ordnung folgen, bis sich an den Gipfel des Baumes ein starker Stengel, so stark und lang, als ein Arm, der mit acht oder zehn Blättern umgeben ist, formiret.

Die ersten Blätter dieses Baums sind nicht länger, als ein Schuh, und einen halben Schuh breit, und ihr Stengel ist nicht stärker, als ein Finger. So aber, wie der Stamm höher wächset, werden sie grösser, und wenn der Baum in seiner Vollkommenheit ist, sind sie wenigstens sieben oder acht Schuh lang, und anderthalb Schuh breit. Ihr Stengel ist alsdenn so stark, als ein Arm. So wie die alten Blätter abfallen, kommen neue hervor, welches den Baum beständig grün erhält, ein Vortheil, der fast allen indianischen Bäumen gemein ist. Die verschiedenen Stengel, welche aus dem Baume wachsen, scheinen an dem Stamme des Baumes, an dem Orte, wo sie entstehen, verschiedene dicke Häute zu machen, welche eine über die andere wachsen. Der Stengel, der an dem Gipfel wächset, und aus dem Herzen des Baumes hervorkommt, ist härter und stärker, als einiger anderer Theil des Stammes. Um diesen Stengel herum kommen erstlich die Blüthen hervor, und die Frucht wächset daran, als ein Knaul. Sie wächset in einer Hülse von sechs oder sieben Zoll lang, die so dicke ist, als ein

Arm. Diese Schale ist, wenn sie reif wird, weich und gelb. Sie ist wie eine grosse Wurst gestaltet, und die Frucht, die sie in sich hat, ist nicht härter, als die Butter im Winter ist. Ihr Geschmack ist sehr gut. Sie zergehet im Munde, und hat nichts, als das Fleisch, ohne die geringsten Kerne. Diese wunderbare Beschreibung giebt uns Dampier.

Die Indianer braten diese Frucht, und lassen sie im Wasser kochen, wenn sie noch grün ist, und essen sie statt des Brodes zum Fleische und Fischen. Die Engländer, welche sich in Indien niedergelassen haben, machen einen Teig daraus, welchen sie, wie Pudding, kochen lassen. Eben diese Frucht, wenn sie in Wasser geweichet, oder ausgedrucket wird, macht einen angenehmen und sehr nahrhaften Trank, der sich aber nur vier und zwanzig Stunden hält. Endlich ziehet man aus der Rinde des indianischen Ahornbaums lange Fäserchen, die gleich stark sind, leichte von einem Ende des Baumes, bis zu dem andern, losgehen, und woraus mit wenig Kosten starke Tücher bereitet werden. Die Einwohner der Insel Mindanao tragen keine andern Kleider.

Der Godronbaum.

So nennen die Europäer einen Baum, aus welchem ein natürliches Gummi läuft, welches man, wie den Godron, brauchet. Sein Stamm ist drey oder vier Schuh im Durchschnitte. Dieses Gummi wird auf folgende Art herausgezogen.

gen. Man macht einen horizontalen Einschnitt, bis mitten in den Stamm, hernach macht man oben drüber einen andern Einschnitt der Queere. Man gräbt auf der Seite, wo beyde Einschnitte zusammenkommen, eine Art von Becken, das ein halbes oder ganzes Maas Saft halten kann. Der Saft fällt einige Monate hindurch in diesen Hälter, welchen man alle Tage ausschöpfet; hernach giebt der Baum kein Gummi mehr. Ungeachtet der tiefen Schnitte, die man in ihn gemacht hat, erholt sich doch der Baum mit der Zeit wieder.

Der Durion und der Jaqueira.

Der erste von diesen Bäumen ist so groß, als unsere Apfelbäume. Seine Frucht ist beynahe so stark, als ein Kürbis, und wächset nur am Stamme, oder an den grossen Aesten, welche ihm am nächsten sind. Sie ist mit einer dicken und starken Schale umgeben, die anfangs grün ist, und gelb wird, wenn sie reif ist. Man isset sie nicht eher, als bis sie sich oben öfnet. Diese Frucht ist von Natur in verschiedene Abschnitte getheilet, welche kleine Fächerchen in sich halten, worinnen sich ein Fleisch befindet, das so weis ist, als Milch, und welches die Indianer für eben so schmackhaft halten, als den besten Rahm. Die Europäer fällen nicht gleich anfangs ein so vortheilhaftes Urtheil davon; wenn sie es aber gewohnt werden, so schmecket es ihnen vortreflich. Man muß es frisch essen; denn nach ein oder zwey Tagen verdirbt es. Ihr Geruch ist sehr

angenehm. In ihrem Fleische stecken verschiedene Kerne, so groß, als eine Bohne, welche man geröstet isset, und den Geschmack einer Castanie haben.

Der Jaqueira ist so groß, als ein Lorbeerbaum. Seine Blätter und Rinde ist gelb und weis untereinander. Seine Frucht, welche Jaca heißt, ist noch grösser, als der Durion. Ein Mensch kann nicht mehr, als eine, tragen. Sie wächset an dem Stamme des Baumes, gemeiniglich gegen den Fuß desselben zu, weil die Aeste nicht stark genug sind, eine so grosse Last zu ertragen. Ihr Fleisch ist gelb, von einem sehr angenehmen, aber nicht so vortreflichen Geschmacke, als der Durion. Sie hat auch Kerne, die man rösten läßt, und die man wie Maronen ißt. Die Jahreszeit dieser Früchte ist von dem Monat Merz, bis in den Monat September.

Der Indig.

Dieses ist eine Pflanze, die als ein Busch wächset. Die Indianer nennen sie Anilnil, Anernelli, Gali ꝛc *. Die meisten Europäer geben ihr den Nahmen Indig, weil sie sie in Indien, ihrem Ursprunge nach, haben kennen lernen. Das Gesträuch wächset mannshoch. Es treibet kleine Aeste, welche den Aesten des Stachelbeerbusches gleich, aber ohne Stacheln, sind. Seine Blätter sind den Blättern des gelben Pastinacks ähnlich. So lange sie klein sind, sind sie grün, und nehmen hernach eine violette Farbe

* Geschichte der Reisen, ebendas. Salmen eben.

Farbe an, welche ins blaue fällt. Jeder kleiner Stengel trägt ihrer drey. Die Blüte gleichet der Blüte der Distel, und der Saame dem Saamen des foenu grecum, welches eine Art Klee ist.

Diese Pflanze wächset gerne an hohen Orten und in einem trockenen und sandigen Boden. Ein Drittheil Kreyde und zwey Drittheil Sand ist diejenige Vermischung, welche zu ihrer Fruchtbarkeit beyträgt. Man begiesset sie nur selten. Man muß den Boden, worein man sie säen will, drey oder viermal umarbeiten. Hernach streuet man den Saamen hinein. Wenn die Pflanze vier Finger hoch ist, so hacket man die Erde auf, die darum ist. Wenn die Blätter und Blüten anfangen hervorzubrechen, und das Gesträuch zwey oder drey Schuh hoch ist, schneidet man es fünf oder sechs Zoll von der Erde ab, um den Indig einzusammeln. Die Indianer haben im Gebrauch, es dreymal des Jahres abzuschneiden. Die erste Erndte ist ohne Vergleich besser, als die beyden andern, und die andere besser, als die dritte. Nachdem man sie das drittemal abgeschnitten hat, reisset man die Pflanze aus und verbrennet sie. Wenn das Land drey Jahr hinter einander getragen hat, muß man es ein Jahr ruhen lassen.

Es giebt verschiedene Arten den Indig zuzubereiten. Einige legen die abgeschnittenen Aeste auf einen trockenen und gleichen Boden, und schlagen ihn, damit die Blätter und der Saame

davon abgehet, welche sie hernach auf Matten breiten. Man läßt sie fünf und zwanzig Tage lang so liegen, und decket sie sorgfältig zu. Hernach thut man sie in grosse Kessel, wovon man die Helfte damit anfüllet: das übrige giesset man voll Wasser. Man rühret sie stark um, und setzt sie vier Stunden lang in die heiseste Sonne. Unterdessen laufen die Blätter auf, und geben einen violetten Schaum. Man seiget hernach in andere viel grössere Kessel, das Wasser, welches diese erste Farbe bekommen hat, durch ein feines Tuch; und presset das zurückgebliebene in eben dem Tuche, damit aller Indig herausgehet, indem man zuweilen Wasser darauf giesset, bis es keine Farbe mehr annimmt. Diejenigen, welche man zu dieser Arbeit brauchet, haben die Vorsicht, daß sie ein Tuch auf das Gesichte legen, und Maul und Nase feste zumachen, indem sie in dem Tuche nur zwey kleine Löcher, den Augen gegen über, lassen. Sie trinken jede halbe Stunde Milch. Ungeachtet aller dieser Bewährungsmittel aber, dringt die zarte Dunst des Indigs dennoch durch, und ihr Speichel ist eine Zeitlang bläulich. Man hat sogar angemerket, daß, wenn man des Morgens ein Ey nahe an den Ort leget, wo der Indig gesiebet wird, man es des Abends inwendig ganz blau findet, wenn man es zerbricht.

Nachdem man dieses durchgeseigte Wasser lange und zu verschiedenen malen geschlagen hat, lässet man es verschiedene Tage ruhen, und decket

die Kessel mit einem Tuche zu. Das Wasser wird nach und nach helle, und von allen kleinen Theilchen des Indigs rein, welche sich zu Boden setzen. Man läßt es alsdenn durch viele Oefnungen, die in den Kessel gemacht sind, ablaufen. Was unten zu Boden zurückbleibet, machet, nachdem es an der Sonne und im Sande getrocknet worden, einen festen Teig aus, welchen man in kleine Stückchen von verschiedener Gestalt theilet, einige oben rund und unten platt, wie ein entzweygeschnittenes Hünerey, andere überall platt, wie kleine Kuchen. Dieses ist das letzte, was man bey dieser Arbeit vornimmt.

Andere, anstatt daß sie die Blätter in Kesseln weichen lassen, thun sie in grosse Becken, welche von einer Art von Kalke gemacht sind, der so hart und glatt, als Marmor, ist. Sie haben achtzig, bis hundert Schritte im Umfange. Man giesset sie mit süssen Wasser, das mit ein wenig Seewasser vermengt ist, halb voll, und wirft die Blätter hinein, die man an der Sonne hat trocknen lassen, nachdem man sie zuvor von ihren kleinen Aesten abgepflücket hat. Man rühret sie ofte im Wasser herum, bis sie von einer Art von Schlamm, oder Leimen, werden. Man läßt alles zusammen einige Tage lang ruhig stehen, und wenn sich das Dicke genung gesetzet hat, machet man die Löcher, die man mit Fleiß in den Umfang der Becken gemacht hat, auf, und läßt das Wasser ablaufen. Der Schlamm, welcher auf dem Boden bleibet, wird in Körbe gethan.

Man knetet ihn hernach, und macht unterschiedene Massen daraus, welche man an der Sonne trocknet.

Der Indig ist in Indostan ein ziemlich gemeiner Produkt. Es wächset sehr vieler in dem Gebiethe von Surate, in der Nachbarschaft von Agra, in der Provinz Raout, an verschiedenen Orten der Provinz Bengala, und auf der ganzen Küste Coromandel. Derjenige, welchen man in dem Gebiethe von Biana, Indoua und Corsa, eine oder zwey Tagereisen von Agra, einerndtet, wird am höchsten geschätzet. Man hat bey dem Einkaufe dieser Waare viele Kenntnis nöthig. Denn ausser daß seine Beschaffenheit in dem Preise einen grossen Unterschied machet, so geschiehet es auch oft, daß ihn die Indianer mit andern Sachen verfälschen.

Der Makarekau.

Das ist ein merkwürdiger Baum wegen der Höhe seines Stammes, der Schönheit seiner Früchte und der besondern Lage seiner zahlreichen Wurzeln, die fast ganz ausser der Erde liegen, und machen, daß es scheinet, als wenn er auf Bogen stünde, wodurch man das Licht siehet. Die Indianer haben die Gewohnheit, einen Theil dieser Wurzeln abzuschneiden, deren Holz sehr glatt ist, und lassen gemeiniglich nur viere daran, um den Baum zu halten, welcher bald wieder neue schlägt. Seine Blüthen sind weis, allezeit doppelt, von einem angenehmen Geruch,

sehr dicke und einen Schuh lang. Sein Blätter haben fünf oder sechs Schuh in der Länge, und neun Zoll in der Breite. Sie sind so dick, daß man sie in viele Häutchen theilet, worauf man mit Dinte, wie auf Parchement schreibet. Seine Frucht ist rund, fleischfarben, und so gros, als ein Kürbis. Das Fleisch wird nicht gegessen, sie steckt aber voller Kerne von einem vortreflichen Geschmacke. Das Holz des Baumes ist feuchte, voll kleiner Oefnungen und zerbrechlich; Beschaffenheiten, welche nicht erlauben, daß man einen grossen Nutzen daraus ziehen kann.

Die Molucane.

Diese Pflanze, welche also genennet wird, weil sie ursprünglich aus den Molukkischen Inseln kommt, wächset gemeiniglich drey oder vier Schuh hoch, und zuweilen schieset sie bis auf sieben Fuß in die Höhe. Ihr Stengel ist dünne, ein wenig hohl, zart und schwach. Sie treibet viele Zweige, welche sich fortpflanzen, wenn man sie auf der Erde hinlaufen läßt; so daß eine einzige Pflanze zuweilen einen grossen Raum einnimmt. Ihre Blätter sind zackigt und schön grün. Ihre Blüthe ist gelb. Diese Pflanze wächset an feuchten Orten und in einem fruchtbaren Boden. Ihre zweyte Schale und ihre Blätter werden in der Arzneykunst stark gebrauchet, und heilen alle Wunden und die allerältesten Geschwüre; deswegen nennen sie die Indianer in ihrer Sprache, das Hülfsmittel der Kranken und den Untergang der Aerzte.

Die

Die wilde Fichte.

Die Europäer haben ihr diesen Nahmen gegeben, weil sie Früchte hervorbringet, die unsern wahrhaften Fichtenäpfeln ziemlich gleich, aber viel grösser sind. Ihre Blätter sind so dicke, so lang und so dichte, daß sie das Regenwasser in der Menge von ungefehr einem Maasse aufbehalten. Diejenigen, welche sich den Durst löschen wollen, stecken ein Messer, ein wenig über der Wurzel hinein, und lassen das Wasser herauslaufen. Das ist an diesem Baume das sonderbarste.

Der Pfefferbaum

Es ist dieses ein Strauch, dessen Blätter dem Epheu gleichen. Sein Stock ist so schwach, daß er an eine Mauer, oder an einen Baum, oder an Rohr, welches ihm zur Stütze dienet, muß gesetzet werden. Seine Blätter riechen und schmecken eben so stark, als sein Saamenkorn selbst. Er wächset nur im fetten Erdreich, und er muß sorgfältig gebauet werden, besonders die drey ersten Jahre, in welchen man alles Gras, das häufig um seine Wurzeln wächset, ausgäten muß. Man säet ihn nicht, sondern pflanzet ihn, und man muß gute Ableger aussuchen. Er trägt erstlich nach drey Jahren. In dem ersten Jahre seiner Fruchtbarkeit und in den beyden darauf folgenden, trägt er in grossem Ueberflusse. Ein solcher Strauch bringet alsdenn sechs und sieben Pfund Pfeffer. In den drey darauf folgenden Jahren ist seine Fruchtbar-

barkeit um ein Drittheil geringer, und der Baum wird hernach immer schlechter, so daß er nach dem zwölften Jahre nichts mehr träget.

Wenn der Pfefferbaum bald tragen will, muß man die Aeste von den Bäumen, an welchen er stehet, abhauen, damit ihm ihr Schatten nicht schade, weil ihm die Sonne nöthiger, als einiger andern Pflanze, ist. Man muß auch die Trauben, wenn sie sich formiren, ein wenig stützen, damit ihre Schwere den Hauptstengel, der sehr schwach ist, nicht darnieder ziehe. Die Weite zwischen den Pflanzen muß so seyn, daß man um sie herumgehen kann, ohne sie zu beschädigen. Wenn man ihre Frucht abgenommen hat, schneidet man eben die kleinen Aeste ab, damit sie nicht zu hoch wachsen. Ohne diese Vorsicht würden sie das Jahr darauf nicht so viele Früchte bringen.

Der Pfefferbaum treibet anfänglich weisse Blüthen, welche gemeiniglich im April hervorkommen. Aus ihrer Knospe wachsen hernach kleine Trauben heraus, die den Johannisbeertrauben gleich sind, und wovon eine jede mit drey Blättern bedecket ist. Die ersten Körner sind grün, wenn sie aber reif werden, bekommen sie eine sehr lebhafte rothe Farbe. Wenn sie in ihrer vollkommenen Reife sind, welches gemeiniglich im December geschiehet, schneidet man die Trauben ab, läßt sie an der Sonne trocknen, und macht die Körner ab, welche verschiedenemal mit Sande im Wasser gewaschen werden,

und

und, wenn ihre rothe Schale herunter ist, so werden sie, wie wir sie sehen.

Der Pfeffer, welcher auf dem festen Lande von Indien wächset, ist mit demjenigen, den man zu Ceylan, in den Molukkischen Inseln, und in andern Inseln, von denen wir reden werden, erbauet, ganz und gar nicht zu vergleichen. Man bekommt eine grosse Menge von der Malabarischen Küste, und aus dem Gebiete von Visapour. Der lange Pfeffer, wovon das Korn in einer Hülse kommt, ist in den Staaten des grossen Mogols sehr gemein.

Der Tamarindenbaum.

Dieser Baum unterscheidet sich unter allen andern durch seine Grösse und Majestät. Sein Stamm ist eben und sehr gerade. Seine Blätter sind schön grün, und geben den angenehmsten Schatten. Er wächset häufig in den Wäldern. Er ist eine Zierde in Höfen, in Gärten, auf öffentlichen Plätzen, und an grossen Strassen, wo er wider die Sonnenhitze schützet. Er bringet Blüthen hervor, die den Pfersich- oder Mandelblüthen ziemlich gleich, aber von einem bittern Geschmacke sind. Seine Frucht ist länglicht, ein wenig gebogen, und stecket in einer Hülse, die so lang, als ein Finger, und anfangs grün ist, hernach aber grau wird. Bey dem Untergange der Sonne ziehet sich diese Frucht unter die Blätter, und kommt des Morgens wieder vor, damit sie

von

von der Sonne beschienen werden kann. Jede Hülse hält drey oder vier kleine Bohnen in sich, deren Farbe ins Braune fällt, und mit einem Mark umgeben sind, das ein wenig zäh und von sehr sauern Geschmack ist. Man thut diese Frucht an die Speisen; man salzet sie ein; man macht sie mit Zucker ein, nachdem man sie zusammen geknetet hat, und macht einen Confekt daraus, welcher in alle Gegenden von Asien vertrieben wird. Sie haben einen säuerlichen Geschmack, welcher sie sehr angenehm machet. Man leget ihm die Kraft bey, das Blut zu berusigen und zu reinigen, und brauchet es sehr in der Arzneykunst.

Der Baumwollenbaum, der Pagna.

Die Pflanze, welche die Baumwolle hervorbringt, wächset hier auf zweyerley Art, einmal als ein Strauch, und einmal als ein kriechendes Kraut. Der Baumwollenbaum von der ersten Art ist so gros, als ein Rosenstock. Seine Blätter gleichen den Ahornblättern: seine Blüthen sind gelb, und so gros, als Rosen. Wenn die Blüthe abgefallen ist, werden die Knospen gros, und bringen eine länglich runde Frucht hervor, die so gros, als eine Nuß mit einer Schale umgeben, ist, in welcher man diese Art von weisser und zarter Wolle findet, welche Baumwolle genennet wird. Diese Sträucher tragen nur drey oder vier Jahr nach einander, darnach reisset man sie aus, und pflanzet andere. Die Indianer heben den Saamen, welcher unter

ter den Flocken stecket, sorgfältig auf, um davon junge Pflanzen zu ziehen.

Die kriechende Baumwollenbäume sehen aus, wie ein junger ungestützter Weinstock. Ihr Stengel, dessen Rinde röthlich und sehr runzlich ist, erhebt sich zwey Schuh hoch von der Erde, und treibet verschiedene kleine Aeste, welche Blätter bekommen, die den Weinblättern fast gleich, aber ein wenig kleiner, sind. Die Blüthen fallen ins gelbe, sind in der Mitte ein wenig roth, und blühen als Strahlen auf. Die Früchte sind so gros, als ein kleiner Apfel. Die Baumwolle, die man aus diesen kriechenden Stöcken bekommt, wird weit höher gehalten, als derjenigen Baumwollenbäume ihre, welche als ein Strauch wachsen.

Der Pagna, ein Baum von der ersten Grösse, und welcher sonst nichts von der Gestalt des Baumwollenbaums hat, bringet ein weisses Wesen, voller Faden hervor, welcher für eine Art von Wolle gehalten werden kann. Es ist in sehr dünne Fäden getheilet, und in einer sehr harten Schale, die als eine Scheide gestaltet, einen Finger breit, und eine Hand lang ist. Diese Materie wird nicht gesponnen; man macht aber Küssen und Matratzen davon.

Der Mangostan und der Manguera.

Man muß diese beyden Bäume, deren Beschaffenheit und Früchte sehr verschieden sind, nicht mit einander vermengen. Der Mangostan

trägt

trägt eine Frucht, die der Granade ziemlich gleich, aber viel kleiner ist. Die Schale ist dunkelroth; und das Fleisch dunkelkarmosin. Diese Frucht, welche mit dem Baume einerley Nahmen hat, ist in drey oder vier Fächerchen getheilet, welche leicht von einander gehen, und einen erfrischenden Saft in sich halten, dessen Geschmack vortreflich ist. In jedem Fache ist ein kleiner schwarzer Kern.

Der Manguera, welcher eine Frucht träget, die die Indianer **Mangue**, oder **Mangoue**, nennen, hat die Höhe und Gestalt eines grossen Birnbaums, aber grössere und biegsamere Blätter. Seine Frucht, die von Natur schwer ist, hängt an einem Stiele, der wenigstens einen Schuh lang ist. Ihre Schale ist grün, und ihr Fleisch von einer gelblichten Weisse. Es giebt verschiedene Arten derselben, deren Geschmack unterschieden, aber so vortreflich ist, daß einige Reisende diese indianische Frucht den besten europäischen Früchten vorziehen. Die Mangues werden ordentlich während dem April, May und Junius reif. Man pflegt sie noch ein wenig grün abzunehmen. Man macht sie mit Zucker ein, legt sie in Eßig, und macht eine Art von Sallat daraus, der Achar genennet wird, und für die Banians und Mohren ein Leckerbißchen ist.

Der Sagumanda. Der Rima.

Wir müssen diese beyden Bäume nicht vergessen, welche man unter die nützlichsten Geschenke

der Natur zählen muß, weil sie zum Unterhalte der Menschen dienen, und viele Einwohner Indiens kein ander Brod haben. Der Sagumanda ist ein Baum, dessen Stamm sehr stark und mittelmäßig hoch ist. Seine Rinde und sein Holz ist harte, ob es gleich sehr dünne ist. Sein Stamm hält ein weisses Mark in sich, welches Sagu genennet wird, und dem Mark des Holunderbaums gleich ist. Man hauet den Baum ab, spaltet ihn mitten von einander, nimmt alles Mark heraus, welches man in eine grosse Kufe wirft und mit einer hölzernen Keule stampfet. Wenn es recht zu Pulver gestossen ist, thut man es in ein Tuch, worein man viel Wasser giesset, damit die zartesten Theilchen seines Wesens fortgehen, woraus man darnach eine Art von Torte, oder kleinen Kuchen, von einem vortreflichen Geschmacke machet. An vielen Orten begnüget man sich damit, daß man das Mark raspelt, es in Wasser weichen läßt, es knetet, und die Brode die man daraus macht, an der Sonne dürren läßt. Sie sind so harte, als Seezwieback. Dieses ist aber nicht der einzige Nutzen dieses Baums. Man ziehet einen angenehmen und süssen Saft daraus, der Saguar genennet wird, und an gewissen Orten Indiens der gewöhnliche Trank der Menschen ist. Man bedienet sich folgender Art ihn zu sammeln. Man schneidet einen der größten Aeste von dem Stamme ab, und setzet an den abgeschnittenen Ort ein hohles Rohr, worinnen der Saft aufgefangen wird. Er läuft die ganze Jahreszeit hindurch in Ueberfluß.

Der Rima ist ein anderer Baum, woraus man eine Art von Brod macht. Sein Gipfel ist breit und voller Blätter; seine Blätter sind schwärzlich. Seine Frucht, welche fast rund ist, hat die Gestalt und Grösse eines kleinen Brodes. Man bäckt sie im Ofen, worinne ihre Schale geröstet, und so schwarz, als eine verbrannte Brodrinde wird. Man nimmt dieses Obere weg, und entdecket eine dünne und zarte Haut, worinne ein Fleisch eingeschlossen ist, welches einen sehr guten Geschmack hat, und so weis ist, als die Brosam des besten Brodes. Der Baum, der dieses kostbare Manna hervorbringt, ist nur in den Marianischen Inseln bekannt.

Vierter Abschnitt.

Thiere, Gewächse, Specereyen, und mineralische Produkte von Indostan.

Die indostanschen Ochsen sind durchgehends nicht so gros, aber hurtiger, als die europäischen. Man reitet sie; sie tragen Lasten; sie ziehen den Pflug, und man spannet sie an alle Fuhrwerke, sogar auch an die Kutschen an. Die Indianer pflegen ihnen die Hörner abzuhauen, damit sie sie leichter regieren können.

Die Cameele werden auch zur Verführung der Waaren und Fortbringung des Reisegerä-

thes gebrauchet *. Diese Thiere haben nur an trockenen und sandigen Orten einen gewissen Tritt. Man versichert, daß sie in den längsten Reisen niemals anhalten, um den Nothwendigkeiten der Natur Gnüge zu leisten, und daß sie vierzig Tage lang Hunger und Durst aushalten können, besonders wenn sie hitzig sind.

Die Elephanten sind hier nicht von der Grösse, als in dem Theile Indiens, der jenseit des Ganges ist. Die grösten sind nur zehn oder zwölf Schuh hoch. Ein Kind ist im Stande sie zu führen. Ihr Rüssel dienet ihnen statt der Hand. Damit schöpfen sie Wasser, und nehmen alle Nahrung, die man ihnen vorhält. Wenn sie ein Thier damit schlagen, werfen sie es über den Haufen, und zerbrechen ihm die Knochen. Sie schwimmen sehr lange, ohne müde zu werden, indem sie ihren Rüssel, wodurch sie Luft schöpfen, ausser dem Wasser halten. Wenn sie sich mit den Weibchen paaren, welches nur in Wäldern geschiehet, haben sie eine heftige Ausdünstung, welche ihren Leib mit einem häufigen Schweisse bedecket, dessen Geruch sehr stark ist. Es würde gefährlich seyn, wenn man sie in dieser Handlung überfallen wollte, so gros scheinet die Schaam zu seyn, welche die Natur diesen Thieren eingeflösset hat. Ob sie sich gleich von Natur für dem Feuer fürchten, gewöhnet man sie doch, daß sie mit in den Krieg gehen, und ziemlich grosse Canonen tragen, welche man auf ihrem Rücken losbrennet, ohne daß sie die geringste

Furcht

* Salmon, oben.

Furcht deswegen bezeigen. Das Stück ist auf einer Lavette, und alles zusammen wird mit grossen Stricken an eine Art eines Sattels, der dem Elephanten auf dem Rücken liegt, angebunden. Der Canonier ist mit seinen Kugeln, Pulver, Lunte, und andern Instrumenten, darhinter. Das ist alles, was ich hier von diesen Thieren anmerken werde *.

Die Büffels sind in Indostan sehr gemein. Sie geben viel Milch; allein ihr Fleisch ist hart und unschmackhaft. Ihre Haut ist ein sehr festes Leder, welches keine Haare hat. Sie sind stärker, als die Ochsen, arbeiten aber nicht so gut. Die Schafe der mittäglichen Theile sind dürre und mager, haben lange Beine, und rothes Haar auf dem Rückgrad. In den mitternächtlichen Gegenden sind sie grösser, und ihre Wolle ist ziemlich schön, ob sie gleich mit den Tartarischen und Persianischen nicht zu vergleichen sind. Die Ziegen und Schweine sind nicht selten, und ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Man findet auch in Indien Hirsche, Gemsenböcke, Hasen, Wölfe, Leoparden, Löwen, Tyger, und einige besondere Thiere, als den Adive, die Zibetkatze, den königlichen Tyger ꝛc. Der Leser kann sich ihrer Beschreibung erinnern **. Die Menge der Affen ist unbeschreiblich. Die

* Man halte diese Beschreibung mit demjenigen zusammen, was ich Theil 3. Seite 180 und folgende gesagt habe.

* Theil 4. Seite 345 und folgende.

Menge der Affen ist unbeschreiblich. Die Tamarindenbäume, die Cocosbäume und andere grosse Bäume, sind ihr gewöhnlicher Aufenthalt. Die meisten dieser Thiere sehen hier dunkelgrün aus. Sie haben einen langen weissen Bart und Augenbraunen. Es giebt welche, die so gros sind, als ein Windhund, und so stark, daß sie einen Menschen anfallen, welches sie aber niemals thun, wenn sie nicht gereitzet werden. Sie sind sogar so wenig wild, daß sie in die Häuser gehen, besonders in die Häuser der Confectsbecker und Obstverkäufer, welche viel Mühe haben sie fortzujagen.

Ich habe von den ungeheuern Schlangen in Malabar geredet. Man findet in Carnate, Visapour, Golkonde, Bengala, Guzarate und andern Mogolischen Provinzen, eben so erschreckliche. Ovington hat eine in der englischen Factorey gesehen, welche einen Vogel von der ersten Grösse mit den Federn auf einmal verschluckte. Es war eine zahmgemachte Schlange von der Art derjenigen, welche die Marktschreyer in den Städten herumführen, und nach Instrumenten tanzen lassen. Als ein Unterthan des grossen Mogols überzeuget worden war, daß er seine Mutter getödtet hätte, befahl der Kayser, daß er diesen grausamen Thieren vorgeworfen werden sollte. Der arme Sünder wurde nackend an einen Pfahl gebunden; man ließ verschiedene Schlangen, welche man anreitzte, auf ihn los. Zwey hingen sich an seine Dickbeine, und zerris-

sen ihn auf eine grausame Weise. In dieser erschrecklichen Marter beklagte er sich, daß er eine brennende Hitze empfände, die ihn verzehrete.

In den mittäglichen Theilen ist das kleine kriechende Ungeziefer von allerhand Art so gemein, daß man den Fußboden nicht mit Matten bedecken darf, damit sie diesen gefährlichen Thieren nicht zum Aufenthalte dienen. Man ist auch einer beständigen Beschwerlichkeit wegen der Mücken, Mosquiten, und aller Arten von fliegenden und kriechenden Ungeziefer ausgesetzet. Damit man die Nacht ruhig reisen, und die Nacht ruhen kann, muß man einen Sklaven bey sich haben, der sie verjagt. Die Heuschrecken richten eine erschreckliche Verwüstung in den Feldern an, welche sie zuweilen in einer einzigen Nacht zu Grunde richten, und Getreide, Kräuter und Baumschulen verderben. Sie ziehen gemeiniglich in grossen Haufen, welche eine Wolke machen, wovon der Himmel verdunkelt wird. Ihr Flug ist sehr schnell, und sie gehen zuweilen über grosse Meere, indem sie vermuthlich von dem Winde getrieben werden.

So schädlich diese Thiere sind, so nützlich sind dem Lande die Seydenwürmer. Die Sonnenhitze brütet sie hier fast zu allen Jahreszeiten aus, und man ziehet sie auf folg nde Art auf. Diejenigen, welche im November auskriechen, spinnen die beste Seyde, welche Aggovadbund genennet wird. Sobald sie aus dem Ey gekrochen sind, worinne sie zwölf Tage zu bleiben pflegen,

leget man sie auf Matten, und giebt ihnen viermal des Tages sehr klein geschnittene Maulbeerblätter, womit man vier Tage lang fortfähret. Den fünften Tag giebet man ihnen nichts zu fressen. Die vier folgenden Tage leget man eine grosse Menge Blätter, die in grössere Stücken geschnitten sind, auf die Matten. Der zehnde Tag ist ein Fasttag*. Den eilften und zwölften lässet man sie nach ihrem Gefallen fressen, indem man allezeit viermal des Tages frische Blätter giebet. Die beyden folgenden Tage giebet man ihnen nichts. Von dem funfzehnden bis achtzehnden Tage giebet man ihnen viermal des Tages zu fressen, und fünfmal vom neunzehnden bis zum sechs und zwanzigsten. Sie sind alsdenn länger als zwey Zoll. Um den sieben und zwanzigsten Tag verändern sie die Farbe, und werden gelb. Man höret auf ihnen Blätter zu geben, und sie fangen an ihr Bälglein zu machen, welches gemeiniglich den acht und zwanzigsten Tag fertig ist. Sie spinnen bis den sieben und dreyssigsten Tag fort. Den acht und dreyssigsten kriechen sie durch ein Loch, das sie selber machen, aus dem Bälglein. Man fängt sie auf einer Matte auf, und behält nur diejenigen, welche man für die geschicktesten hält, ihre Art fortzupflanzen, welches man an der Stärke ihres Saussens erkennet. Man unterscheidet das Weibchen von dem Männchen an der Grösse, weil diese maaerer und jene dicker sind. Man lässet sie sich eine Nacht mit einander paaren, welches genug

ist,

* Salmon, oben.

ist, die Weibchen fruchtbar zu machen, die den vierzigsten Tag ihre Eyer legen. Man wirft hernach alle alte Würmer weg, deren Leben nur zwey und funfzig Tage gedauert hat, zwölfe in dem Eye und vierzig auſſer demſelben.

Man beſchäftiget ſich bald hernach mit neugelegten Eyern, welche zu Anfange des Jenners, vierzehn Tage nachdem ſie geleget ſind, auszukriechen pflegen. Die Würmer, welche daraus kommen, ſpinnen eine Seyde, die Mangbund genennet, und am geringſten geſchätzet wird. Sie leben vierzig Tage auſſer dem Eye, wie die andern Würmer, und man ziehet ſie eben ſo auf. Darauf folget die Legzeit des Februars. Die Würmer ſind nur acht Tage im Ey, und leben, nachdem ſie ausgekrochen ſind, nur zwey und dreyſig Tage. Die Seyde, welche ſie ſpinnen, wird Chitabund genennet, und hat unter der Seyde des Landes den andern Platz. Sie leben bis zu Ende des Merzes, und zeugen andere Würmer, welche in dem April arbeiten. Die Seyde, die ſie hervorbringen, iſt, der Güte nach, nur die fünfte Art. Man nennet ſie Saukbund. Ihre Eyer bringen eine vierte Art Würmer hervor, welche in dem Monat May ſpinnen, und zu Anfange des Junius ſterben. Ihre Seyde, die Aſſoriebund genennet wird, iſt unmittelbar, der Güte nach, über derjenigen, von welcher wir gleich zuvor geredet haben. Sie machen andern Würmern Platz, die bis zum Ende des Julius arbeiten. Die Seyde, die ſie

spinnen, ist von der dritten Güte. Die Regenzeit unterbricht während den zwey folgenden Monaten die Arbeit dieser fleißigen Thiere, und sie geben sogar im October wenig Seyde. Ihre Fruchtbarkeit aber ist in den andern Monaten ausserordentlich.

Unter den Arten der Fische haben mir die Makreelen, (Albicoren) und Boniten merkwürdig geschienen. Ihr Fleisch ist vortreflich, und man fängt sie in der offenen See, ohne einige Mühe, weil sie beständig den Schiffen folgen, die sie antreffen. Sie sind Feinde des fliegenden Fisches, ein Thier, das in und ausser dem Wasser leben kann, welches in dem Wasser schwimmet, und sich in die Luft erhebet. Er ist so lang, als ein Häring, aber nicht so dicke. Wenn er verfolget wird, fliegt er auf, und erhält sich so lange in der Luft, als seine Floßfedern naß sind. Wenn sie trocken werden, fällt er ins Wasser, und wird ein Raub der Thiere, die ihn verfolgen. Sie verliehren ihn niemals aus dem Gesichte, auch alsdenn nicht, wenn er in die Luft fliegt.

Die Delphine sind in den asiatischen Meeren nicht so gemein, als in den europäischen. Sie folgen den Schiffen, wie die Albicoren und Boniten, und leben, wie sie, von den Unreinigkeiten, die man in die See wirft. Dieser Fisch siehet schön aus. Sein Rücken ist ein wenig gewölbet, seine Schnautze rund, und sein Rachen weit. Seine Schuppen sind mit verschiedenen

sehr lebhaften Farben gesprenkelt, welche aber vergehen, wenn er tod ist. Seine Länge ist gemeiniglich drey oder vier Schuh. Sein Fleisch gleichet dem Schweinefleische, und die Matrosen essen es gerne. Man fängt ihn mit einem Hacken, der viel gekrümmte Spitzen hat, und an eine Stange feste gemacht ist, welche an einem langen Seile hänget. Zuweilen bedecket man die Angel mit Federn, und lässet sie auf dem Wasser schwimmen. Der Delphin, der sie für einen wahrhaften Vogel hält, wirft sich darauf, um ihn zu fressen, und wird selbst ein Raub des Fischers.

Der Ganges hat sowohl, als der Nil, eine ungeheure Menge Crocodille. Weil an allen Orten, wo er fließt, das Volk aus Andacht in seinen Wellen sich begraben läßt, so leben diese Ungeheuer von der Menge dieser toder Körper. Ihr Leib ist unmäßig lang, ihre Schuppen sind sehr breit, und ihre Floßfedern kurz. Sie gehen zuweilen aus dem Wasser, und kriechen im Schlamme und auf dem Sande, wo sie ihre Spur lassen: ausser diesem Elemente aber sind sie nicht sehr fürchterlich.

Die zahmen Vögel, als Hüner, Gänse, Enten, Tauben und Pfaue, sind in Indien nicht selten; ihr Fleisch aber hat wenig Saft und Geschmack. Man siehet hier Geyer, die so gros, als Adler sind, und so zahm, als die Vögel, von denen wir jetzt geredet haben, weil sie von den Indianern wohl gehalten werden. Die Hüner-

nergeyer sind der Gegenstand der Anbetung vieler Sekten, besonders wenn sie einen weissen Kopf haben. Man hat angemerket, daß diese Thiere in der grossen Hitze für Mattigkeit auf die Erde fallen, und sich ohne Widerstand fangen lassen. Die Christen und Mohren, welche sich die Einfalt dieses Volkes zu Nutze machen wollen, tragen sie auf die öffentlichen Plätze, und stellen sich, als wenn sie sie tod machen wollen. Der Aberglaube macht alsdenn, daß viele Fromme zulaufen, welche diese Gefangene theuer lösen. Die Bäume, welche an den öffentlichen Wegen, oder auf den Gassen und Plätzen grosser Städte stehen, sind beständig mit einer Menge Vögel bedecket, denen die Vorbeygehenden Reis, Getrayde und andere Nahrung hinwerfen. Sie erschrecken für keinem Geräusche, ausser für dem Schusse.

Ein in allen Berichten berühmter Vogel, ist derjenige, welchen die Indianer Manucodiatas, und die Europäer den Paradiesvogel nennen. Er gleichet der Schwalbe, ist aber dicker und länger. Man glaubet fälschlich, daß diese Vögel keine Füsse haben *. Man schickte einen Ludewig dem dreyzehnden von Aleppo, welcher Füsse hatte. Sie halten sich vornehmlich in den Inseln auf, welche Indien gegen Mittag liegen: im Frühjahre kommen sie auf das feste Land. Man versichert, daß ihnen, wenn sie tod sind, die Ameisen, wovon diese Inseln voll sind,

* Geschichte der Reisen, Theil 10. Seite 674.

sind, die Füsse abfressen, ohne den übrigen Leib anzurühren. Daher kommt der Irthum, von dem ich geredet habe. Man setze hinzu, daß die Kaufleute, um dieses falsche Wunder zu bestätigen, diesen Vögeln oft die Füsse abschneiden, ohne daß man es sehen kann.

Die Papagayen sind in Indostan eben so gemein, als in einigem andern Theile Asiens. Sie machen ihre Nester sogar in Städten. Diejenigen, welche man Kakatous nennet, sind weis, oder schön perlfarbig, und haben auf dem Kopfe eine fleischfarbene Kuppe. Mandelslo behauptet, man habe sie deswegen so genennet, weil sie in ihrer natürlichen Sprache dieses Wort ziemlich deutlich aussprechen.

Es scheinet nicht, daß man bis jetzt in Indostan Gold- und Silberbergwerke entdecket habe. Man findet Kupfer und Eisen daselbst. Unsere Reisenden thun auch einiger Bleybergwerke Meldung; sie müssen aber nicht häufig seyn, weil dieses Metal eine der nützlichsten Waaren ist, die man nach Indien bringen kann.

Die Minen von Carnate und Golkonde verschaffen einen grossen Ueberfluß von kostbaren Steinen. Man findet auch welche in den Flüssen dieser beyden Königreiche unter dem Sande. Tavernier versichert, daß die Türkisse und Schmaragde, ob sie gleich in Indien gemein genung sind, nicht ursprünglich daher kommen. Er behauptet, die Türkisse würden aus Persien

geho-

geholet, und anderwärts keine gefunden. Es sind Steine, die nicht durchsichtig, aber schön blau, und von Natur ganz, oder länglicht rund, sind *. Was diejenigen Steine anlanget, welche von einer starken grünen Farbe sind, und ins schwarze fallen, die unsere Juwilierer orientalische Schmaragde nennen, weil sie durch den Orient nach Europa kommen, versichert eben der Schriftsteller, daß sie aus dem mittäglichen Amerika kommen; daß sie, seit vielen Jahrhunderten, von Peruanischen Kaufleuten nach Indien sind gebracht worden; daß dieser Handel, schon vor Entdeckung der neuen Welt von den Europäern, getrieben worden; daß ihn die Amerikaner noch heut zu Tage treiben, und man alle Jahre in den Philippinischen Inseln zwey oder drey Peruanische Schiffe anlanden siehet, welche mit nichts, als Silber in Stangen und rohen Schmaragden, beladen sind.

Wir müssen nicht vergessen zu so vielen verschiedenen Produkten den Zimmet, den Pfeffer, die Muscadennüsse, den Ingwer, den Zucker, die Gewürze, und einen unaussprechlichen Ueberfluß von Pflanzen und Spezereyen, die in der Arzneykunst gebraucht werden, hinzuzusetzen **.

Die Provinz Bengala bringet eine grosse Menge Salpeter hervor, welchen die Hol-

* Ebendaselbst, Theil XI.

** Ihre Beschreibung hat Materie zu einem Buche gegeben, das zu Burgos 1578. gedruckt ist.

Holländer läutern, und einen grossen Handel damit treiben. Man ziehet ihn aus einem Thone, der bald schwarz, bald weislicht, und zuweilen roth ist. Er ist viel besser, als derjenige, den man aus den abgebrochenen Gebäuden bekommt. Man reiniget ihn, indem man einen grossen Graben gräbet, worein man diese salpetrische Erde thut, auf welche man viel Wasser giesset, und herumrühret, bis sie zu einem dünnen Brey wird. Wenn das Wasser alles Salz herausgezogen, und die dickste Materie sich zu Grunde gesetzet hat, nimmt man die flüßigsten Theile, und giesset sie in einen andern kleinern Graben, als der erste. Wenn sich diese Materie von neuen gereiniget hat, nimmt man das hellste, welches oben auf schwimmet, und ein ganz salpetrisches Wasser ist. Man läßt es in Kesseln kochen, schäumet es ab, so wie es kochet, und bekommt nach einigen Stunden einen sehr feinen Salpeter daraus.

Man hat bis jetzt in den indianischen Meeren keine Korallen, noch gelben Agtstein, gefunden. Der erste von diesen Produkten scheint unsern europäischen Meeren, besonders aber der mittländischen See, und der andere allein dem Ufer des herzoglichen Preussens, an dem Baltischen Meere, vorbehalten zu seyn. Der Ambra aber ist in dem orientalischen Ocean, besonders nach den Küsten von China und Japan zu, ziemlich gemein. Wohlriechendes Holz, Zibet, Benzoin, Lack und verschiedene Arten von Gummi, findet man in vielen Gegenden Indiens im Ueberflusse.

Der

Der Bisam kommt weiter her. Der beste wird aus dem Königreiche Boutan gebracht, welches in das Land Tibet eingeschlossen ist.

Der Bezoarstein ist kein besonderer ostindianischer Produkt: er wird auch in Amerika gefunden. Der indianische Bezoar aber ist weit vorzuziehen. Der beste kommt aus dem Königreiche Golkonde, und formiret sich in dem Bauche gewisser Ziegen, welche sehr hoch sind, und ein so feines Haar, als Seyde, haben. Wenn man die Ziegen befühlet, merket man, wie viel sie Bezoar haben. Die Steine sind, der Farbe, Gestalt und Grösse nach, unterschieden. Es giebt ganz runde, länglich runde, und einige, aber in geringer Anzahl, welche spitzig zugehen. Man siehet welche, die hellroth, gelblicht, aschgrau, am meisten aber, die blaßgrün sind. Sie haben, wie die Zwiebeln, verschiedene Häute und Schalen, die eben so glänzen, als wenn sie durch die Kunst geglättet wären. Die innersten sind die glättesten und hellsten, und mehr, oder weniger, dicke, nach der Grösse der Steine. Die größten Bezoarsteine sind, ohne ihr Gewichte in Betrachtung zu ziehen, die theuersten, obgleich die kleinen eben die Kraft haben. Man hält diese Steine für ein kräftiges Mittel wider alle Arten von Gifte.

Man findet andere besondere Bezoarsteine in dem Leibe der Kühe, der Affen und einiger andern Thiere. Derjenige, den man

man von einer Art von Affen bekommt, welche nur in der Insel Celebes bekannt ist, wird noch höher gehalten, als der Ziegen ihrer. Die Indianer eignen auch dem Stachelschweinsteine und Schlangensteine grosse Tugenden zu. Der erste wächset in dem Kopfe und in dem Bauche des Thieres, wovon er den Nahmen hat. Er hat dieses besondere, daß, wenn er nur eine Viertelstunde im Wasser weicht, er ihm eine Bitterkeit mittheilet, der nichts gleich kommt. Der andere wird, nach der Meynung der Indianer, auf dem Kopfe gewisser Schlangen, besonders derjenigen, die man Hutschlangen nennet, gefunden. Seine gewöhnliche Grösse ist wie ein Hünerey. Wenn man ihn an einem gemeinen Steine reibet, bekommt man ein Pulver davon, das man mit Wasser anfeuchtet und einnimmt, um alle Arten von Gifte aus dem Leibe zu treiben. Es giebt andere kleinere Steine, die sehr dünne, rund oder oval, und gemeiniglich so gros, als unsere gemeinen Räucherkerzchen, sind, welche man für ein vortrefliches Mittel wider alle Bisse giftiger Thiere hält. Man legt sie auf den beschädigten Theil, nachdem man zuvor einen Schnitt hineingemacht hat, und sie fallen nicht eher ab, als bis sie allen Gift ausgezogen haben. Die Braminen, welche diese Steine verkaufen, sagen, daß sie die Natur auch auf dem Kopfe einer besondern Art Schlangen hervorbringt. Man hat aber Ursache zu argwohnen, daß es ein künstlicher Gegengift ist, der aus verschiede-

nen Spezereyen, welche diese Priester zuzubereiten wissen, zusammengesetzet ist.

Der Wurmsaamen ist das Saamenkorn eines Krautes, welches auf den Wiesen wächset. Man muß es mit vieler Vorsicht einsammeln, weil man es nicht mit der Hand berühren kann, ohne daß es verdirbt. Die Indianer nehmen zwey Körbe mit Handhaben, mit welchen sie in der Wiese gehen *, indem sie einen von der rechten zur linken, und den andern von der linken zur rechten, schmeissen, als wenn sie das Gras oben weghauen wollten: diese beyden entgegengesetzten Bewegungen, machen, daß das Saamenkorn in die Körbe fällt. Sie tragen so grosse Sorge es nicht anzurühren, daß sie es in kleine Schüsseln nehmen, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, um es den Kaufleuten zu zeigen. Die Engländer und Holländer halten sehr viel von diesem Korne, welches sie mit Zucker überziehen, und sich desselben sehr oft bedienen. Das beste wird in Boutan und Kerman, welches zwey Gegenden von Tibet sind, angetroffen.

Die schönste Seyde, welche wir aus Indien bekommen, findet man in den Staaten des grossen Mogols. Das einzige Gebiethe von Kasambazar, in der Provinz Bengala, giebt jährlich auf zwey und zwanzig tausend Ballen, jeder von hundert Pfunden am Gewichte. Die Europäer nehmen ungefehr ein Drittheil davon: die

* Ebendaselbst Seite 681.

die mogolischen und tartarischen Kaufleute nehmen eben so viel, und das übrige wird in den Manufakturen des Landes verarbeitet. Die Seyde von Kasambazar fällt ins gelbe, welches die natürliche Farbe aller rohen Seyde ist, wenn man diejenige von Palästina ausnimmt, die von Natur weis ist. Die Indianer besitzen aber die Kunst, sie vollkommen mit einer besondern Lauge zu bleichen, welche von der Asche des Baumes, der Feigenbaum Adams genannt, gemacht wird. In dem Gebiete des Mogols werden auch die schönsten seydenen Zeuge, die wir aus Ostindien bekommen, gemacht. Man rühmet besonders die Manufakturen von Surate und Amadabad, in der Provinz Guzarate. Ausser den Zeugen von allerhand Art, sowohl von purer Seyde, als auch mit Gold und Silber, machet man daselbst sehr reiche Tapeten.

Die Verfertigung des Cattuns beschäftiget vornehmlich die Einwohner der Halbinsel. In dem Königreiche Golkonde, besonders in den Gegenden von Masulipatan, machet man diese vortreflichen Zeuge, welche gemahlet, und von den Indianern Calmandar genennet werden. Sie mahlen sie mit dem natürlichen Safte der Pflanzen, und geben ihnen eine unnachahmliche Farbe, welche niemals verschießt. Man bleichet in eben der Gegend vollkommen alle Arten von Leinwand, indem man sie durch Leimenwasser ziehet. Es giebt so feine, daß sie fast wie gar

nichts ist, und daß man kaum weiß, was man in der Hand hat *. Ein Reisender, Schade, daß es Tavernier ist, erzählet, daß ein Persianischer Abgesandter, der aus Indien zurückkam, dem Sophi ein Nesseltuch zu einem Turban überbrachte, welches sechzig Ellen lang, und in einer Cocosnuß, von der Grösse eines Straußeneyes eingeschlossen war.

* Ebendaselbst, Seite 686.

Geschichte der Indianer.

Dritte Abtheilung.

Indianer, welche die Inseln bewohnen.

Das Meer, welches Indien gegen Mittag liegt, muß als ein grosser Archipelagus, der eine erstaunende Menge Inseln von verschiedener Grösse, in sich hält, angesehen werden. Die wichtigsten, und die einzigen, von welchen man in einem Werke, das nicht sowohl der Erdbeschreibung, als der Geschichte seiner Einwohner, gewidmet ist, eine Beschreibung erwarten muß, sind die **Maldivischen**, welche einen Haufen verschiedener Inseln ausmachen, die gegen Westen des Vorgebürges Comorin liegen; **Ceylan**, welche diesem Vorgebürge gegen Osten liegt; **Sumatra**, welche dem Siamischen Reiche gegen Mittag liegt; **Java**, welche Sumatra, wovon sie nur durch die Meerenge der Sonde getrennet ist, gegen Südosten liegt; **Borneo**, welche Java gegen Norden liegt, und für die größte Insel der bekannten Welt gehalten

wird; Celebes, oder Macassar, welche Borneo gegen Osten liegt; die Molukkischen Inseln, welche sich noch weiter gegen Morgen erstrecken; das neue Guinea, oder das Land Papua, welches den Molukkischen Inseln gegen Osten liegt; die Philippinischen Inseln, welche Borneo, den Molukkischen Inseln und dem neuen Guinea gegen Norden liegen; endlich die Diebsinseln, oder die Marianischen Inseln, welche unter allen indianischen Inseln am meisten gegen Morgen liegen. Sie machen einen besondern Archipelagus aus, welchen man den Archipelagus von Sankt Lazarus nennet. Wir wollen von diesen verschiedenen Inseln, und den Völkern, die sie bewohnen, einen kurzen Begriff geben.

Erstes Hauptstück.

Einwohner der Maldivischen Inseln.

Die Inseln, welche die Europäer die Maldivischen, von dem indianischen Nahmen Male-dive, nennen, welcher Inseln von Male bedeutet *, erstrecken sich von dem achten Grade nördlicher Breite, bis auf zwey oder drey Grad gegen Süden. Sie folgen fast in gerader Linie auf einander von Mittag gegen Norden, und machen eine Art von einer Reihe, die ungefehr zweyhundert und zwanzig Meilen lang ist. Diejenigen, welche am meisten gegen Norden liegen, sind auf hundert und funfzig Meilen von dem Vorgebirge Camorin, welches das nächste feste Land ist.

Die Natur hat diese Inseln in dreyzehn Theile getheilet, wovon jeder eine Menge kleiner Inseln begreift, die fast an einander stossen, und als kleine Haufen beysammen liegen, wovon die meisten aber nichts, als Sandberge und Felsen darbieten. Diese Haufen von Inseln, welche Pyrard **

* Ihr wahrhafter Nahme in der maldivischen Sprache ist Male-ragne.

** Reise des Pyrard. Salmons gegenwärtiger Zustand der Maldiven.

Atollons nennet, sind durch Canäle von einander abgesondert. Ihre Gestalt ist ganz rund, oder eyrund, und die größten haben nicht vielmehr, als dreysig oder vierzig Meilen im Umfange. Eine Lage Steine, welche stärker, als die dickste Mauer ist, dienet ihnen zu einem natürlichen Walle. Jede von diesen Atollons machet eine besondere Provinz des Maldivischen Reiches, dessen Oberherr den Titel eines Königes der dreyzehn Provinzen und der zwölf tausend Inseln annimmt. Die See, welche sie umgiebt, ist sehr stürmisch; die Canäle aber, welche sie von einander scheiden, sind ziemlich ruhig, und gemeiniglich so seichte, besonders wenn keine Ebbe und Fluth ist, daß man von einer Insel in die andere, und zuweilen von einem Atollon zum andern, kommen kann, ohne daß einem das Wasser über den Gürtel gehet. Man vermuthet mit einigem Grunde, daß alle diese Inseln einen gemeinen Grund mit einander haben, und daß sie sogar vor Alters nur eine einzige Insel ausgemacht haben, welche die Gewalt der Wellen und Ströme, oder eine andere heftige Erschütterung, in verschiedene Theile getheilet hat.

Unter allen Canälen oder Meerengen, welche die Atollons von einander scheiden, sind nur viere, durch welche grosse Kriegesschiffe laufen können. Der größte, welcher unter der Linie liegt, ist zwanzig Meilen breit. Diese Durchfahrten sind sehr beschwerlich, sowohl wegen der Felsen und Untiefen, von welchen sie voll sind,

als auch wegen der Ströme, die die Schiffe mit fortreissen, und bald gegen Osten, bald gegen Westen laufen, welches macht, daß die Steuerleute sich öfters irren. Sie bemühen sich auch, so viel ihnen möglich ist, die Maldiven zu vermeiden, und segeln oberhalb, oder unterhalb dieser Inseln weg, damit sie sich nicht in diesen gefährlichen Meerengen verirren. Die Maldiver selbst, ob sie gleich mehr, als einiges anderes Volk in Indien, der Gefahr auf der See gewohnet sind, setzen sich derselben bey Nachte nicht aus, und laufen alle Abende in eine Rhede ein.

Eilfe von diesen Atollons liegen der Linie gegen Norden. Dieses sind ihre Nahmen, so wie man sie bey dem Pyrard findet. 1. Tilla-Doumatis. Dieser liegt am meisten gegen Norden. Die andern sind in folgender Ordnung. 2. Milla-dove-madou. 3. Padipolo. 4. Malos-madou. 5. Ariatollon. 6. Male. 7. Pulodou. 8. Moluque. 9. Nillandous. 10. Collomadous. 11. Adoumatis. Die andern, welche der Linie gegen Süden liegen, sind Souadou, Addou und Pova-Moluque. Diese beyden letzten, ob sie gleich von einander getrennet sind, werden nur für einen Atollon gerechnet, weil sie sehr klein sind.

Der Atollon Male, welcher zwischen dem dritten und vierten Grad nördlicher Breite, mitten im Lande lieget, ist der angenehmste und

fruchtbarste Theil dieser Inseln. Man siehet eine Stadt darauf, welche auch den Nahmen Male führet, und für die Hauptstadt der Maldiven gehalten wird. Sie hat anderthalb Meilen im Umkreise; ist aber mit keiner Mauer umgeben. Ihre Häuser sind theils nach der Schnur gebauet, und durch Gassen unterschieden; theils ohne Ordnung hin und her zerstreuet. Des gemeinen Volkes ihre sind von dem Holze des Cocosbaums erbauet; der grossen Herren und reichen Privatpersonen ihre aber von Steinen.

Der Kayser hat seinen Sitz zu Male. Sein Pallast liegt in einem ziemlich grossen eingeschlossenen Bezirke, worinne man Gärten siehet, welche mit Springbrunnen und Wasserkünsten gezieret sind. Er ist von Steinen gebauet, und nur ein Stockwerk hoch. Seine zahlreichen Zimmer umgeben viele Höfe, in deren jedem eine schöne Cisterne ist. Der vornehmste Eingang ist durch einen grossen Saal, welcher die Gestalt eines viereckigen Thurms hat, und zur Hauptwache dienet. Man siehet darinne einige Canonen und andere Waffen. Aus diesem Saale gehet man in einen andern, worinne die Hofleute stehen. Sie sind verbunden sich alle Tage um Mittag dahin zu begeben, um die Befehle des Monarchen zu empfangen. Die Fremden werden nur in den ersten Saal gelassen, und niemand, als die Bedienten des Pallasts, darf weiter, als in den andern, kommen. Sie sind beyde drey Schuh hoch über die Erde erhaben.

Ihr Boden ist mit schöner eingelegten Arbeit bedecket, auf welchen man sehr saubere Matten breitet. Die Mauren sind mit seydenen Tapeten behangen, und man siehet an der Decke, welche auch tapeziret ist, eine Menge Franzen von eben der Materie hangen. Die andern Zimmer sind nicht weniger ausgezieret.

Die meisten Inseln, welche den Maldivischen Archipelagus ausmachen, sind gänzlich wüste. Verschiedene sind nur mit einem weichenden Sande bedecket, welcher bey hoher Ebbe und Fluth fast gänzlich überschwemmet wird. Die fruchtbarsten bringen nur Kräuter, und viele Cocosbäume hervor, welche den Maldivern vielen Nutzen verschaffen, sowohl was ihre Nahrung und ihren Trank, als auch die Erbauung ihrer Häuser betrift. Man erndet in dem Lande fast keine Art von Getrayde ein, und der wenige Reis, der verbrauchet wird, kommt aus Bengala. Man findet daselbst Fische im Ueberfluß, welche die vornehmste Nahrung dieser Insulaner sind. Die Inseln, welche wenig besuchet werden, sind zu allen Zeiten mit grossen Krabben, Seekrebsen, und einer solchen Menge Pengouins, bedecket, daß man keinen Fuß fortsetzen kann, ohne auf ihre Eyer und Jungen zu treten. Diese Vögel sind eine Art von Seegänsen, welche auf den Rücken schwarze Federn, und am Bauche weisse haben. Um den Hals haben sie einen weissen Ring, kleine Flügel mit sehr kurzen Federn, deren sie sich mehr zum schwimmen,

men, als zum fliegen bedienen. Ihre Haut ist sehr dicke und ihr Fleisch von ziemlich guten Geschmacke. Mancher von diesen Vögeln wieget zwölf oder funfzehn Pfund.

Man trift auf den Ufern Ambra, Korallen, und eine Art von Nüssen, an, die so gros ist, als ein Menschenkopf. Die Indianer nennen sie Tavarcarre, und die Portugiesen maldivische Cocosnüsse. Man rühmet ihre Tugenden in der Arzneykunst, und sie werden in dem Lande sehr theuer verkaufet. Man findet in dem Wasser eine Wurzel, welche eine Art von Korallen ist, und von den Maldivern Aquiri genennet wird. Sie lassen sie in Cocosnußsafte kochen, und diese Vermischung bringet eine Art Honig und Zucker hervor.

Unter die Zahl der vornehmsten Reichthümer dieser Gegend muß man die Bolys, oder Coris, rechnen, kleine weisse glänzende Muscheln, deren sich diese Insulaner, statt der Münze bedienen, und welche auch bey andern Völkern Indiens gangbar sind. Man fischet sie jeden Monat zweymal aus, und die Weiber müssen dafür sorgen, welche bis an den Gürtel ins Wasser waden, und diese zerbrechliche Münze unter dem Sande suchen. Man beladet damit in den Maldiven jährlich nach Bengala, Siam, und andern Orten, dreyßig oder vierzig Schiffe. Sie werden in Packten von zwölftausenden verkaufet, welche man in Körbe, die von Cocosblättern gemacht sind, einwickelt. Ein jedes Packt gilt

einen

einen Larin, welches eine kleine Silbermünze ist, die in diesen Inseln geschlagen wird, und welche Pyrard auf acht französische Sous ausrechnet.

Die vornehmsten Waaren, welche diese Indianer an die Fremden vertreiben, sind Seegel und Thaue zu Schiffen, welche in dem Lande gemacht werden, und deren Materie allein von den Cocosbäumen genommen wird; Oel, Honig und Cocosnüsse, womit man jährlich mehr, als hundert Schiffe beladet; getrockneter Fisch, harte Steine zum Farbereiben, Binsenmatten, auf verschiedene Art gefärbet, welche alles, was anderwärts am vollkommensten von dieser Art gemacht wird, übertreffen; gemahlte Leinwand und seydene Zeuge. Sie vertauschen sie gegen rohe Seyde und Baumwolle, weissen Cattun, wohlriechende Wasser, womit sie sich den Leib bestreichen; Reis, Arekanüsse zu ihrem Betel; Eisen, Stahl, Gold, Silber, Porcellaine, Gewürze und andere Waaren, die ihr Land nicht hervorbringt.

Die Nähe des Aequators verursachet in diesen Inseln eine unmäßige Hitze: inzwischen sind die Nächte, die beständig mit den Tagen gleich sind, sehr frisch. Man versichert, daß die Beschaffenheit der Luft sehr schlimm ist, und daß die Maldiver verschiedenen gefährlichen Krankheiten unterworfen sind, als ansteckenden Fiebern, welche in ganz Indien unter dem Nahmen der maldivischen Fieber, bekannt sind; Augen-

weh

weh und Milzbeschwerungen; den Blattern, welche in diesen Inseln besonders bösartig sind, jedoch nur alle zehn Jahr gespüret werden. Die venerische Krankheit hat sich seit zwey Jahrhunderten unter diesen Indianern, welche mit den Portugiesen viel Umgang gehabt haben, sehr ausgebreitet. Die Eintheilung der Jahreszeiten ist hier eben so, wie in Malabar und Coromandel. Der trockene Mousson fängt im Monat October an, und der nasse im Monat April.

Wir müssen ein Wort von der Regierungsform und von den bürgerlichen und Religionsgebräuchen dieses Volks sagen. Man kann nicht zweifeln, daß die Maldiver eine Vermischung von Indianern und Arabern sind. Die ersten Einwohner der Maldiven sind wahrscheinlicher Weise von der Küste von Malabar gekommen, und haben diesen Inseln den Nahmen ihres ehemaligen Vaterlandes gegeben. Wir haben anderwärts angemerket, daß Malabar, oder, wie es die Indianer aussprechen, Male-bar, das Land von Male bedeutet, wie Male-dive Insel von Male bedeutet. Die Araber sind hernach in eben diese Inseln gekommen, entweder im achten Jahrhunderte, bey ihrem ersten Einfalle in Indien, unter dem Kalifat des Valid, oder im eilften Jahrhunderte unter Anführung des Mahmoud Gaznevide, oder drey Jahrhunderte darnach, als sich die Tartarn in Indostan feste gesetzet haben. Als sie aus den schönen Besitzungen, die sie in diesem letzten Lande hatten,

vers

vertrieben wurden, schiften sie sich vielleicht ein, um in ihr altes Vaterland zurückzukehren, und als verschiedene Flüchtige die Maldiven, welches die ersten Inseln sind, welche sich zeigen, wenn man von Indien nach Arabien segelt, angetroffen haben, haben sie ihren Aufenthalt daselbst genommen. Es mag nun mit der Zeit, den Bewegungsgründen und Umständen dieser Wanderung beschaffen seyn, wie es will, so scheinet es gewis, daß sich eine arabische Colonie in den Maldiven niedergelassen hat; daß sie die Oberherrschaft dieses Landes an sich gebracht hat; daß sie den mahometanischen Gottesdienst, welcher heut zu Tage die einzige Religion dieser Inseln ist, eingeführet, und sich sowohl mit der ersten Nation vermischet hat, daß diese beyden Völker heut zu Tage nur ein Volk ausmachen, welches einerley Gebräuche hat, und nach einerley Gesetzen regieret wird *. Dennoch bemerket man unter den Einwohnern, welche den südlichen Theil bewohnen, und unter denjenigen, die sich im nördlichen Theile niedergelassen haben, einigen Unterschied. Die ersten sind rauher in ihren Arten und in ihrer Sprache. Sie gehen fast nackend, und die Weiber selbst haben keine andere Kleidung, als ein schlechtes Tuch, womit sie sich die Mitte des Leibes bedecken. Die Maldiver gegen Norden hingegen sind mit eben der Anständigkeit, als die indianischen Mahometaner bekleidet, und unterscheiden sich durch ihre sanfte und höfliche Art. Also behalten diese beyden

* Pyrard, ebend.

den Völker, ihrer Vermischung ungeachtet, noch einiges Merkmal ihres ersten Ursprunges.

Die Maldiver stehen unter einem einzigen Herren, dessen Gewalt unumschränkt ist, der aber alle Sorgen der königlichen Würde den Priestern überläßt. Die dreyzehn Atollons machen so viele besondere Statthaltereyen aus, deren Häupter, welche Naybes genennet werden, mit den Verrichtungen des priesterlichen Amtes, die Macht Gesetze zu geben, verbinden, und alle Sachen unumschränkter Weise entscheiden. Sie haben andere Ministers unter sich, die Catibes genennet werden, welche die Gerechtigkeit in den verschiedenen Inseln jedes Atollons handhaben, und auch aus den Priestern genommen werden. Der Naybe, welcher seinen Sitz zu Male hat, führet eine Art von Aufsicht über die andern Statthalters. Man nennet ihn Pandiare. Er ist zugleich der oberste Priester, und die höchste obrigkeitliche Person der Nation. Die andern Bedienten des Reichs sind der Quilage, dessen Amt mit dem Amte eines Oberaufsehers des Reiches einige Aehnlichkeit hat; der Staatssecretaire, der Oberrentmeister, der Grosschatzmeister; die Mocouris, welche den Rath des grossen Naybe ausmachen, und die er in wichtigen Angelegenheiten um Rath fragen muß: die Moscoulis, oder Hauptleute der Wachen ꝛc. Der König weiset diesen verschiedenen Bedienten gewisse Inseln seines Gebiethes an, und giebt ihnen überdieses einige Maas Reis zu ihrem Unterhalte.

Ein

Ein besonderes Gesetze bey diesem Volke ist die Bestrafung der gröbsten Beleidigungen, welche allein auf den Beleidigten ankommt. Die Obrigkeit untersuchet sie nicht, wenn nicht wider den Thäter geklaget wird. Wenn die Kinder eines erschlagenen Menschen noch jung sind, wartet man bis sie mündig worden sind, damit man von ihnen selbst erfahren kann, ob sie wollen, daß der Mörder gestrafet werden soll. Die Sodomiterey, die Blutschande und der Ehebruch werden nur mit der Geiselung bestrafet. Diese Strafe ist zwar bey den Maldivern so hart, daß sie zuweilen tödlich wird. Bey wichtigen Diebstählen hauet man den Verbrechern die Faust ab.

Der Adel hat hier grosse Vorrechte. Er wird, wie bey uns, auf dreyerley Art erhalten; durch die Geburt, durch Bedienungen und durch Patente des Prinzen. Die Weiber behalten ihn, wenn sie sich gleich mit einem Unedlen verheyrathen, und bringen ihn, nicht auf ihren Mann, sondern auf ihre Kinder. Es ist mit adelichen Männern, die eine Frau aus dem gemeinen Volke nehmen, eben so beschaffen. Ihre Weiber werden nicht geadelt; die Kinder aber, welche aus dieser Ehe gebohren werden, haben an dem Adel des Vaters Theil. Die Unedlen dürfen sich in Gegenwart eines Edelmannes nicht widersetzen. Wenn sie ihm begegnen, müssen sie stehen bleiben, und ihn vor sich vorbeygehen lassen. Wenn sie eine Last tragen, müssen sie sie auf die Erde setzen.

Der König der Maldiven führet den Titel eines Rasquan. Seine gewöhnliche Kleidung ist ein weiter Oberrock von feiner Leinwand, welcher ein wenig über den Gürtel herunter gehet. Er ziehet eine Pagne darzu an, welche den übrigen Leib bedecket, und oben mit einem breiten Gürtel feste gemacht ist, dessen Enden, welche tief herunter hangen, mit Franzen gezieret sind. Eine goldene Kette mit einem diamanten Hefte, gehet auch noch um die Pagne herum. Er hat blose Beine; an seinen Füssen aber träget er Schuhe von vergoldeten Leder.

Dieses Monarchen Kammergüther bestehen aus verschiedenen Inseln, deren Einkünfte ihm eigenthümlich zugehören. Er hat überdieses den fünften Theil von allen Früchten, welche in dem Lande wachsen. Er bekommt noch besondere Abgaben von den Coris, den trocknen Fischen und von den fremden Waaren. Der Agtstein und die Korallen, und überhaupt alles, was das Meer auswirft, gehöret auch diesem Monarchen. Endlich bestehen seine größten Einkünfte in dem grossen Handel, den er, auf seine Rechnung, ausserhalb des Königreiches treibet.

Die Maldiver sind mehr olivenfarbig, als schwarz, und ihr Gesichte ist überhaupt nicht so sehr verbrannt, als der andern Indianer ihres. Man findet sogar im Lande Weiber, die so weis sind, als Europäerinnen. Dieses Volk hat Muth und Geschicke zum Kriege, und ziemlich

lich glückliche Neigungen zu den Wissenschaften. Es leget sich besonders auf die Sternkunst.

Die Mannspersonen haben eine lange Gestalt und eine vortheilhafte Gesichtsbildung. Sie sind von Natur sehr rauch am Leibe; sie scheren sich aber die Haare an verschiedenen Orten der Brust und des Magens ab, welches, sagt Pyrard, wie ein ausgeschnittener Zeug aussiehet. Die Edelleute, die Priester und alle diejenigen, welche eine Reise nach Mekka und Medina gethan haben, tragen ihren Bart so lang, als er wächset, und bescheren ihn nur um die Lippen, damit sie ihn nicht besudeln, wenn sie essen, oder trinken. Die andern tragen einen sehr kleinen Bart, und nur um das Kinn herum, wo er spitzig zugehet. Sie pflegen sich an den Thüren ihrer Moscheen zu balbiren, und verscharren das abgeschorne Haar und die abgeschnittenen Nägel in ihre Kirchhöfe. Die Edelleute und Soldaten allein dürfen lange Haare tragen.

Es fehlet den Weibern nicht an Annehmlichkeiten. Sie lassen ihre Haare lang herunter hängen, binden sie hinten mit einer Locke, bestreichen sie mit wohlriechenden Wassern, zieren sie mit Blumen, und nehmen zuweilen noch falsche Haare darzu, um sie dicker zu machen.

Die Sitten dieses Volkes sind sehr unzüchtig, und die Verderbnis ist in beyden Geschlechtern gleich. Der Ehebruch, die Blutschande und die schändliche Sodomiterey sind in diesen Inseln gemeine Verbrechen.

Die neuere Geschichte der Maldiver ist nicht vielmehr bekannt, als ihr Ursprung, und der Leser darf in diesem Stücke keine genaue Erzählung erwarten. Hier sind einige besondere Umstände, welche von Pyrard gesammelt worden sind. Die Portugiesen bemächtigten sich der Maldiven zu Ende des sechzehnden Jahrhundertes. Nachdem ihre Mißionarien den Rasquan, oder König des Landes bekehret hatten, brachten sie es dahin, daß er sich nach Cochin begab, wo er die Taufe empfing. Seine Unterthanen, welchen er vergebens anlag, das Christenthum anzunehmen, erregten einen Aufstand wider ihn, und krönten einen Prinzen von seinem Geblüte, der ihm ehemals den Thron streitig gemachet hatte. Die Portugiesen, unter dem Vorwande den christlichen König zu vertheidigen, bekriegten diese Inseln, bemächtigten sich der Stadt Male, wo der neue König mit den Waffen in der Hand getödtet wurde, baueten daselbst eine Festung, und unterwarfen sich bald hernach das ganze Land, den Atollon von Souadou ausgenommen, welcher in dem südlichen Theile lieget. Zwey mohrische Prinzen befestigten sich in dieser letzten Provinz, in welche es den Portugiesen unmöglich zu dringen war. Die Sachen blieben ungefehr zehn Jahr in diesem Zustande. Alles geschah zu Male im Nahmen des christlichen Königes; die Portugiesen hielten ihn aber immer zu Cochin zurück, und seine Abwesenheit machte, daß das Volk murrete, welches alle Macht und Einkünfte des Staates mit Verdruß in den Händen

dieser neuen Herren sahe. Die beyden Prinzen, welche in dem Atollon Souadou den Aufstand erreget hatten, beschlossen, die Maldiver von dieser schimpflichen Knechtschaft zu befreyen. Mit Beystand einiger malabarischen Seeräuber, griffen sie die Festung Male plötzlich an, erstiegen sie, und hieben die ganze Besatzung nieder. Die Portugiesen, welche durch diesen Schimpf aufgebracht wurden, rüsteten sich mächtig wider diese rebellische Prinzen, welche sich von ihrer Seite mit vielen Muthe vertheidigten. Nach einem halsstarrigen Kriege, beliebte man von beyden Seiten einen Vergleich, wovon die vornehmsten Bedingungen waren, daß der Besitz der Maldiven den beyden Prinzen bleiben sollte, doch solten sie den Titel der Rasquans nicht annehmen; die Maldiver, welche ausserhalb dem Königreiche handeln wollten, sollten von den Portugiesen einen Paß nehmen; dem christlichen Könige sollte man jährlich eine gewisse Summe geben, nicht als einen Tribut, sondern als ein freywilliges Geschenke seiner Unterthanen. Der abgesetzte Rasquan überließ hernach das Drittheil dieser Summe dem Könige von Portugall. Einige Jahre nach dieser Veränderung, faßte ein junger Portugiese, der an dem Hofe der beyden mohrischen Prinzen erzogen, und von ihnen mit Wohlthaten überhäufet worden war, den Vorsatz, sich des maldivischen Thrones zu bemächtigen, und unterhielt mit dem Rathe zu Goa eine geheime Correspondenz. Seine Anschläge wurden entdecket, und ein grausamer Tod war der ge-

rechte Lohn seiner Undankbarkeit und Treulosigkeit.

Das maldivische Königreich hatte im Jahr 1607. ein grausames Unglück, welches man unter dessen vornehmste Veränderungen rechnen muß. Bengalische Seeräuber erschienen auf der Höhe von Male mit einer Flotte von sechzehn Schiffen, und wurden von einem maldivischen Bootsmanne in den Hafen dieser Hauptstadt eingeführet. Der Rasquan gerieth in Schrecken, und schifte sich mit seiner Gemahlin auf einige Galeeren ein, um sich nach den mittäglichen Inseln zu begeben, zu welchen man wegen der schweren Durchfahrt beynahe nicht kommen kann. Inzwischen da er sich aufs Meer begab, und alles, was er von Kostbarkeiten retten konnte, mitnahm, stiegen die Seeräuber ans Ufer, ohne einigen Widerstand zu finden. Als ihr Anführer die Flucht des Königes erfahren hatte, schickte er ihm alsbald acht Galeeren nach. Diese Räuber begingen eine Menge Gewaltthätigkeiten in dem Atollon von Male und den benachbarten Inseln, welche sie zehn Tage lang plünderten, und unschätzbare Reichthümer wegschleppeten. Die Galeeren, welche den König verfolget hatten, holten ihn nach einigen Stunden ein, nahmen fünfe von seinen Galiotten, und kamen den andern Tag mit allen Schätzen, die er eingeschiffet hatte, zurück. Der Rasquan wurde in diesem plötzlichen Anfalle getödet, und seine Weiber fielen in die Gewalt der Ueberwinder, welche sie

ihrer Kleinodien beraubten, ihren Personen aber keine Gewalt anthaten. Als sich die Seeräuber fort machten, gaben sie diesen Prinzessinnen die Freyheit wieder, und liessen alle andere Gefangene los. Sie hinterliessen aber das Königreich in einer abscheulichen Verwüstung, welche noch durch die Uneinigkeit, die unter den Prinzen des Landes entstand, welche sich den Thron streitig machten, vermehret wurde. Nach verschiedenen blutigen Kriegen, wurde der Bruder der vornehmsten Königin, durch den Beystand des Königes von Cananor, auf den Thron gesetzet.

Zweytes Hauptstück.

Einwohner von Ceylan.

Erster Abschnitt.

Lage von Ceylan. Eintheilung ihrer Völker und Provinzen.

Die Erdbeschreiber setzen die Insel Ceylan zwischen den sechsten und zehnden Grad mitternächtlicher Breite, und zwischen den 98 und 99 Grad 20 Minuten der Länge der Mittagslinie von Paris. Nach dieser Lage muß man sie von Norden gegen Mittag achtzig Meilen *, und von Osten nach Westen, wo sie am breitesten ist, dreyßig Meilen nehmen. Sie liegt nur funfzehn Meilen von der Küste Koromandel. Alle unsere Charten geben ihr die Gestalt einer Birne.

Man unterscheidet in dem Lande drey Hauptnationen; die Bedas oder Vedas, welche den mitternächtlichen Theil bewohnen; die Chingulais; welche im Mittelpunkt der Insel sind; und die Holländer, welche fast alle Seeplätze besitzen.

* Grosse Meilen, zwanzig auf einen Grad.

2. Land der Bedas. Ihre Regierungsform und ihre Gebräuche.

Die Bedas haben fast daß ganze Land inne, welches zwischen den Gebürgen Candukarre und Passere liegt, ein Gebiet, welches mehr wegen seiner Grösse, als seiner Reichthümer, ansehnlich ist. Das erste von diesen Gebürgen liegt in dem östlichen Theile der Insel; das andere liegt nach Norden zu. Das Land ist eben, voller Wälder und Einöden. Es ist unter verschiedene Familien getheilet, welche eine besondere Gegend eigenthümlich besitzen, und jede ihr Haupt haben. Sie erkennen keine andere Herren. Diese kleinen Republicken leben in grosser Einigkeit *. Sie legen alle Streitigkeiten in der Güte bey, und wenn sie eine auswärtige Macht angreift, so vereinigen sie sich alle wider den gemeinen Feind. Jedes Gebiete hat eine Wache von Soldaten, welche die Grenzen ihrer Wohnung vertheidigen, und ohne Erlaubnis des Oberhauptes keinen Fremden hineinlassen. Die Reisenden, denen man durch das Land zu gehen erlaubet, werden mit einer strengen Aufmerksamkeit befraget. Die Wache, welche sie hineingelassen hat, begleitet sie bis an das nächste Gebiete.

Diese Insulaner sind tapfer, großmüthig, leutselig gegen die Fremden; aber über ihre Weiber und Töchter so eifersüchtig, daß sie einen

* Van Goens, beym Salmon.

Menschen, der sich sie anzusehen oder anzurühren unterstünde, umbringen sollten. Sie reden wenig; sie gehen fast nackend, indem die Weiber nur eine Schürze von den Lenden, bis an die Knie, und die Mannspersonen eine leichte Leinwand haben, welche ihnen die Schaamglieder bedecket. Sie sind klein von Gestalt; aber dick und stark vom Leibe. Ihre Waffen sind Pfeile und ein Bogen, der neun oder zehn Schuh lang, und mit einer eisernen Spitze versehen ist, welche sie in die Erde stecken, wenn sie ihre Pfeile abschiessen. Sie brauchen diesen Bogen auch statt einer Lanze. Das Fleisch von Hirschen, Honig, und Früchte sind ihre gewöhnlichen Speisen. Sie wohnen an den Ufern der Flüsse, und bringen die Nacht unter dem ersten Baume zu, den sie antreffen, indem sie die Vorsicht brauchen, einige Aeste um sich herum zu legen, damit sie durch das Geräusch, welches die wilden Thiere darinne machen, von ihrer Annäherung benachrichtiget werden.

Die Bedas treiben mit ihren Nachbarn einen kleinen Handel mit Arekanüssen, mit Honig, Wachs, Bretern, Eisen, Cristal, Thierhäuten und Früchten, die ihre Gegend hervorbringt. Sie vertauschen sie gegen grobe Zeuge, kupferne Ringe, gläserne Armbänder, Salz ꝛc. Ehemals machten sie sich aus Gold und Silber nichts; heut zu Tage aber nehmen sie gerne welches für ihre Waaren. Wenn einer von diesen Insulanern von jemand beleidiget wird, gehet er

zu

zu dem Hauptmann des Cantons, setzet sich unter einen Baum, seiner Wohnung gegen über, hält einen grünen Ast in der Hand, und beobachtet ein tiefes Stillschweigen. Er wartet in dieser Stellung fünf oder sechs Tage, da ihn alsdenn der Hauptmann befraget und ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wenn man ihm keine Genugthuung giebt, so steckt er seinen Ast in die Erde, und begiebt sich weg, entweder seinen Feind aufzusuchen, oder den Canton zu verlassen.

2. Land der Chingalais. Königreich Candi.

Die Chingulais machen den andern Theil der Einwohner von Ceylan aus. Ihr Land, welches in dem innersten der Insel liegt, ist in verschiedene Provinzen getheilet, welche jede eine gewisse Anzahl von Gebiethen in sich begreift. Die nordlichen Provinzen sind Noure Calava, welche fünf Gebiete und Hotcourli, welche deren sieben hat. Die östlichen sind Mantali, und Ouvah, welche jede aus drey Gebieten bestehet. Tammaguod, Bintam, Vellas und Panao, sind benachbarte Länder, welche aber nicht unter die Provinzen gerechnet werden. Es sind in der einzigen Provinz Ouvah zwey und dreyßig Zünfte, welche unter eben so viel Häuptern stehen, die aber selbst einen Oberherrn erkennen. Ihr Boden bringt den besten Taback von Ceylan hervor. Das Holz ist daselbst selten; sie hat aber verschiedene Flüsse, welche ver-

ursa-

ursachen, daß in ihren Feldern eine grosse Menge Reis wächset. Sie bringet auch viel Vieh hervor.

Die westlichen Provinzen sind Gudipollar, Dolusbang, Hotterakourli, welche jede vier Gebiete, Portaloun und Tonkourli, welche nur zwey Gebiete haben.

Die Gegenden in dem Mittelpunkte sind in kleine Gebiete eingetheilet, davon sind die ansehnlichsten Vallaponahoi 1), Poncipot 2), Goddaponohoi 3), Hevoihattai 4), Cote-mul, Horsepot 5), Tunponahoi 6), Gudanour und Tattanour 7). Die beyden letzten sind die volkreichsten und fruchtbarsten.

Die meisten von diesen Provinzen und Gebieten liegen auf Gebürgen und Anhöhen, woher sie den allgemeinen Nahmen Kondeuda, oder Candi-uda, haben, welches in der Chingulaischen Sprache Gipfel der Berge bedeutet. Von diesem Nahmen haben die Europäer den Nahmen Candi gemacht, welchen sie dem ganzen Lande geben.

Die

1) Dieser Nahme bedeutet funfzig Löcher, oder Thäler. 2) Bedeutet 500 Soldaten. 3) 50 Stücken trocken Erdreich. 4) Sechzig Soldaten. 5) 400 Soldaten. 6) Die drey Funfziger. Knox erkläret also alle diese Nahmen, welche mit der Beschaffenheit des Bodens oder der Einwohner übereinstimmen. 7) Salmon schreibet Rattanvar.

Die verschiedenen Gebiete, von welchen man geredet hat, werden durch dicke Wälder, die niemand niederhauen darf, weil sie zur Vertheidigung des Königreichs dienen, von einander unterschieden. Das Land wird auch von einer grossen Menge Flüsse, welche von den Bergen kommen, durchschnitten. Die meisten sind sehr gros und fischreich; wenige aber sind wegen der Felsen, womit sie gleichsam besäet sind, schiffbar. Der ansehnlichste ist Mavelagongue, welcher auf dem Berge entspringet, den die Portugiesen den Adamsberg genennet haben. Er läuft fast durch die ganze Insel von Süden nach Nordwesten, und stürzt sich in die Bay von Trinquemale, unter dem achten Grad, fünf und dreysig Minuten nördlicher Breite, nachdem er Cote-mul, Hevoihattai, Herseyot, Mantali, Bintam und andere ansehnliche Provinzen oder Gebiete berühret hat.

Die Furcht für der Macht der Holländer hat die Provinzen, die nach den Küsten zu liegen, fast öde gemacht. Die meisten Einwohner haben sich in das innerste der Insel begeben, welches sehr volkreich ist. Die Lage dieser Gegenden macht, daß man fast nicht zu ihnen kommen kann. Man muß durch grosse Wälder und steile Berge gehen, deren Pässe so enge sind, daß zwey Menschen nicht neben einander gehen können. Diese Pässe sind überdieses mit guten Verhacken versehen, welche von dem Holze gewisser Sträucher gemacht sind, deren Aeste lange Dor-

nen

nen haben, die so stark, als eiserne Nägel sind. Man findet nicht nur welche in den Pässen der Berge, sondern auch bey dem Anfang jedes Weges, der nach der Hauptstadt gehet. Niemand wird, ohne eine, mit dem kayserlichen Siegel besiegelte Erlaubnis, durchgelassen.

Der höchste Berg der Insel ist in dem südlichen Theile. Die Portugiesen haben ihn den Adamsberg genennet, und die Indianer nennen ihn Hamalel. Man siehet auf seinem Gipfel einen platten Stein, in welchen ein Menschenfuß eingedruckt ist, der noch einmal so gros, als ein natürlicher, ist. Er ist bey diesem Volke ein Gegenstand der Verehrung, wie der Felsen von Prabat bey den Siamesern; und es werden jährlich auf diesem Berge, besonders im Monat Merz, unzählige Processionen von Mannspersonen, Weibern und Kindern gehalten.

Die Hauptstadt des Königreichs liegt in dem Mittelpunkt der Insel, in dem Gebiete von Tattanour. Die Europäer nennen sie Candi, und die Indianer Hingadagul-neur, welches Stadt des Volkes bedeutet, oder Moncaire, das ist, königliche Stadt. Es war ehemals eine wichtige Stadt, wo die Oberherren des Landes ihren Sitz hatten. Als sie aber die Portugiesen, zur Zeit ihrer ersten Eroberung, verwüstet hatten, haben die Prinzen den Sitz ihres Reiches anderswohin verleget. Doch haben sie zu Candi einen schönen Pallast, und reisen von Zeit zu Zeit dahin. Die Gestalt dieser Stadt

ist dreyeckigt. Sie ist von der Südseite mit einem Walle von Erde befestiget, der zwanzig Schuh hoch ist, und einem Thale, das zwischen zwey Bergen liegt, den Ausgang verwehret. Die andern Zugänge auf zwey oder drey Meilen weit, sind mit starken Zäunen versehen, welche beständig von Soldaten bewachet werden. Die andern wichtigen Städte sind Nellembi-neur, in der Provinz Oudipollat, zwölf Meilen von Candi, gegen Süden; Allout-neur, welche dieser Hauptstadt gegen Nordwesten, in dem Gebiete von Bintam, liegt; die Regierung hat daselbst einen grossen Vorrath von Getreyde und Salz: Badoula, Candi gegen Osten und zwey Tagereisen von dieser Stadt, in der Provinz Ouvah: Degligi-neur, zwischen Candi und Badoula, in der Provinz Hevoihattai: an diesem Orte haben die Könige beynahe seit einem Jahrhunderte ihren Sitz. Ihr Pallast hat keine andere Mauer, als einen Wall von Erde. Er bestehet aus einer grossen Anzahl unregelmäßiger Gebäude, die meistens sehr niedrig und mit Stroh gedecket sind. Es sind einige, welche Ziegeldächer haben, zwey Stockwerk hoch sind, und von allen Seiten offene Gänge haben, damit man die frische Luft darauf geniesen kann. Sie sind mit Gittern von Elfenbein und Lackirten Holze umgeben. Die Fenster sind mit Platten von Silber und Elfenbein belegt, man siehet auf dem Gipfel jedes Gebäudes irdene Gefässe, oder andere Zierrathen. Die Thüren sind schön gearbeitet.

Die

Die Häuser der Einwohner sind überhaupt nur armselige Hütten, die auf Stangen stehen, und mit Gittern von Aesten oder Schilf vermachet sind. Jeder Privatperson ist bey Lebensstrafe verbothen, sie zwey Stock hoch zu machen, und die Mauern zu weissen, und dieses Gesetz bindet die Fremden sowohl, als die Eingebohrnen der Insel. Als Knox, ein englischer Reisender, der viele Jahre hindurch in diesem Lande gefangen gehalten wurde, ein kleines Haus, das er gebauet, mit Kalk geweisset hatte, hätte er beynahe die Strafe, die auf der Verwürkung dieses Gesetzes stehet, erdulten müssen. Nichts, als daß er ein Fremder war, konnte den König bewegen, daß er ihm einen Fehler verziehe, der einem Indianer das Leben gekostet haben würde. Diese Insulaner kennen den Gebrauch der Feueressen nicht. Sie zünden das nöthige Feuer zur Zubereitung ihrer Speisen in einem Winkel ihrer Hütte an, welches ihre ganzen Wohnungen beräuchert. Die Häuser der Edelleute sind geräumlich und bequem, und bestehen gemeiniglich aus zwey Hauptgebäuden, die einander gegenüberstehen, und von jeder Seite durch eine Mauer an einander gehangen sind. Der Hof, welcher diese Gebäude scheid t, ist viereckigt. Es sind andere besondere Wohnungen für die Bedienten umher.

Die Anzahl der Flecken und Dörfer ist in dem ganzen Königreiche sehr ansehnlich: die größten aber haben nicht mehr, als hundert Häuser, und

die

tige Materie mit der nöthigen Weitläuftigkeit abhandeln würde.

Die Holländer haben den Ursprung ihrer Besitzungen in Indien dem Unglücke eines ihrer Landesleute, mit Nahmen Cornelius Hutmann, zu danken, welchen besondere Geschäfte nach Lissabon geführet hatten. Weil sich dieser Mann durch unbedachtsame Erkundigungen nach den indianischen Sachen und nach dem Wege, welchen die portugiesischen Schiffer nähmen, der Regierung verdächtig gemacht hatte, liessen ihn die Ministers gefangen setzen, und verurtheilten ihn zu einer grossen Geldstrafe. Hutmann war nicht im Stande, sie zu bezahlen, und sahe sich in Gefahr, sein Leben in dem Gefängnis zu Lissabon zuzubringen, wenn er sie nicht abtragen könnte. In dieser äussersten Noth fiel es ihm ein, sich an einige Kaufleute von Amsterdam zu wenden, und ihnen einen Brief zu schreiben, in welchem er ihnen, zur Belohnung für seine Freyheit, versprach, ihnen alle Kenntnis, die er von der indianischen Handlung erlangt hätte, mitzutheilen. Man nahm sein Anerbieten an; er wurde ausgelöset, und in Freyheit gesetzet. Als er in sein Vaterland zurückgekommen war, theilte er seinen Befreyern verschiedene wichtige Geheimnisse mit, und diese Entdeckungen schienen so wichtig, daß alsbald eine Gesellschaft von Kaufleuten, unter dem Nahmen der Compagnie der entfernten Länder, zusammentrat, deren Verwaltung zehn Aufsehers anvertrauet wurde.

wurde. Sie rüstete 1595. vier Schiffe aus, welche den Weg nach Indien über das Vorgebürge der guten Hofnung, unter Hutmanns Anführung, nahmen. In dieser ersten Reise kamen die Holländer, nachdem sie Sankt Marie, Madagascar, und andere Inseln von Afrika ausgekundschaftet hatten, bis an die maldivischen Inseln, fuhren an dem Vorgebürge Comorin herum, und liefen den 11 Junius 1596. in die Meerenge der Sonde. Sie landeten einige Tage hernach zu Bantam an, welches eine der vornehmsten Städte der Insel Java ist, wo sie anfänglich die Erlaubnis erhielten, eine Faktorey zu errichten. Als aber diese Insulaner ihre Gesinnung änderten, wurde Hutmann in dem Pallaste des Statthalters gefangen genommen, und ward, nach einer Gefangenschaft von einigen Monaten, und verschiedenen grausamen Treffen zwischen den Holländern von der Flotte und den Javanern, genöthiget, die Rhede von Bantam zu verlassen. Er lief den 14 August 1597. in dem Hafen von Amsterdam wieder ein, nachdem er auf seiner Fahrt eins von seinen Schiffen und die beyden Drittheile von dem Schifsvolke der ganzen Flotte verlohren hatte.

Obgleich diese Reise ziemlich fruchtlos war, so minderte sie dennoch nicht die Begierde der Handelsleute von Amsterdam. Es traten neue Compagnons zu den alten, und die Compagnie schickte 1598. nach Indien eine Flotte von acht Schiffen, welche von dem Herrn van Nek ge-

führet wurde, mit fünfhundert und sechzig Mann Schifsvolk, sowohl Soldaten, als Matrosen. Van Nek kam im Monat November auf der Rhede von Bantam an, schloß mit den Javanern dieser Gegend einen Handlungstractat, belud daselbst vier Schiffe mit Pfeffer, Nägelein, Muskadenblumen und Zimmet, und kam im Monat Julius 1599. mit dieser reichen Ladung glücklich in dem Texel wieder an, nachdem er eilftausend Meilen in weniger, als funfzehn Monaten, zurückgeleget hatte.

Jacob Warwick, welcher nach der Abreise des van Nek das Amt eines Admirals verwaltete, blieb mit vier andern Schiffen der Flotte in Indien zurück. Seinen Leuten wurde zu Madure, einer benachbarten Insel von Java, übel begegnet, und verschiedene wurden von den Insulanern umgebracht. Andere, funfzig an der Zahl, wurden gefangen genommen, und der Admiral erhielt ihre Befreyung nur durch Bezahlung eines grossen Lösegeldes. Er verlies diese gefährliche Gegend, und begab sich nach der Insel Amboine, nahe bey den Molukkischen Inseln, wo er wohl aufgenommen wurde. Man erlaubte ihm zwey Schiffe mit Nägelein zu beladen, und unterdessen daß er sich mit dieser Ladung beschäftigte, schickte er die zwey andern Schiffe, die er noch hatte, nach den Inseln von Banda, welche Amboine gegen Südosten liegen, um sich daselbst mit Muskaden, Nüssen und Blumen zu versehen. Der Officier, dem er

er dieses auftrug, warf zu Nera, der Hauptstadt dieser Inseln, Anker, wo er die Ehre hatte, den Grund zur ersten Faktorey zu legen, welche die Holländer in Indien besessen haben. Er ließ zwanzig Mann daselbst mit Geld und Waaren zum Einkaufe und Vertauschung der Gewürze, und nachdem er selbst mit sehr wenig Kosten seine Ladung vollendet hatte, nahm er über das Vorgebürge der guten Hofnung seinen Weg nach Holland zurück. Der glückliche Fortgang seiner Schiffarth, verursachte den Aufsehern der Compagnie eine solche Freude, daß sie die Waaren der beyden Schiffe vor den Augen des Volks aussetzen liessen. Die ausgelegte Muskade wurde so schön befunden, daß sich die Holländer überredeten, man hätte in Lissabon niemals so vollkommene gesehen. Warwick von seiner Seite hatte das Glück, seinen Landesleuten den Eingang in die Molukkischen Inseln, durch Errichtung eines Handelshauses zu Ternate, zu eröfnen. Er ließ fünf Mann daselbst, um die Faktorey zu bewachen, und für die Handelsgeschäfte zu sorgen, und führte 1600. die beyden Schiffe, die er in Amboine beladen hatte, in den Texel zurück.

Da die Beeiferung der Holländer wuchs, je grösser das Glück ihrer Handlung wurde, so rüsteten einige Kaufleute von Seeland gleichfalls Schiffe nach Indien aus, und die Einwohner von Rotterdam richteten zu gleicher Zeit eine Gesellschaft auf, welche fünf Schiffe in die See

schickte. Auf der andern Seite hatten die Kaufleute von Amsterdam im Jahre 1599, ohne die Zurückkehr ihrer ersten Flotte zu erwarten, drey andere Schiffe, unter dem Commando des Herrn van der Hagen, abgehen lassen. Dieser Admiral begab sich zu Anfange des folgenden Jahres nach Bantam, und von da nach Amboine, wo sich der Krieg zwischen den Indianern und Portugiesen entsponnen hatte. Als die Indianer ihn baten, sich mit ihnen zu verbinden, schickte er ihnen zehn bewafnete Boote zu, und er selbst landete an der Spitze seiner tapfersten Soldaten in der Insel, um eine Festung anzugreifen, die den Portugiesen gehörte. Er belagerte den Platz zwey Monat lang vergebens; er hatte aber Ursache, sich mit dem vortheilhaften Tractate zu trösten, den er mit den Insulanern schloß. Seine Bedingungen begriffen, daß man unverweilt an Erbauung einer Festung arbeiten sollte, worzu die Indianer alle Unkosten geben sollten; die Holländer sollten eine Besatzung in den Platz legen, und ihn zu vertheidigen über sich nehmen; alle Nägelein, welche in dem Lande wüchsen, sollten den Schiffen der Compagnie in unveränderten Preisse überlassen werden, und dieser Handel sollte jeder andern Nation untersagt seyn. Kaum war dieser Tractat unterzeichnet, so liessen die Holländer die Arbeit anfangen, und trieben sie mit so vielem Eifer, daß die Festung in weniger, als sechs Wochen fertig war.

Die Versuche, welche sie zu gleicher Zeit machten, um sich in der Insel Sumatra feste zu setzen, hatten nicht so guten Fortgang. Ihre Schiffe wurden zu Achem, der Hauptstadt des landes, angefallen; viele Holländer wurden gefangen genommen, und der berühmte Cornelius Hutmann verlohr dabey sein Leben. Van Nek wurde auf seiner andern Reise, die er 1600. nach Indien that, auf der Höhe von Ternate von den Portugiesen angegriffen, und nach einem sehr heftigen Treffen, in welchem ihm eine Canonenkugel die rechte Hand wegnahm, in die Flucht getrieben. Er war zu Patane und Johor glücklicher, welches benachbarte Staaten von Siam sind, wo er Faktoreyen errichtete.

Die verschiedenen Compagnien von Amsterdam rüsteten 1601. funfzehn Schiffe aus, welche den 22 April zusammen abgingen. Wolphart Harmansen, einer von den Admiralen, trennete sich von der grossen Flotte mit den Schiffen, die er führte, und kam den 24 December vor der Stadt Palimban an, welche an der westlichen Spitze der Insel Java liegt. Der ungefehre Zufall hatte an eben dem Tage nach Bantam einer benachbarten Stadt von Palimban, eine portugiesische Flotte geführet, welche aus dreyßig Schiffen bestand, unter welchen acht grosse Galionen von sechs bis acht hundert Tonnen waren. Sie wollte den Hafen dieses wichtigen Platzes blockiren, um den holländischen Schiffen die Einfahrt zu verwehren. Harmansen,

sen, der nur eine Flotte von fünf Schiffen hatte, dessen stärkstes nur von fünfhundert und zwanzig Tonnen war, bedachte sich nicht lange, die Portugiesen anzugreifen, sobald er ihre Ankunft erfuhr. Er traf den 27ten um Sonnenuntergang ihre Schiffe an, auf welche er ein erschreckliches Feuer machte, wodurch sie vielen Schaden litten. Als aber eine von den Canonen des Admiralschiffes bey dem Steuerruder zersprang, welches sehr davon beschädiget wurde, so nöthigte dieser Zufall den holländischen General, sich zurückzuziehen. Zwey Tage darauf kam er wieder, und griff vier Galeeren, welche den feindlichen Vortrupp ausmachten, mit grosser Wuth an. Er nahm zwey davon mit Entern, hieb die meisten Portugiesen und Indianer, die darauf waren, nieder, oder stürzte sie in die See, nahm alles Geschütze davon, und verbrannte sie im Angesicht des portugiesischen Generals, welcher nicht die geringste Bewegung machen durfte, um ihnen beyzustehen. Als er sich den ein und dreyssigsten Bantam genähert hatte, und gerade auf die feindliche Flotte losging, entfernten sich die Portugiesen, und liessen ihn ohne Widerstand in den Hafen einlaufen. Die Javaner, welche von allen diesen schönen Thaten Zuschauer gewesen waren, empfingen ihn, als ihren Befreyer, und erlaubten den Holländern eine Faktorey in der Stadt.

George Spilberg, welcher in eben dem Jahre, als Wolphart Harmansen, nach Indien geschicket wurde, zeigte seine Tapferkeit nicht weni-

weniger gegen die Portugiesen. Seine Escader bestand aus drey Schiffen, welche von seeländischen Kaufleuten ausgerüstet waren, und vom Prinz Moritz Pässe hätten. Er hielt am grünen Vorgebürge, nahe bey Rufisco, auf einem kleinen Transportschiffe den Angriff von drey portugiesischen Caravellen aus, und enterte an einer, welche er genommen haben würde, wenn das schreckliche Feuer der beyden andern sie nicht befreyet hätte. Einige Tage darauf machte er sich von einer dieser Caravellen Meister. Als er an dem Vorgebürge der guten Hofnung angelanget war, kundschaftete er die berühmte Bay, welche diesem Vorgebürge gegen Norden lieget, aus, und gab ihr den Nahmen der Tafelbay, wegen einer Landspitze von dieser Gestalt, welche sich neun oder zehn Meilen ins Meer erstrecket. Er unterfuchte auch auf dieser Küste zwey kleine Inseln, wovon er die eine Elisabeth, und die andere Cornelia, nannte. Das war eine Besitznehmung, der er sich vor der Zeit von diesem Lande anmassete, wo hernach die Holländer einen von ihren schönsten Pflanzorten errichtet haben.

Nach einer sehr unglücklichen Reise nach den Inseln von Comorre, wo die Indianer achtzig von seinen Leuten umbrachten, kam er, indem er über das Vorgebürge von Comorin seine Reise fortsetzte, im Monat May 1602. zu Point de Galle, auf der mittäglichen Küste von Ceylan, an. Der König von Candi, der damals mit den Portugiesen in Krieg begriffen

war, nahm das Bündnis und die Hülfe an, die ihm Spilberg anboth, und versprach den Holländern von seiner Seite ein Handlungshaus auf seiner Insel, und gab ihnen die Wahl des Ortes, wo sie es errichten wolten, nebst der Freyheit, es zu befestigen. Spilberg, welcher mit einem andern Entwurfe beschäftiget war, der ihm nicht erlaubte, sich dieses Anerbietens damals zu bedienen, segelte nach Sumatra, und kam den 16. September in dem Hafen von Achem an. Er war so glücklich, daß er die Gunst des Königes erlangte, welcher, da er von den listigen Verläumdungen der Portugiesen zuvor eingenommen war, allezeit gegen die Holländer übelgesinnet geschienen hatte. Der König gab ihm ein Haus zu Achem, und erlaubte den Unterthanen aus Seeland in allen Häfen seines Gebietes zu handeln.

Die Handlungsgesellschaften vermehrten sich inzwischen von Tag zu Tag in den vereinigten Niederlanden, und fingen sogar durch ihre Menge einander zu schaden an. Eine jede handelte nach den besondern Absichten ihres Vortheils, ohne auf das allgemeine Beste zu sehen. Weil ihre Schiffe oft in den Häfen einander antrafen, so machte diese Zusammenkunft, daß der Preis der Waaren fiel, und richtete viele von denjenigen zu Grunde, welche Schiffe ausgerüstet hatten.

Die Generalstaaten öfneten zum Glück die Augen über diese entstehende Unordnung, welche

den

den Untergang der Handlung verursachen konnte. Sie versammelten die Häupter der verschiedenen Gesellschaften, schlugen ihnen den Entwurf einer allgemeinen Gesellschaft vor, welche alle Handlungscompagnien in eine einzige Gesellschaft vereinigen sollte, und erhielten, halb mit Ueberredung, halb mit Gewalt, daß sie diesen Vorschlag annahmen. Die Vereinigungsurkunde wurde den 20 Merz 1602. unterschrieben, und an eben dem Tage von der Versammlung der Generalstaaten bestätiget. Man errichtete sechs besondere Handelsgerichte, zu Amsterdam, in Seeland, zu Delft, Rotterdam, Enchuise und Hoorn. Man machte aus, daß alle Sachen der Compagnie nach der Mehrheit der Stimmen, in einer allgemeinen Versammlung, die aus siebenzehn Abgeordneten von den Handelsgerichten bestünden, eingerichtet werden sollten; diese Versammlung sollte wechselsweise in Seeland und zu Amsterdam gehalten werden; die besondern Handelsgerichte sollten verbunden seyn, sich ihren Anordnungen zu unterwerfen, und diejenigen Sachen, über welche ihre Mitglieder nicht einig werden könnten, sollten der Entscheidung der Generalstaaten überlassen werden. Die Regierung gab der Gesellschaft eine Erlaubniß von ein und zwanzig Jahren nach Osten des grünen Vorgebürges, oder durch die magellanische Meerenge, zu handeln, und verbot allen Unterthanen der vereinigten Provinzen, bey Strafe der Einziehung der Schiffe und Waaren, eben diese Handlung zu treiben. Die Gesellschaft erstreckte

streckte dieses Recht so weit, daß, als zwey holländische Schiffe, die 1615. ausgerüstet worden waren, ohne Erlaubnis nach den molukkischen Inseln gehandelt hatten, der Statthalter von Batavia sich derselben, im Nahmen der Compagnie, bemächtigte, ob sie gleich in die Südersee durch einen andern Weg, als die magellanische Meerenge, gekommen waren. Endlich gaben die Generalstaaten der orientalischen Gesellschaft, um ihr vollends Muth zu machen, die Macht, im Nahmen ihrer Hochmögenden, alle Arten von Bündnissen in Indien einzugehen, Festungen zu bauen, Trouppen zu haben, und Obergerichte daselbst zu errichten.

Das Capital, welches die neuen Handelsgenossen hergaben, machte eine Summe von dreyzehn Millionen französischer Pfunde * aus, wovon das einzige Handelsgerichte zu Amsterdam die Hälfte darzu gab. Dieses erste Capital wurde mit so vieler Wirthschaft und Geschicklichkeit verwaltet, daß diejenigen, welche daran Theil hatten, daß diejenigen, welche daran Theil hätten, niemals genöthiget worden sind, es zu erneuern: welches bey der holländischen Compagnie etwas besonders ist. Mit eben dieser Summe, die man für mäßig halten kann, hat eine Gesellschaft schlechter Handelsleute Mittel gefunden, das Meer mit Schiffen zu bedecken, Königreiche zu erobern, verschiedene Städte und eine

* Sechs Millionen, vier hundert neun und funfzig tausend, acht hundert holländische Gulden.

eine grosse Menge Festungen zu bauen, sich des Gewürzhandels, mit Ausschluß anderer, zu bemächtigen, woraus sie unschätzbaren Reichthum gezogen hat, und in Indien allen europäischen Nationen Gesetze vorzuschreiben. Ein grosses Beyspiel von demjenigen, was die Arbeitsamkeit eines Volkes ausrichten kann, wenn sie durch die Nacheiferung, durch die Freyheit der Handlung, durch den Schutz einer billigen, gütigen und erleuchteten Regierung, und durch andere Aufmunterungen, welche von dem Oberherren abhangen, belebet wird. Wir wollen uns wieder zur Geschichte der holländischen Schifahrten wenden.

Die Handelsgenossen rüsteten 1602. eine Flotte von vierzehn grossen Schiffen, unter Anführung des Warwick aus, welcher schon durch eine erste Reise nach Indien bekannt worden ist. Innerhalb vier Jahren leistete er seiner Compagnie wichtige Dienste. Er errichtete zu Bantam auf einem schönen Platze, dessen Eigenthum ihm der König schenkte, ein neues Handelshaus, und hinterlies den Auffehern weise Befehle, welche hernach in allen holländischen Pflanzorten angenommen worden sind. Er führte in der Faktorey zu Johor eben die Ordnung ein, und machte mit dem Oberherrn dieser Gegend und mit dem Könige von Siam genaue Bündnisse. Er breitete seine Correspondenz bis nach China aus, wo er seinen Landesleuten die ersten Quellen der Handlung eröfnete, indem er durch seine Geschenke

schenke und Liebkosungen verschiedene Mandarinen der Seestädte gewann. Mit einem Worte, seine hohen Absichten richteten sich nach allen Gegenständen, welche die Handlung der Compagnie erweitern und glücklich machen konnten: nichts entging seinem Eifer und seinen Einsichten. Die Holländer haben für das Andenken dieses grossen Mannes eine billige Verehrung beybehalten, und betrachten ihn mit Recht, als den ersten Stifter der mächtigen Pflanzorte, die sie in Indien besitzen.

Zu Ende des Jahres 1603. sahe man aus den Häfen des Texels eine neue Flotte auslaufen, welche aus zwölf Schiffen bestand, und vom Herrn van der Hagen geführet wurde, welcher fünf Jahr zuvor eine andere Escader nach Indien commandiret hatte. Er setzte die Küste von Mozambique und Goa in Schrecken; griff auf der Rhede von Calecut neun portugiesische Fregatten an, und eroberte eine davon, auf welcher achtzig Mann waren; er schloß einen Traktat mit dem Jamorin, welcher den Holländern in allen Häfen seines Gebietes zu handeln erlaubte. Hernach ging er nach den molukkischen Inseln, wo er die Portugiesen öffentlich bekriegte, und sie aus den Inseln Amboine und Tidor jagte.

Der König von Spanien, welcher damals Herr von Portugall war, glaubte, er müßte diesen Einfällen einen Damm entgegen setzen. Er gab 1605. eine Erklärung heraus, wodurch den Holländern, bey Strafe der Einziehung und des

Gefäng-

Gefängnisses, verboten wurde, nach Spanien und beyden Indien zu handeln. Die Compagnie, welche dieses Verbot wenig erschreckte, schickte in eben diesem Jahre zwey Flotten nach Indien; eine von eilf Schiffen, welche von Cornelius Matelief commandiret wurden, und halb als Kriegsschiffe, halb als Kauffardeyschiffe ausgerüstet waren; die andere von acht Schiffen unter dem Befehl des van Caerden. Matelief setzte zum erstenmale in den Inseln des grünen Vorgebürges, und in der Insel Annobon, die Flagge der Compagnie, welche die Portugiesen dieser Gegenden bisher beschimpfet hatten, in Ansehen. Er erschien im Monat April 1606. vor Malacca, und griff diesen Platz, welchen die Portugiesen seit einem Jahrhunderte besassen, vergebens an. Er wurde, ungeachtet des Beystandes des Königes von Johor, eines getreuen Bundesgenossen der Holländer, genöthiget, sich zurückzuziehen, nachdem er den Platz zwey Monate belagert, oder eingeschlossen hatte. Diese Stadt kam fünf und dreysig Jahr darnach in die Hände der Holländer.

Matelief rächete sich wegen dieses Schimpfes an der feindlichen Flotte, die er zu verschiedenenmalen schlug, und fast gänzlich zu Grunde richtete. Er begab sich zu Anfange des Jahres 1607. nach Amboine, und richtete in der Faktorey und in der Festung eine genaue Ordnung auf. Er bemühete sich vergebens Ternate und Tidor zu Hülfe zu kommen, worein die Portugiesen wie-

der-

dergekommen waren, und wo sie die Bundesgenossen der Compagnie unterdruckten; er bauete aber in der ersten von diesen Inseln eine kleine Festung, worinne er eine gute Besatzung ließ. Eine nicht weniger wichtige Unternehmung zog ihn in eben dem Jahre nach den chinesischen Seegrenzen. Man mußte den Schiffen der Compagnie die Häfen dieses weiten Reiches öfnen, und das Gebäude aufführen, worzu der General Warwick den Grund geleget hatte. Matelief lief im Monat August in den Fluß von Canton ein, und warf in der Nähe von Macao Anker, nachdem er sich des Schutzes der Mandarinen von der Küste versichert hatte. Er wurde aber auf dieser Rhede von einer portugiesischen Flotte angegriffen, welche ihn nöthigte sich zu entfernen, und sein Unternehmen fruchtlos machte. Er kam im Monat September 1608 nach einer dreyjährigen Reise nach Holland zurück, und hatte Abgesandte, welche der König von Siam an die vereinigten Provinzen schickte, nebst drey jungen Indianern von Amboine, welche von den vornehmsten Familien des Landes waren, am Bord. Die Generalstaaten waren mit seiner Aufführung so wohl zufrieden, daß sie ihm durch den Grospensionarius ihre Danksagung abstatten liessen, welche mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen begleitet waren.

Die Verrichtung des van Caerden machte nicht so viel Aufsehens. Er richtete zu Mozambique, in dem portugiesischen Etablissement einige

nige Verwüstungen an; er belagerte aber ihre Festung einen Monat lang vergebens, und auf seiner Zurückfahrt wurde eins von seinen Schiffen so sehr beschädiget, daß man es verbrennen mußte. Er fand zu Tidor und Ternate in den portugiesischen Colonien eben den Widerstand. Zu Machian, Ternate gegen Süden, war er glücklicher, weil er eine von ihren Festungen daselbst mit Sturm einnahm, welche er plünderen lies, und beynahe acht hundert Insulaner, welche sie vertheidigten, niederhieb. Dieser Sieg setzte ihn in den Besitz der ganzen Insel, welche seinen Schiffen überflüßige Ladung verschafte. Zu der Zeit aber, da er sich anschickte, sie nach Europa zurückzusenden, kamen zwey davon in einen unversehenen Sturme um, und er konnte nicht mehr, als einen Theil des Schiffvolkes davon retten. Die übrige Flotte kam 1609. zu Fleßingen, ohne ihrem Admiral zurück, welcher in einer Fahrt, die er nach Bachian, einer molukkischen Insel, die am meisten gegen Mittag liegt, that, von einer spanischen Galeere aufgehoben, und nach den manilischen Inseln geführet wurde.

Der Admiral Verhoeven wurde, zwey Jahr nach Caerden, mit einer der schönsten Flotten, welche die Compagnie noch jemals ausgerüstet hätte, nach Indien geschicket. Sie bestand aus dreyzehn Schiffen, wovon verschiedene tausend Tonnen führten. Er belagerte vergebens die Festung Mozambique; er nahm aber bey der Ein-

fuhrt der Rhede eine spanische Galione weg. Er kreuzte hernach auf der Küste von Goa, und begab sich von da nach Calecut, wo er mit dem Zamorin den Tractat erneuerte, der von dem General van der Hagen geschlossen worden war. Als er im Anfange des Jahres 1609. zu Johor angelangt war, setzte er daselbst neue Faktore, und fand den König des Landes in ziemlich günstigen Gesinnungen gegen die Holländer. Er hielt aber vergebens um die Erlaubnis an, eine Festung in diesen Gegenden zu bauen. Einige Uneinigkeiten, die zwischen den Javanern entstanden waren, ruften ihn im Monat Februar nach Bantam znrück. Er bemühete sich vergebens diese Unruhen zu stillen; als er aber dem Könige von Jacatra den Beystand der Holländer versprochen hatte, so gestand ihm dieser Prinz in den Gegenden seiner Hauptstadt ein Handlungshaus zu. Dieses war die Wiege des berühmten Batavia. Er begab sich im Monat April nach den Inseln von Banda, um die Faktorey, welche die Compagnie zu Nera, der vornehmsten Stadt des Landes, hatte, zu besichtigen. In der Absicht dieses Etablissement dauerhafter zu machen, ging er zu den indianischen Prinzen, welche die Herrschaft dieser Insel getheilet hatten, und bat sie um die Erlaubnis, die Faktorey zu befestigen. Er lies, ohne sich um das Schrecken zu bekümmern, welches ihnen dieser Vorschlag verursachte, in welchen sie sich demnach einzuwilligen stellten, auf die Ruinen eines alten portugiesischen Schlosses eine vier-

eckigte

eckigte Schanze bauen, welche vier Bollwerke hatte, und in dem Monat May fertig und im Vertheidigungsstande war. Als ihn aber diese Insulaner einige Tage darnach in einen Hinterhalt gelocket hatten, brachten sie ihn nebst dreyßig oder vierzig Officiers von der Flotte, die ihn begleiteten, um. Diejenigen, welche ihm im Commando folgten, glaubten, daß es klüger wäre diese Beleidigung zu vergessen, und verglichen sich wieder, nach einigen Drohungen, mit den Badanern, welche sich durch einen Traktat verbanden, ihre Muskade und Nägelein nur allein an die Kaufleute der Compagnie zu verkaufen, und alle fremden Jonquen zu zwingen, unter der holländischen Schanze zu ankern, auch keinem Faktor einiger andern Nation zu erlauben, sich zu Nera zu setzen.

Verhoeven hatte, einige Zeit vor seiner Ankunft in diese Inseln, zwey Schiffe nach Japan geschicket, um zu versuchen, ob sie durch einen Traktat die Erlaubnis erhalten könnten, in diesem schönen Königreiche zu handeln. Sie warfen im Monat Julius 1609. zu Nagazaki Anker, und fuhren hernach nach Firando, wo die Compagnie die Freyheit erhielt, eine Faktorey zu erbauen. Ich habe an einem andern Orte von dem Fortgange dieses Etablissements, von dem Uebergange der Holländer nach Nagazaki, und von dem gegenwärtigen Zustande ihres Handels in Japan, geredet.

Andere Schiffe von eben der Flotte wurden zu gleicher Zeit nach den molukkischen Inseln, unter der Anführung des Viceadmirals Witter, abgeschicket, und damals wuchs die Macht der Holländer sehr in diesen Inseln. Sie hatten 1610. sieben wichtige Festungen darinne; zwey zu Ternate; eine zu Timor; drey zu Machian, und eine zu Bachian. Als sich aber Witter von den Spaniern bey den manilischen Inseln hatte überfallen lassen, so wurden drey von seinen Schiffen weggenommen, ein anderes flog in die Luft, der Ueberrest wurde zerstreuet, und der General kam in diesem Treffen selbst um.

Im Jahr 1614. eröfnete van den Broeck den Schiffen der Compagnie eine neue Fahrt. Er dienete auf der Flotte, welche 1613. unter dem Admiral Reynst, nach Indien geschicket wurde, als erster Faktor. Als diese Flotte bis an das rothe Meer gekommen war, wurde Bröck mit einem Schiffe abgeschicket, um die Häfen des glücklichen Arabiens, wo die Holländer noch keine Factorey hatten, auszukundschaften. Nach vielen Reisen, worinne er viele Hindernisse zu überwinden hatte, erlaubte ihm der Bascha dieser Gegend, in allen Häfen des rothen Meeres zu handeln, und zu Aden eine besondere Factorey zu errichten. Bröcken wurde zu gleicher Zeit eine wichtige Ausführung auf der abendländischen Küste von Indostan aufgetragen. Er sollte der Compagnie zu Surate ein Handlungshaus verschaffen, woselbst die berühmteste Nie-

der-

derlage Indiens ist. Bröck erhielt es, lies Faktors daselbst, und errichtete hernach zu Broitschia, zu Cambaya, zu Amadabad, auf eben der Küste, andere Faktoreyen.

Die Gefahr, welche der Faktorey von Jacatra drohete, rufte sie 1618. dieser Colonie zu Hülfe. Die Engländer, welche in der Nachbarschaft einen Sitz hatten, hatten wider die Flotten der Compagnie einige Feindseligkeiten ausgeübet, und eben eins von ihren Schiffen weggenommen. Man befürchtete, sie möchten die holländische Faktorey angreifen; und um sie wider ihre Anfälle in Sicherheit zu setzen, lies sie Bröck mit Pallisaden und einem Walle von Erde umgeben. Man muß sich erinnern, daß dieser Sitz ausserhalb der Stadt Jacatra gebauet war. Er bestand damals nur aus zwey Gebäuden, wovon das eine Moritz, und das andere Nassau hieß. Als die Engländer und Javaner den Bau zunehmen sahen, fingen sie an sich dafür zu fürchten, und beschlossen den Untergang der Schanze. Als sie Bröcken, unter dem Scheine eines falschen Friedens, nach Jacatra gelocket hatten, behielten sie ihn gefangen; welches in der Festung ein solches Schrecken erregte, daß sie, als sie die Engländer aufforderten, den 1 Febr. 1619. capitulirte. Sie solte den Tag darauf übergeben werden, und die Holländer standen auf dem Punkte, aus Jacatra verjagt zu werden, als ein unvermutheter Zufall ihre Hofnung wieder aufrichtete. Der König von Bantam, welcher

durch die Faktors, die sie in seiner Hauptstadt hatten, gewonnen war, schickte ihnen zwey tausend Mann zu Hülfe, welche an dem Tage, da der Capitulation sollte Genüge geleistet werden, zu Jacatra ankamen. Der General, welcher sie anführte, erhielt durch seine Drohungen, daß die Festung nicht übergeben werden durfte, und daß die Holländer ihren Sitz, doch mit der Bedingung, daß sie sie nicht weiter befestigen solten, behielten. Dieses Verbots ungeachtet, fuhren sie dennoch heimlich mit Aufführung der Werke fort, und damals nennten sie sie nach dem alten Nahmen ihres Vaterlandes, Batavia. Eine Verstärkung, die sie im Monat Merz des folgenden Jahres von den molukkischen Inseln bekamen, setzte sie in den Stand, den Insulanern von Jacatra nun selber Gesetze vorzuschreiben, und sich, durch den Untergang ihrer Stadt, von diesen gefährlichen Nachbarn zu befreyen. Der General Cön griff sie mit eilfhundert Mann an, und nahm sie nach einem dreytägigen Widerstande mit Sturm ein. Er schleifte ihre Mauren, zündete die Häuser an, hieb alle Indianer, die sich darinne befanden, nieder, und vernichtete sogar den Nahmen dieser unglücklichen Stadt, aus deren Ruinen Batavia entstanden ist, welche heut zu Tage der Mittelpunkt und die Hauptstadt der Besitzungen der Compagnie in Indien ist.

Wir wollen diese Ausschweifung nicht weiter treiben. Wir haben genug gesagt, daß man den Ursprung der holländischen Besitzungen, kennen

nen kann, wovon wir in der Folge, so wie wir von den Inseln reden werden, auf welchen sie liegen, einen genauern Begriff machen wollen. Es ist genug, daß man anmerket, daß dieses arbeitsame Volk, innerhalb ungefehr sechzig Jahren, den Portugiesen ihre schönsten Besitzungen entrissen hat; daß es ihren Handel zu Goa zu Grunde gerichtet hat; sie aus Japan, Malaca, den molukkischen, und allen andern mittäglichen Inseln vertrenget hat; daß es sich zu Surate, Bengala, auf den Küsten von Malabar und Coromandel, prächtige Faktoreyen verschaffet hat; daß es seinen Handel, bis ins rothe Meer, ausgebreitet hat; daß es sich die Häfen von Siam und China eröfnet hat; kurz; daß es in Indien eine Macht erlanget hat, der keine europäische Nation die Wage halten kann, und welche die asiatischen Prinzen selbst mit eifersüchtigen Augen ansehen.

Damit wir nur von demjenigen reden, was die Holländer in Ceylan besitzen, so will ich anmerken, daß sie Herren von allen Küsten der Insel sind, und daß sich an verschiedenen Orten ihr Gebiete zwölf oder funfzehn Meilen in das Land erstrecket. Die vornehmsten sind Jafanapatan, Manar, Calpentin, Negumbo, Kolumbo, Point de Gale, Batecalo und Trinquemale.

Jafanapatan ist eine Halbinsel, welche an der mitternächtlichen Spitze von Ceylan liegt. Dieses Land hat vier kleine Provinzen, verschiedene ansehnliche Städte und ungefehr hundert und sechzig Dörfer, welche meistens mit Indianern

nern bevölkert sind, die man, ihrem Ursprunge nach, für Malabaren hält *. Dieses war ehemals ein besonderes Königreich, welchem die Portugiesen ein Ende gemacht haben. Seine Einwohner nennten es Vannis, oder Vannias, ein Nahme, welchen ein Theil des Landes noch führet. Sein Boden liegt tief, und ist von Natur fruchtbar, ob man gleich wenig Quellen daselbst findet. Man hilft diesem Mangel mit dem Wasser aus den Cisternen ab. Das Zimmetholz ist der vornehmste Reichthum dieser Gegend. Anfangs machten die Holländer um diese Wälder einen Wall von Erde, welchen sie durch Soldaten bewachen liessen, um die Indianer davon abzuhalten. Als aber dieses Unternehmen die Eifersucht des Königes von Candi erregte, beschlossen sie, ihn durch ihren Gehorsam zu besänftigen, und verbanden sich, nur auf den Grenzen ihres Gebietes Wachen auszustellen. Ihr Grundsatz ist allezeit gewesen, mit diesem Monarchen in Frieden zu leben, sich zu gelegener Zeit Geschenke und Höflichkeiten zu bedienen, um seine Gunst zu erlangen, und sorgfältig alle Gelegenheiten zu einem Bruche zu vermeiden. Diese friedfertige Aufführung hat sie glücklich in ihren Besitzungen erhalten.

Die Hauptstadt des Landes führet auch den Nahmen Jafanapatan. Es ist eine schöne Stadt, deren Gassen breit und geräumlich sind, und welche mit verschiedenen schönen Gebäuden, besonders

* Salmon, oben.

ders mit einem prächtigen Hospital, gezieret ist. Sie hat anderthalb Meilen im Umfange. Die Holländer haben eine feste Citadelle daselbst, die nach der neuern Art gebauet ist, wo sie eine zahlreiche Besatzung unterhalten. Daselbst wohnet der Statthalter, die obrigkeitlichen Personen und die Faktors der Gesellschaft.

Delft, Midelburg, Leyden, Amsterdam, Enchuise und Hoorne, sind kleine Inseln, welche Jafanapatan gegen Nordwesten liegen, und ihm zum Walle dienen. Sie sind sowohl mit Geschütze, Soldaten und Munition versehen, daß fremde Schiffe durch diesen Paß nicht kommen können.

Manar ist eine Insel, welche auf der abendländischen Küste dieses Königreiches, unter dem neunten Grade nördlicher Breite lieget. Ihr Umfang ist zehn oder zwölf Meilen. Man siehet eine Stadt darauf, welche mit verschiedenen Wohnungen umgeben ist, und von einer Schanze vertheidiget wird, welche mit hundert Mann besetzet ist. Diese Küste ist sehr fischreich, und eine Zeit durch ist sie wegen der Perlenfischerey berühmt gewesen.

Calpentin ist eine andere Insel, die ein wenig grösser, als Manar, und um einen Grad näher nach Süden, ist. Sie ist sechzehn Meilen lang, und eine oder zwey Meilen breit. Die Holländer haben zwey Schlösser in Gestalt der Thürme

und eine ziemlich gute Schanze daselbst, worinne sie eine kleine Besatzung halten.

Negumbo, zwischen dem 7. und 8. Grad der Breite, ist nur eine Festung, die, zur Bewachung der benachbarten Hölzer, wo viel Zimmet wächset, auf eben der Küste, erbauet ist. Sie wird von der einen Seite von der See, und von der andern durch verschiedene Bollwerke vertheidiget. Die Holländer haben eine kleine Schanze zwischen Negumbo und Calpentin, an einem Orte, welcher Chilaw genennet wird, und der beste Hafen auf der Insel ist.

Kolombo, die ehemalige Hauptstadt der portugiesischen Colonien in Ceylan, hat noch heut zu Tage den ersten Platz unter den Besitzungen, welche die Holländer in diesem Königreiche haben. Diese Stadt liegt Negumbo gegen Süden, und ist nur neun oder zehn Meilen davon entfernet. Sie liegt mitten an einer Bay, welche den Schiffen, die nicht tief gehen, einen bequemen Hafen anbietet. Die Holländer haben sie um vieles kleiner gemacht, weil sie zu gros und zu schwer zu vertheidigen war; sie haben aber die Festungswerke an dem Schlosse sehr vermehret. Der Pallast des Statthalters ist eins der schönsten Gebäude, die man sehen kann. Das Zeughaus und die Vorrathshäuser sind andere sehr merkwürdige Gebäude. Weil diese Stadt die vornehmste Faktorey der Compagnie in der Insel ist, so ist daselbst der Generalgouverneur, und das höchste Gerichte.

Point de Gale, ist ein anderer sehr fester Platz, der in dem mittäglichen Theile von Ceylan, unter dem sechsten Grad nördlicher Breite liegt. Seine Festungswerke, welche von den Portugiesen angefangen worden sind, sind von der holländischen Compagnie sehr vermehret worden; sie hat aber viele Gebäude, welche unnöthige Kosten verursachten, niedergerissen. Die Lage dieser Stadt ist auf einer Erdzunge, welche durch hohe Ufer und von dem Meer vertheidiget wird. Sie hat eine Bay, welche für einen guten Hafen gehalten werden könnte, wenn nicht bey der Einfahrt verschiedene gefährliche Klippen wären, und die Schiffe darinne nicht ein wenig zu sehr von den Wellen geschlagen würden. Alle Schiffe, welche darinne ankern, müssen unter den Canonen der beyden Schanzen vorbeyfahren, welche man die Wasserschlösser nennet.

Batekalo und Trinquemale sind die einzigen merkwürdigen Plätze, welche die Compagnie auf der orientalischen Küste von Ceylan besitzet. Das erste ist eine kleine Insel, welche gegen die Mitte dieser Küste zu liegt. Die Holländer haben eine Stadt und eine Festung darauf. Trinquemale liegt mehr gegen Norden. Es ist eine wichtige Festung, welche an der mitternächtlichen Spitze einer grossen Bay liegt; von der sie den Nahmen hat, und die zu einer nicht so grossen Bucht führet, welche einen der schönsten Häfen von der Welt ausmacht *. Man findet überall darinne zehn

* Salmon ebendaselbst, Tagebuch von Haag.

zehn bis fünf und zwanzig Klaftern Wasser. Die Holländer besitzen hier sehr weitläuftige Gegenden, sie bauen sie aber nicht an, entweder weil das Land zu weit von Kolombo, dem Mittelpunkte ihrer Macht, entfernet ist, oder weil sie in den andern Theilen der Insel viel mehr Zimmet finden, als sie brauchen. Daß sie in diesen Gegenden Festungen unterhalten, geschiehet nicht sowohl ihre Besitzungen zu vertheidigen, als die Fremden zu verhindern, sich auf eben der Küste niederzulassen. Die Franzosen setzten sie 1672. in ein grosses Schrecken, als sie, nachdem sie in die Bay von Trinquemale eingelaufen waren, sich verschiedener Posten bemächtigten, wo sie ihre Flagge aufsteckten. Verschiedene Hindernisse machten, daß diese Unternehmung, die sonst von geschickten Leuten entworfen war, nicht von statten ginge. Unsere orientalische Compagnie, welche in Indien noch kein gründliches Etablissement hatte, suchte sich daselbst einen vortheilhaften Posten zu verschaffen; wo sie den Mittelpunkt ihres Handels aufrichten könnte. Caron schlug die Insel Ceylan, als die bequemste Niederlage, vor, und bestimmte besonders die Bay von Trinquemale. Er behauptete, daß sich die Franzosen daselbst mit dem zehnden Theile des Aufwandes fest setzen könnten, welchen die Portugiesen und Holländer zu Goa und Batavia gemacht hätten, welches überdieses zwey übel ausgesuchte Plätze wären, um daraus die Niederlage eines allgemeinen Handels zu machen, weil der erste zu weit gegen Westen, und der andere

zu

zu weit nach Osten läge. Es ist dieses der Weg, der nach Coromandel und Bengala, den wichtigsten Handelsplätzen führet; alle Schiffe welche nach Europa kommen, kommen von sich selbst auf diese Insel zu, und die wechselsweisen Mousssons machen, daß man zu allen Zeiten des Jahres daselbst anlanden und auslaufen kann. Caron zeigte mit Nachdruck alle Vortheile dieser Lage, und auf seinen Rath thaten die Franzosen den Versuch, von welchem ich geredet habe.

Zweyter Abschnitt.

Alterthümer von Ceylan. Neuere Anmerkungen.

Verschiedene Gelehrten sind der Meynung, daß die Insel Ceylan das Taprobane der Alten ist. Bochart glaubet, daß es das Land ist, welches die Juden der ersten Zeiten unter dem Nahmen Ophir und Tharsis gekannt haben, und woher die Flotten Salomons so viele Reichthümer zurückbrachten. Ihre eignen Einwohner haben ihr verschiedene Nahmen gegeben *. Sie haben sie **Lamca**, oder **Lamcab**, welches irdisches Paradies, oder heiliges Land, bedeutet, genennet; **Ilanare und Tranate**, das ist, insulanisches Königreich; **Zibenaro**, fruchtbares Land, und **Tenarisim**, ein Ort des Vergnügens. **Die Araber nennen sie Sereudip.**

Man

* Guyon, Geschichte von Indien, Theil II. Salmon oben. Spilberg in den holländischen Reisen.

Man glaubet, daß ihre Einwohner ehemals die geoffenbarte Religion gekannt haben. Diese Meynung wird von einigen Sagen, die unter diesem Volke herumgehen, und von welchen man voraussetzt, daß sie sie ursprünglich von den Juden erhalten haben, unterstützet. In der That bilden sich die Ceylaner ein, daß ihre Insel vor Alters ein Theil des irdischen Paradieses gewesen; daß der erste Mensch, den sie unter dem Nahmen Adam kennen, auf einen von ihren Bergen, Hamalel mit Nahmen geschaffen worden ist; daß man noch daselbst auf einem grossen Steine einen seiner Fußtapfen siehet, der noch einmal so gros ist, als ein natürlicher *; daß eine sehr tiefe See, die auf dem Gipfel eben dieses Berges lieget, von den Thränen entstanden ist, welche Eva bey dem Tode Abels vergossen hat. Man füget hinzu, daß diese Sagen seit der Regierung des Vigia Raja, welcher, wie man sagt, fünf hundert Jahr vor JEsu Christo gelebet, und der Insel den Nahmen des heiligen Landes gegeben hat, in dem Lande sich erhalten haben.

Die alte Geschichte von Ceylan bietet nichts, als wunderbare Erzählungen und eine Menge dunkeler Fabeln an, welche die Helden und Götter des Landes betreffen. Diese Träumereyen sind in Büchern aufgezeichnet, welche für heilig gehal-

* Diese Sage ist nicht allgemein; denn verschiedene glauben, daß es der Fußtapfen des Buddou, ihres größten Gottes, ist. Man sehe den dritten Abschnitt dieses Hauptstückes.

gehalten werden, und die canonischen Schriften der Chingulais sind. Die Braminen verwahren sie, und verbergen sie sorgfältig für dem Volke, dem sie nur eine kleine Anzahl von Artikeln mittheilen, welche man den Kindern lernet, und in den Tempeln gesungen werden.

Die neuere Geschichte ist nur von dem zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung bekannt. Vor diesem merkwürdigen Zeitpunkte, wurde die Insel von sechzehn Prinzen regieret, und der älteste von ihnen hatte über die andern ein gewisses Ansehen. Sie versammelten sich einmal des Jahres zu Citavaca, in dem abendländischen Theile der Insel, um daselbst sechzehn Tage hinter einander der Göttin Cita, als der Beschützerin des Landes wechselsweise ein Opfer zu bringen. Nach dem Feste überreichten sie dem Aeltesten von den Königen, als ein Zeichen ihrer Ehrerbietung, ein goldenes Armband, auf welches sechzehn Köpfe gestochen waren, die die sechzehn Herren vorstellten. Man hat von dieser alten Gewohnheit noch einige Spuren beybehalten, und die Vasallen des Königreiches Candi legen heut zu Tage mit eben diesen Ceremonien ihre Lehnspflicht ab.

Das Aussterben verschiedener Familien, die Gewaltthätigkeiten, die unrechtmäßigen Besitzungen, verminderten nach und nach die Anzahl dieser Herrschaften, und sie befanden sich 1135. alle in einem einzigen Monarchen vereiniget, welchen

chen die Geschichte Vimala, Darma, Söria, Mahadaßin nennet. Er hatte verschiedene Nachfolger, welche eben die Macht erhielten. Der vierte von diesen Prinzen hinterlies zwey Söhne, welche sich die Krone streitig machten. Nach blutigen Kriegen wurde der Aelteste genöthiget, seinem Bruder die Stadt Citavaca mit ihrem Gebiete abzutreten, welche hernach einen unabhängigen Staat ausmachte. Zu eben der Zeit bemächtigte sich, vermittelst dieser Unruhen, ein anderer Prinz der Oberherrschaft von Kotta, in der Nähe von Kolombo, und errichtete auch ein Königreich daraus. Also fing die Regierung damals an, ihre ehemalige Gestalt wieder zu bekommen.

Die Sachen blieben in diesem Zustande, bis die Portugiesen die Insel Ceylan entdeckten, das ist, bis zu Anfange des sechzehnden Jahrhundertes. Sie setzten sich in dem Lande Kotta, und baueten, nicht weit von dem Meere, einige Wohnungen unter die Ruinen einer alten Stadt, die Kol Ambe hieß, welches Ursache war, daß sie ihrem neuen Sitze den Nahmen Kolombo gaben.

Kurz nach ihrer Ankunft wurde der König von seiner Schwester Kindern umgebracht, welche seinen Staat unter sich theilten. Der Ehrgeiz, welcher sie in dieser treulosen Verschwörung vereiniget hatte, veruneinigte sie bald wieder, und die Herrschsucht erregte unter ihnen grausame Streitigkeiten. Der älteste lies den andern um-

umbringen, und wurde hernach in einer Schlacht getödtet, welche er dem dritten, mit Nahmen Mahabaduna, lieferte, der durch den Tod seiner Brüder der einzige Besitzer des Königreichs Kotta wurde. Sie hinterliessen zwey Söhne, die keine andere Hülfe wußten, als ihre Zuflucht nach Kolombo zu nehmen. Die Portugiesen trugen Sorge für sie, liessen sie taufen, den einen unter dem Nahmen Dom Philipp, und den andern unter dem Nahmen Dom Juan, und setzten diesen letzten auf den Thron von Kotta, nachdem sie den Mahabaduna heimlich hatten hinrichten lassen. Sie regierten unter dem Nahmen des Prinzen, den sie gekrönet hatten, und ihre Macht wuchs damals ansehnlich.

Zu eben der Zeit erregten verschiedene Prinzen wider den Raga Singa, den Kayser von Ceylan, welcher der siebende Nachfolger des Vimala Darma war, einen Aufstand. Man sah mit Erstaunen an der Spitze der Aufrührer den Vimala Matra, Prinzen von Deva, und Gros Modeliar, oder Premierminister des Reiches. Das Glück war ihm anfangs günstig, und er wurde zum Könige von Candi ausgerufen. Als er sich aber durch den Schein eines falschen Friedens hatte hintergehen lassen, fiel er in die Hände seines Feindes, welcher ihm unter der Marter den Geist aufgeben ließ. Sein Sohn begab sich nach Kolombo, wurde ein Christ, und empfing in der Taufe den Nahmen Dom Juan. Wir wollen ihn den Prinzen von Deva

nennen, damit man ihn nicht mit dem andern Dom Juan, den die Portugiesen zum Könige von Kotta gemacht hatten, verwechsele.

Die Unruhen von Candi gaben dem Ehrgeiz der Portugiesen eine schöne Gelegenheit. Sie verbanden sich mit den Aufrührern, und nachdem sie eine grosse Menge Flüchtige nach Kolombo und Kotta gezogen hatten, formirten sie eine Armee daraus, worzu sie einige Europäischen Regimenter gaben. Den Befehl über diese Truppen trugen sie dem Prinzen von Deva auf, und versprachen ihm ihn wieder auf den Thron zu setzen. Die Armee wurde in zwey Corps getheilet. Das eine marschirte in den mitternächtlichen Theil der Insel, und eroberte das Königreich Jafanapatan und das Land Vannis. Das andere vereinigte sich mit den Aufrührern von Candi, welche die Portugiesen in ihre Hauptstadt aufnahmen, und den Prinzen von Deva zum Könige verlangten. Die Portugiesen setzten aber den Dom Philipp auf den Thron, und gaben dem Prinzen von Deva nur die Würde des Modeliar. Dieser ward über ihre Treulosigkeit billig erzürnet. Dem ungeachtet verstellte er sich: er verrichtete sein Amt mit Eifer, und führte sich mit so vieler Klugheit auf, daß er, ohne den Portugiesen das geringste Mistrauen zu erwecken, das Herz der Soldaten und die allgemeine Hochachtung der Nation sich erwarb. Bald hernach aber bediente er sich der Macht, die in seinen Händen war, zog die Maske ab, ließ den Dom

Phi-

Philipp umbringen, bemächtigte sich des Thrones, und kündigte den Portugiesen, die er gänzlich aus dem Gebiethe von Candi verjagte, einen grausamen Krieg an. Hernach kehrte er seine Waffen wider den Raja Singa, und erhielt einen so entscheidenden Sieg über ihn, daß dieser Monarch in Verzweiflung gerieth, und sich umbrachte.

Der Kayser von Ceylan hatte keine andern Erben, als eine Tochter, welche seit einigen Jahren bey den Portugiesen war, die sie unter dem Nahmen Catherine hatten taufen lassen. Ein Indianischer Herr, Xaverius Bandar mit Nahmen, welcher unter der letzten Regierung Modeliar gewesen, und Meister von dem kayserlichen Schatze war, hielt um diese Prinzessin an, und glaubte, daß er ihre Hand nicht besser verdienen könnte, als wenn er dem Prinzen von Deva den Krieg ankündigte. Die Portugiesen, welche beständig aufmerksam waren sich die Unruhen dieses Staates zu Nutze zu machen, schickten dem Xaver mächtige Hülfe zu, wodurch er seinem Feinde so sehr überlegen war, daß er ihn, nachdem er ihn gänzlich geschlagen hatte, zwang mit dem Reste seiner Armee in den Wäldern von Candi seine Zuflucht zu suchen. Nach diesem Siege näherten sie sich der Hauptstadt, und führten die Prinzessin Catherine mit sich. Candi öfnete seine Thore mit der Bedingung, daß sie sie auf den Thron setzen sollten. Sie willigten darein, und Xaver, welcher sie zu heyrathen glaubte,

widersetzte sich ihrer Krönung nicht. Die Portugiesen aber hatten andere Absichten auf sie, und bestimmten sie dem Lopez de Souza, ihrem Generale. Nachdem sie einige Zeit hindurch das Anhalten des Indianers abgelehnet hatten, redeten sie endlich auf eine solche Art mit ihm, daß er alle Hofnung verlohr. Er ward über diese abschlägliche Antwort erbittert, suchte die Freundschaft des Prinzen von Oeva, und beschloß sich mit ihm wider den gemeinen Feind zu verbinden. Man entdeckte seine Absicht, und er wurde umgebracht.

Diese Gewaltthätigkeit machte, daß das Volk, welches schon mit der herrschsüchtigen Regierung der Portugiesen misvergnügt war, murrete. Wenn man ihre blutige Politik untersuchte, konnte man leicht merken, daß sie keine andere Absicht hatten, als die Regierung und Religion über den Haufen zu werfen, die Prinzen der Insel durch einander selbst aufzureiben, und sich des Landes zu bemächtigen, nachdem sie seine Vertheidiger ausgerottet hätten. Alle Wünsche der Nation lenkten sich zu dem Prinzen von Oeva, und ruften ihn auf den Thron zurück. Dieser tapfere Indianer war beständig in den Wäldern von Candi verschanzet, wo er öftere Verstärkungen bekam. Sein Lager war die Zuflucht der Misvergnügten worden, deren Anzahl sich täglich mehrete. Ob er sich gleich nur Vertheidigungsweise verhielt, so schickte er doch Partheyen um die Hauptstadt herum aus, beunruhigte die Portugiesen

tugiesen beständig, schnitt ihnen die Zufuhre ab, und machte alle diejenigen nieder, welche sich entfernten. Dieser kleine Krieg wurde so hitzig, daß sich Lopez de Souza genöthiget sahe aus der Stadt zu rücken, und den Indianischen General anzugreifen. Die Schlacht wurde an einem Sonntage 1590 an einem Orte, Balene genannt, geliefert. Die Portugiesen wurden gänzlich geschlagen, verlohren vier Elephanten, viele Soldaten, ihren General, und bald darauf alle Plätze, die sie im Lande besassen, Kolombo und einige Schanzen ausgenommen. Der Prinz von Ceva zog triumphirend in die Stadt ein, wurde wieder auf den Thron gesetzet, und theilte ihn mit der Prinzeßin Catherine, mit der er sich vermählte. Einige Jahre hernach erhielt er einen andern Sieg über sie, welches ihre Sachen vollends zu Grunde richtete, und seine Herrschaft mehr und mehr befestigte.

In diesen glücklichen Umständen erschienen die Holländer zum erstenmale in der Insel Ceylan. Spilberg, ihr Admiral, begab sich an den Hof von Candi, eröfnete die Ursache seiner Reise mit Kühnheit, und erklärte dem Könige, daß er käme ihm das Bündnis und die Freundschaft seiner Herren mit aller Hülfe von Leuten und Schiffen, die er wider die Portugiesen nöthig haben würde, anzubiethen. Zu gleicher Zeit überreichte er ihm die Briefe *, welche diese Anbiethungen in sich hielten, und begleitete sie mit prächtigen Geschen-

* Spilberg, wie oben.

ken. Der König war über Spilbergs Vorschläge so vergnügt, daß er ihn mit Entzückung umarmete, und von der Erde aufhub, indem er ihn versicherte, daß die Holländer sich aller Reichthümer seines Königreiches bedienen könnten. In einer Audienz, welche er ihm in Gegenwart der Königin und seiner Kinder gab, sagte er zu ihm: Ihr könnet euere Herren versichern, daß, wenn sie Lust haben, auf meinem Gebiethe eine Festung zu bauen, die Königin und diese Kinder selbst, die ihr sehet, die ersten seyn werden, welche auf ihren Schultern Steine, Kalk und alle nöthigen Materialien herzutragen werden. Verschiedene widrige Zufälle verhinderten damals die Holländer sich diese günstigen Gesinnungen zu Nutze zu machen.

Der Prinz von Oeva starb kurze Zeit nach dieser Gesandschaft, welche in das Jahr 1602 fällt*. Er regierte mit vielem Ruhme und Ansehen fast in der ganzen Insel, unter dem Nahmen Vimala Darma Soeria Adassin**. Er ließ den Thron einem

* Salmon ebendas.

** Spilberg nennet ihn Simala-Darma-Suria-Ada. Er stimmet in den Umständen der meisten Veränderungen, wovon ich geredet habe, nicht mit dem Salmon überein, und er erzählet so gar verschiedene wesentliche Dinge ganz anders. Sein kurzer Aufenthalt aber in der Insel, und das Geständniß, welches er in seinem Tagebuche thut, daß die Holländer von der Regierung von Ceylan nicht recht unterrichtet wären, haben gemacht, daß ich die Erzählung des Salmons vorgezogen habe.

einem unerwachsenen Sohne, dessen Vormundschaft grosse Unruhen erregte, und beynahe das Feuer des bürgerlichen Krieges wieder angezündet hätte. Der Prinz von Deva, ein Bruder des verstorbenen Königes, und Cenuvirad Adassin, ein anderer mächtiger Herr, waren die Häupter zweyer Partheyen. Cenuvirad ließ seinen Mitbuhler umbringen, und machte sich so furchtbar, daß die Königin sich genöthiget sahe ihn zu heyrathen, um einen bürgerlichen Krieg zu verhüten. Die Holländer bemühten sich unter der Regierung dieses Prinzen von neuen sich in dieser Insel einen Sitz zu verschaffen. Marcel Boshourder, ihr Abgesandter, erschien an dem Hofe zu Candi 1612, und wurde mit ausserordentlichen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Er führte sich mit so vieler Geschicklichkeit auf, daß er die Gunst und das Vertrauen des Regenten gewann, welcher ihn einige Zeit bey sich behielt, und ihm viele wichtige Verrichtungen auftrug.

Als das Jahr darauf der junge König und die königliche Mutter starben, nahm Cenuvirad den Titel eines Kayfers an. Die Portugiesen bewegten verschiedene Prinzen der Insel zu einem Aufstande wider ihn, und bedienten sich dieser Unordnungen geschickt, um ihre Sachen wieder auf guten Fuß zu setzen. Sie überfielen anfangs Trinquemale und Negumbo. Hernach bemächtigten sie sich Point de Gale, Caleture, der Insel Manar, Jafanapatan und Batecalo, das ist, fast allen Seeplätzen des Landes. Also wurde

ihre Macht fürchterlicher, als jemals. Stolz über diese Eroberungen, nahmen sie sich vor in das innerste des Königreichs einzudringen, und als sie ohne Widerstand bis in die Provinzen Matule und Deva, wo sie viele Dörfer und eine grosse Stadt, mit Nahmen Badu, verbrannten, vorgerücket waren, nahmen sie ihren Marsch nach der Hauptstadt zu. Ihre Armee bestand aus einigen Europäischen Bataillons, und aus einem ansehnlichen Corps Indianischer Hülfsvölker. Es waren unter diesen letzten eine ziemlich grosse Menge Candischer Chingulais, welche als Ueberläufer zu der Portugiesischen Armee gekommen waren, die aber in der That nichts anders, als geheime Abgeschickte des Cenuvirad waren. Sie gaben diesem Prinzen von allen Anschlägen und Bewegungen des Feindes Nachricht, und sie hatten versprochen ihre Waffen wider die Europäer zu wenden, wenn es zu einer Schlacht kommen sollte. Der Kayser, welcher dieses grossen Streiches versichert war, ging den Portugiesen in guter Ordnung entgegen, mit dem Vorsatz ihnen eine Schlacht zu liefern. Beyde Armeen begegneten sich und kamen an einander. Kaum aber war der Streit angegangen, so verliessen die Chinguloischen Ueberläufer ihre Glieder, und fielen die Christen mit Wuth an. Ihr Beyspiel machte die übrigen Indianischen Hülfsvölker wankend, wovon einige die Flucht nahmen, und die andern die Portugiesen von der Seite angriffen. Diese waren in einem Augenblicke von einem Haufen Barbaren umringt, welche sie so enge ein-

einschlossen, daß sie weder vor- noch rückwärts konnten. Die Candier richteten ein abscheuliches Gemetzele unter ihnen an. Der Kayser nahm ihnen viele Plätze wieder ab, die sie unter seiner Regierung erobert hatten, belagerte Kolombo, und trieb die Belagerung so sehr, daß die Belagerten im Begriff waren, zu kapituliren, als sie von Goa eine gute Verstärkung bekamen, welche die Stadt rettete.

Cenuvirad starb 1632 und hinterließ drey Söhne, wovon der jüngste sich des Reiches bemächtigte, und bey seiner Gelanguna zum Throne den Namen Racha Singa Maha Adassin annahm. Er ererbte von seinem Vater den Haß wider die Portugiesen, wider welche er einen halsstarrigen und grausamen Krieg führete. Da er aber keine Flotte hatte, die er ihnen entgegen setzen konnte, und die Hofnung fallen ließ, sie zu bezwingen, so lange ihnen das Meer offen bleiben würde, so beschloß er ihnen diese Hülfe, welche sie bis dahin erhalten hatten, zu benehmen. Er schickte ingeheim einen Braminen nach Paliacate, um daselbst um die Hülfe anzuhalten, welche die Holländer seinen beyden Vorgängern versprochen hatten, und worauf sie seit so vielen Jahren warten liessen. Ihre Schiffe erschienen endlich 1638 unter Anführung des Herrn Westerwold, welcher sich Betecalo bemächtigte. In den beyden folgenden Jahren eroberten die Holländer Trinquemale, Point de Gale, und Negumbo. Funfzehn Jahr darauf gaben sie der Portugiesischen Macht einen neuen

Stoß, indem sie ihnen Kaleture und einige andere Posten entrissen. Sie thaten 1658 den letzten Streich durch die Eroberung von Manar, Jafanapatan, und des festen Platzes Kolombo. Alsdenn wurden die Portugiesen gänzlich aus dem Lande gejaget, nachdem sie sich ein wenig länger, als funfzig Jahr darinne erhalten hatten.

Seit der Verjagung dieses stolzen und unruhigen Volkes hat die Geschichte von Ceylan keine Veränderung mehr. Raja Singa regierte während dieser grossen Begebenheit, die wir iezt erzählet haben, ruhig über die Candianer. Er war der Vater des Vimala Darma Soeria Maha Raja, welcher den Thron nach ihm besaß. Vimala Darma hatte zum Nachfolger einen von seinen Söhnen, welcher den Nahme Vira Praceastam Narenda Singra annahm, und in diesen letzten Zeiten regierte.

Dritter Abschnitt.

Moralische Eigenschaften der Chingulais. Politische und Religions-Gebräuche dieses Volks.

Ein Englischer Reisender*, dem eine Gefangenschaft von zwanzig Jahren nur allzugute Gelegenheit gegeben hat die Sitten der Chingulais zu untersuchen, stellet sie als sanftmüthige, gesell-

schaft-

* Knox in der Geschichte der Reis. Theil VIII.

schaftliche, geistreiche, arbeitsame Leute vor, die in ihren Kleidern reinlich, in ihrer Aufführung höflich sind, und in ihren Neigungen und Gebräuchen nichts barbarisches haben. Sie sind nicht nur wohlgestaltet, wie alle Völker Indiens, sondern sie sind so gar lang und von einer angenehmen Gesichtsbildung, welches unter den Einwohnern dieser Gegend nicht gemein ist. Man rühmet ihren Muth, ihre Geschicklichkeit im Kriege, ihre Mäßigkeit und Nüchternheit. Diese Tugenden werden durch eine Vermischung verschiedener Laster verdunkelt. Sie sind lügnerisch, betrügerisch und treulos, ungetreu in Handel, eitel und eingebildet.

Man glaubet fast allgemein, daß die Chingulais nicht die ersten Einwohner von Ceylan sind. Einige Schriftsteller leiten sie aus China her: andere geben vor, daß sie von dem festen Lande Indiens gekommen sind. Ich nehme ohne Bedenken diese letzte Meinung an, und ich möchte so gar glauben, daß man ihren Ursprung nicht ausserhalb der Halbinsel von Indostan suchen muß. Man findet hier in der That die meisten bürgerlichen und Religions-Gebräuche wieder, welche bey den Indianern von Malabar, Golkonde und Koromandel üblich sind. Diese Gleichheit der Gebräuche scheinet die Frage zu entscheiden.

Die Chingulaische Weiber lieben den Putz, und behängen sich, wie die Indianerinnen der Halbinsel, mit Armbändern, Ringen, Halsbändern,

und

und andern Kleinodien. Man durchsticht ihnen gleich in der Kindheit die Ohren, und um die Löcher weit zu machen, stecket man, wie man es zu Malabar machet, ein zusammengerolltes Betelblat hinein, welches sie ausserordentlich erweitert. Man sollte, wie Knox anmerket, sagen, daß die Weiber von Candi auf jeder Seite des Gesichts einen grossen Ring haben. Was ihre Kleidung am besondersten hat, ist ein geblümtes Musselinenes Hemde, von verschiedenen Farben, welches bis auf die Füsse gehet. Sie ziehen eine seydene Scherpe darüber, welche ihnen einen Theil des Kopfes bedecket, und die sie mit Annehmlichkeit auf den Schultern und um die Lenden zusammenrollen. Ihr Hemde wird auf den Armen mit Ringen von gediegenen Silber, und mitten um den Leib mit einem oder zwey Gürteln von gezogenen Silber feste gemacht. Sie lassen ihre Haare fliegen, und schmieren sie mit Cocosoel, um sie glänzend zu machen.

Das Volk wird hier, wie zu Golkonde, in verschiedene Classen eingetheilet, die so unter einander stehen, daß das Gesetz verbiethet sich mit Leuten von einer andern Zunft zu verbinden, oder mit ihnen zu essen. Eine Heyrath, welche mit einer Person von niedern Stande eingegangen wird, wird an den Weibspersonen mit dem Tode, und an den Mannspersonen mit Gefängniß, oder Gelde, bestrafet. Doch ist es den Chingulais erlaubt, Beyschläferinnen aus den niedern Zünften zu nehmen, wenn sie nur nicht mit ihnen essen.

Die

Die erste ist die Classe der Edelleute, welche die Sprache des Landes Zondreous nennet. Der Unterscheid, der mit diesem Stande verknüpfet ist, bestehet darinne, daß sie einen Rock tragen, welcher bis mitten auf die Beine herunter gehet; die Haare bis auf die Schultern herab hängen lassen, einen damascirten Degen an der Seite tragen; einen gemalten Stock in der Hand und eine besondere Kappe auf dem Kopfe haben. Die größte Gunstbezeugung, die der König einem Edelmanne erweisen kann, bestehet darinne, daß er ihm ein Band von Silber oder Gold um die Stirn windet. Diejenigen, die er mit diesem Ehrenzeichen begnadiget, heissen Mundiana. Alle Weissen geniessen hier die Vorrechte des Adels.

Die Goldschmiede, die Maler, die Eisenschmiede und die Zimmerleute machen eine eigene Classe aus, die unmittelbar auf die adliche folgt. Die andern Professionen folgen einander in nachstehender Ordnung: die Barbier, die Töpfer, die Waschmeister, die Weber, die Korbmacher, die Elephantenhüter, die Zuckersieder, die Ackersleute, die Taglöhner und die Soldaten.

Knox gedenket noch einer andern Zunft, die von allen andern verabscheuet wird und die durch das Schicksal der Geburt zu dem niedrigsten Grade des Elends und der Verachtung verdammet wird. Man kann sie, nach der Beschreibung die er davon macht, zu den Piriaren von Golkonde und zu den Puliaten von Malabar, rechnen. Es ist

den

den Gliedern dieser unglücklichen Zunft nicht erlaubt in den Städten zu wohnen, noch das Wasser aus den öffentlichen Brunnen zu schöpfen. Sie wohnen in wüsten Hütten, die sie gemeiniglich unter die Bäume bauen. Ihre Wildheit ist so groß, daß sie auf keinen Grad der Anverwandschaft in ihren Heirathen sehen. Man versichert, daß der Vater die Tochter, und der Sohn seine Mutter heirathet. Wenn der König die Familie eines Honderous auf immer ausrotten will, so übergiebt er seine Weiber und Töchter diesen verabscheueten Leuten; welches eine solche erschreckliche Strafe in den Augen eines Ceylaners, daß er lieber den Tod einer solchen verächtlichen Beschimpfung vorziehet.

Das Candische Reich ist erblich; doch wählet der König einen Nachfolger unter seinen Kindern nach seinem eigenen Gefallen, oder er theilet seine Staaten unter sie. Die Regierung des Reichs ist in den Händen der zwey vornehmsten Minister, die Adigars genennet werden. Die Dissauvas haben den andern Rang im Staate. Sie besitzen die größten Stadthalterschaften und die obersten Stellen. Sie verlassen den Hof niemals, und wenn sie einer Provinz vorstehen müssen, so setzen sie einen Unterstadthalter, der Konrlividan heißt. Es ist noch über dies in jedem Districte ein Hofgerichte, das aus den ansehnlichsten Personen eines jeden Cantons bestehet. Von ihnen appelliret man an den Konrlividan, und wenn man mit diesem Richter nicht zufrieden ist, so

kann

kann man die Klage bis zu den Adigars bringen.

Der Despotismus herschet hier in seiner völligen Stärke. Der Pallast des Prinzen, der eher einer Festung, als einem königlichen Hause ähnlich sieht, ist mit einer Menge Soldaten umgeben. Die Zimmer werden mit eben der Sorgfalt bewachet. Ein jeder ist auf seinem Posten ruhig, und die geringste Nachläßigkeit wird auf eine grausame Art bestraft. Die Residenz des Digligineur ist ein sehr weitläufiges Gebäude, das in verschiedene Appartements eingetheilet ist, damit der Kayser immer abwechseln kann, und niemand erfahre, in welchen er sich aufhält. Er speiset beständig alleine an einem kleinen Tische, für welchem er sitzet. Seine Bedienten haben eine Binde über den Mund, damit ihr Othem die Speisen nicht verunreinige, die sie ihm reichen. Man kauft alle Stellen an diesem verderbten Hofe, und der Meistbiethende ist allemal gewis, sie zu erhalten. Der Prinz treibt oft selbst diesen schändlichen Handel. In einem Reiche, das durch dergleichen Kunstgriffe beherrschet wird, ist es nicht zu verwundern, wenn die Hofleute der erstaunlichsten Ungnade ausgesetzet sind. Sie werden, wegen des geringsten Verdachts, in Ketten und Banden geworfen, gespießt, durch wilde Thiere zerrissen, Väter, Kinder und Weiber ausgerottet.

Die Landmacht bestehet in einem zahlreichen Corps Soldaten, die wechselsweise den Pallast bewachen; und in einer Militz, die in den Pro-

vin-

vinzen zerstreuet liegen. Ihre Waffen sind Degen, Spiese, Bogen und Flinten. Wenn sie zu Felde gehen, so haben sie kleine Canonen, die drey oder vier Soldaten auf den Achseln tragen. Ihre Zelter machen sie aus biegsamen und leichten Blättern vom Talipot. Ein jeder trägt im Kriege seine Bagage und Lebensmittel für einen Monat. Wenn diese verzehret sind, so gehet die Armee aus einander und suchet sich, wieder auf einen Monat, Lebensmittel. Da das ganze Land voller Berge und Wälder ist, so suchen die Chingulais ihre größte militairische Geschicklichkeit darinne, daß sie sich in diesen vortheilhaften Posten verschanzen können, dem Feinde in Rücken zu kommen, grosse Bäume auf ihn zuwerfen oder eine Menge Steine, Pfeile und Kugeln, auf ihn zuschmeissen, welche sie, zwischen Felsen und Bäumen versteckt, abschicken. Auf diese Weise haben sie zu verschiedenen malen Europäische Armeen überwunden.

Die Religion der Chingulais unterscheidet sich, dem Wesen nach, gar nicht von der übrigen Religion in Indien. Sie bekennen ein oberstes Wesen, das sie Ossa polla Maups, nennen, das ist, Schöpfer des Himmels und der Erde; sie setzen ihm aber noch andere Götter an die Seite, die sie vor seine Minister, und Ausleger seines Willens bey den Menschen halten. Derjenige, dem sie die meiste Ehre erzeigen, heißt Buddon. Dieser ist der Japonneser ihr Budsdo. Sein Amt ist, die Menschen seelig zu machen und sie

nach ihrem Tode ins Land der Glückseligkeit zu führen. Vor Zeiten kam er auf die Erde herunter und war gewohnt, sich unter einem grossen Baume sehen zu lassen, der in Ceylan Bogaha genennet wird, und dem diese Insulaner eine Art von Verehrung erweisen: Er stieg hernach, vom Gipfel des Berges Hamalel, wieder in Himmel, allwo man noch seine Fußtapfen sehen soll.

Die Chingulais beten Sonne und Mond noch an. Sie opfern auch noch einer Menge Geister von allerley Art; einigen, weil sie Gutes von ihnen erwarten, und andern, weil sie sich etwas Böses von ihnen versehen. Es ist keine Stadt, Dorf oder Haus, das nicht seinen Schutzgott hätte.

Jede Art von Gottheit hat ihre Opferpriester und ihre besondern Tempel. Ihre Priester werden auch in drey Classen vertheilt, in Gonnis, Koppus und Jaddesen.

Die Gonnis stehen dem Tempel des Gottes Budou vor, und werden allemal aus dem Adel erwählet. Das Volk hat fast eben so viel Ehrfurcht für sie, als für die Götzen, deren Diener sie sind. Der Kayser fürchtet sich vor ihnen, und er soll sich nicht unterstehen, ihnen die geringste Gewalt anzuthun, wenn sie ihm auch nach dem Leben getrachtet hätten. Sie entsagen allen weltlichen Aemtern und verheyrathen sich nicht. Sie essen des Tages nur einmal; sie machen auch keinen Unterschied in Speisen, bis aufs Fleisch von

Kühen, welches ihnen sehr hart verboten ist. Sie lassen sich die Haare vom Kopfe scheeren und den Bart wachsen. An Armen und Füssen gehen sie nackend. Sie tragen einen runden Fächer in der Hand, um sich vor der Hitze der Sonnen zu schützen. Ihre Kleidung ist ein brauner Rock ohne Ermel, so weit, daß man ihn über der Brust zusammennehmen kann. Er wird mit einem Gürtel von Zwirn angebunden, nnd reichet ihnen bis auf die Füsse. Diese glücklichen Ordensbrüder sind von allen öffentlichen Abgaben frey, und geniessen, wenigstens im Stillen, alle Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens, ohne Antheil an dessen Aemtern zu nehmen; sie schwimmen im Ueberflusse; ihre Einkünfte sind des Monarchen seinen gleich, oder sie übertreffen sie wohl gar. Sie haben eine grosse Menge vornehmer und niedriger Bedienten, imgleichen auch Wächter, in ihrem Solde. Sie halten auch Elephanten, aber mehr aus Stolz, als zu ihrem Gebrauche. Ihre Klöster und Tempel sind weitläufige Gebäude. Einige sind von einer sehr alten Bauart und vortreflicher Arbeit. Ihre Pagoden haben gemeiniglich die Gestalt eines viereckigten Thurms, zwey Stock hoch. Die obern Zimmer und die untersten Säle sind mit vielen Götzenbildern angefüllt, wovon einige von Silber, andere von Kupfer sind; verschiedene stellen eine häßliche Figur vor, die meisten aber haben eine menschliche Gestalt, und werden, nach Landesart, sitzend, in einem braunen Rocke, mit krausen Haaren, und die Hände kreuzweis übereinander, abge-

abgebildet. Man findet auch daselbst gemahlte Stäbe, Schilder, Bogen, Spiesse, Degen und verschiedene alte Waffen.

Die Koppus machen die zweyte Classe von Priestern aus, und sind den Göttern einer niedern Ordnung gewiedmet. Ihr Stand ist zwar bey dem Volke in Ansehen; sie geniessen aber doch nur mittelmäßige Vorzüge in Ansehung der Gonnis ihrer. Sie sind von den öffentlichen Abgaben und Frohndiensten nicht frey. Ihre Familien sind so arm, daß sich viele von ihnen genöthiget sehen, das Feld zu bestellen oder andere Arbeit zu thun. Sie tragen weltliche Kleidung, und verwechseln sie nur, wenn sie geistliche Verrichtungen haben, wovon die vornehmste diese ist, daß sie den Götzen gesottenen Reis, Früchte und andere Opfer vorsetzen.

Die Jaddesen sind geringe Vorsteher einer grossen Anzahl von gemeinen Bethäusern, die den Göttern der dritten Ordnung geweihet sind, ich meyne den Geniis. Ihre Capellen haben keine Einkünfte. Eine jede Privatperson kann derjenigen Capelle, die man seiner Aufsicht übergiebt, vorstehen, oder er kann sich selbst ein Betzimmer erbauen, und der Priester davon werden. Man nimmt seine Zuflucht zu den Jaddesen in Krankheiten oder andern Unglücke. Sie opfern dem bösen Geiste, den man für den Urheber dieser widrigen Zufälle hält, einen Hahn. Der Pöbel glaubt, daß sie die Macht haben, den Teufel zu beschwören, der, nach ihrer Meynung,

eine unumschränkte Gewalt über die Menschen hat. Man kann dem Zeugnisse, das uns Knox giebt, sicher trauen, daß nämlich auf der Insul Ceylan Leute wären, die mit solchen wunderbaren Verdrehungen behaftet seyn sollen, daß ihr Zustand etwas übernatürliches zu haben scheine *. Aber wen wird er wohl überreden, dasjenige zu glauben, was er noch hinzusetzt:

„Ich kann versichern, daß öfters der Teufel „des Nachts, mit einer sehr vernehmlichen Stimme schreyet, die dem Bellen eines Hundes sehr „ähnlich ist. Ich habe ihn selbst gehöret.

Die Ursachen die er davon angiebt, daß es wirklich die Stimme des Teufels sey, sind: „1. daß keine Creatur auf der Insul anzutreffen „sey, deren Stimme derjenigen gleich käme, die „man hört. 2. Daß man sie öfters an einem „Orte höre, von welchem sie sich geschwinde entferne, um sich an einem weit entlegnern hören „zu lassen, und dies weit schneller, als ein Vogel fliegen könne. 3. Daß die Hunde selbst bey „diesem traurigen Geheule zitterten. 4. Daß es „endlich jedermanns Meinung sey. Man sehe „die Anmerkung **.

Der

* Knox, wie oben.

** Man kann keine schwächern Gründe anführen, besonders bey einer Materie, die demonstrirt seyn will. Der Autor widerspricht sich selbst in seinem ersten Beweise; er sagt oben, daß diese Stimme dem Bellen eines Hundes gleiche, und hier giebt er vor, daß keine Creatur auf der Insul sey, deren Stimme derjenigen ähnlich sey, die man hörte. Die drey übrigen Allegationen sind kindisch.

Der Dienstag und der Sonnabend sind bey diesem Volke Tage der Andacht. Man feyert alle Jahr, im neuen Lichte der Monate Junius und Julius ein grosses Fest, das bis zum vollen Lichte dauert. Es bestehet eigentlich darinne, daß eine grosse Menge Elephanten, die mit Götzen und Klöckgen behangen sind, durch die Strassen geführet werden. Das Volk gehet hinter drein, wie Riesen gekleidet, zum Andenken dieser Geschöpfe, die, wie man sagt, die ersten Bewohner dieser Insul gewesen seyn sollen. Hierauf folget eine grosse Menge von Musicanten, Gauklern und Tänzern, die in verschiedene Banden eingetheilet sind. Alsdann kommen drey Elephanten, die neben einander gehen und mit prächtigen Schildern bedeckt sind. Der Mittelste trägt zwey Priester, die hintereinander sitzen, wovon der Erste einen gemahlten Rock auf der Schulter liegen hat, an welchen Fähnlein sind. Der andere hält seinem Cameraden einen Sonnenschirm über den Kopf. Die Elephanten, die zur Seite gehen, tragen jeder einen Priester. Alle diese Pfaffen stellen verschiedene Gottheiten vor. Ihnen folgen ein zahlreicher Haufen Chinguläsisches Frauenzimmer, wovon allemal drey und drey mit vieler Bescheidenheit neben einander gehen. Den ganzen Zug beschliessen die Soldaten, die Bedienten des Prinzen und die Priester. Während einer jeden Feyerlichkeit werden zwey Processionen gehalten, eine am Tage, die andere des Nachts. Die Gassen sind mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreuet. Man

schmückt die Häuser mit kleinen Fahnen, grünen Zweigen und Lampen. An diesen heiligen Tagen ist alle Arbeit verboten, und man bringet einen Theil derselben mit der Andacht in den Tempeln zu, die übrigen aber mit Gastereyen und Ergötzlichkeiten.

Die Chingulais haben noch ein anderes Fest im vollen Monde des Monats Novembers; es währet aber nur eine Nacht. Man steckt an demselben vor den Tempeln und dem Pallaste des Königs lange Stangen, mit Lampen behänget, aus. Der erste Tag ihres Jahres ist dem Dienste des Buddou gewiedmet. Die Andächtigsten feyern ihn auf dem Berge Hamalel, der diesem Götzen geweihet ist. Man siehet alsdann eine unzählige Menge Pilgrimme daselbst anlangen. Andere opfern, in dem Gebüsche Bogahas, geheiligte Bäume, unter welchen dieser Abgott schlief. Es sind noch andere Tage im Jahre, die den Wanderungen nach eben diesem Orte ausgesetzt sind. Man siehet da viele Capellen in ausgehölten Felsen, imgleichen alte Tempel, die halb verwüstet sind, bey welchen die Arbeit weit mühsamer angebracht ist, als die heutigen Chingulais zu bauen gewohnt sind, daß man auch dafür hält, daß sie noch von den Riesen erbauet worden wären.

Das Christenthum, das sonsten auf der Insul Ceylan vielen Fortgang hatte, ist heutiges Tages fast gänzlich ausgerottet. Salmon versichert, daß keine einzige christliche Kirche in dem ganzen Can-

dischen Reiche sey, obgleich eine jede Religionsübung daselbst gedultet würde, auch verschiedene portugisische Familien im Lande wären. Die Holländer haben die meisten Tempel, welche die Portugiesen zu Jafanapatan, Kolombo, Point de Gale und andern Besitzungen erbauet, ruiniret. Die sie aber noch aufbehalten haben, werden durch protestantische Prediger verwaltet, die das Evangelium Calvini an eben den Oertern verkündigen, wo der Apostel Xaverius und andere heilige Männer ihren Eifer für eine bessere Sache kenntbar gemacht haben.

Wenn die Chingulais gleich sinnreich sind, so haben sie doch keine grossen Progressen in den Wissenschaften gemacht. Wer von diesen Insulanern schreiben und lesen kann, der wird für einen sehr gelehrten Mann gehalten. Der meiste Theil lebt in einer tiefen Unwissenheit. Die Untersuchung der abstracten Kenntnisse in der Theologie und Astronomie wird nur wenigen Gelehrten überlassen.

In medicinischen Dingen haben sie eine sehr umschränkte Einsicht; doch hat sie eine lange Erfahrung gelehrt, wie sie sich der Pflanzen, die häufig in ihrem Lande wachsen, mit Nutzen bedienen sollen. Sie machen daraus viele heilsame Getränke, wirksame Gegengifte und andere lindernde Arzeneymittel. Für den Schlangenstich und andere giftige Thiere haben sie trefliche Hülfsmittel. Knox gedenket eines Pflasters, welches einen zerbrochenen Knochen so geschwinde heilet,

daß er sich in weniger als zwey Stunden wieder zusammen fügt. Aber dieser Reisende ist so leichtgläubig, daß man in sein Zeugnis allemal ein wenig Mistrauen setzen muß. Von Aderlassen wissen sie nichts; doch bedienen sie sich der Blutigel. Ihre gemeinsten Krankheiten sind die Blattern, Blutstürze, Darmgicht und die ansteckenden Fieber. Uebrigens trägt ihre Mäßigkeit, ihre Reinigkeit, ihre ungekünstelten Speisen, ihre natürliche Munterkeit vieles bey, sie bey guter und dauerhafter Gesundheit zu erhalten und ihnen ein langes Leben zu verschaffen. Diese Insulaner schlafen wenig, sie baden sich des Tages verschiedene mal, sie leben von nichts, als von Reis und Zugemüs und wissen von keinem andern Getränke, als dem gemeinen Wasser. Man versichert, daß sie eines so lustigen Naturels seyn sollen, daß sie den ganzen Tag und auch sogar des Nachts singen.

Einige Braminen legen sich ganz und gar auf die Sternkunde. Sie verfertigen Calender, in welchen sie die Sonnenfinsternisse, die Abwechselung des Mondes, die gute Witterung für die Bestellung des Feldes und die Saatzeit, die glücklichen und unglücklichen Tage, anzeigen. Sie geben sich auch mit Planetenstellen ab, mit Weissagen von dem Erfolg einer Unternehmung und mit der Deutung aus dem Gestirne von allen zukünftigen Dingen. Der Pöbel hat ein solches Zutrauen in ihre Einsichten, daß er nichts wichtiges unternimmt, ohne sie vorher um Rath zu fragen.

fragen. Wenn sie einem Kinde in der Geburtsstunde die Nativität stellen, und ihm ein widriges Schicksal prophezeyen, so bringen es die Aeltern ums Leben oder verlassen es ganz und gar, weil sie von der Untrüglichkeit ihrer Weissagung völlig überzeugt sind.

Die Chingulesischen Sternkündiger zählen neun Planeten, weil sie noch zu denen, die wir kennen, zwey hinzusetzen, nämlich den Kopf und den Schwanz des Drachens. Ihr Jahr bestehet aus dreyhundert und fünf und sechzig Tagen, und fängt gemeiniglich den 28 März an, auch bisweilen einen Tag eher oder später, um sich nach dem Lauf der Sonne zu richten. Es wird in zwölf Monate getheilet, die Monate in Wochen, nach der Länge der Unsrigen. Der Tag und die Nacht sind in dreyßig gleiche Theile getheilet. Die Dauer eines jeden ist beynahe in allen Jahreszeiten gleich, wegen der Nähe der gleichtägigen Linie. Diese Insulaner haben kein ander Instrument, die Stunden abzumessen, als eine kupferne Schüssel mit einem kleinen Loche, die sie in einem angefüllten Wassergeschirre schwimmen lassen, die nach und nach Wasser schöpft, bis sie untergeht.

Die malabarische und portugiesische Sprache sind auf der Insul Ceylan sehr gemein. Die Chingulais haben aber auch ihre eigene, die, wie man sagt, zierlich, reich, angenehm und fliessend seyn soll. Knox versichert, daß diese Indianer, deren Charakter der Schmeicheley und den Com-

plimenten ergeben ist, zwölf verschiedene Titul für das Frauenzimmer haben, und daß sie die Wörter du und ihr auf sieben bis acht verschiedene Arten ausdrücken, nach dem Stande derer jenigen, mit welchen sie sprechen. Diese Ausdrücke, sagt der Autor, sind den Bauern, und Tagelöhnern eben so gemein, als den Hofleuten. Sie geben dem Könige Tituls, die ihn mit ihren Göttern in gleichen Rang setzen; und wenn sie von sich selbst reden, so geschiehet es mit einer übertriebenen Erniedrigung. Sie entfernen sogar den Begrif von ihrer eigenen Person, und setzen an dessen Stelle die allerniederträchtigsten Dinge. Anstatt daß sie also sagen sollten, ich habe gethan, so sprechen sie, das Glied von einem Hunde hat das und das gethan. Wenn man nach ihren Kindern fragt, so verwandeln sie sie ebenfalls; und wenn sich der Prinz erkundiget, wieviel sie ihrer haben, so antworten sie, daß sie so und so viel Hunde und Hündinnen hätten. Ihre Bücher von der Religion, der Medicin und der Astronomie sind nur auf Blätter vom Baume Talipot geschrieben, und zwar in einer Sprache, die niemand als die Gelehrten verstehet. Die Buchstaben sind mit einem stählernen Stifte eingedrückt. Zum gemeinen Gebrauch bedienen sich die Chingulais sonst der Blätter von einem andern Baume, den sie Taucole nennen. Ihre Heyrathen sind nur eine weltliche Ceremonie, wozu sie keinen Priester brauchen. Die Ehescheidungen sind so gemein, als es unter Männern und Weibern gebräuchlich

ist,

ist, sich in ihrem Leben vier bis fünfmal zu verheyrathen. Wenn man sich von einer Frau trennet, so muß man ihr alles wiedergeben, was man von ihr empfangen hat. Die Kinder werden vertheilt: der Vater behält die Söhne, und die Mutter sorgt für die Töchter. Der Frauenspersonen ihre Mitgabe bestehet gemeiniglich in Vieh und Sklaven, bisweilen auch im Gelde. Eine Frau kann zwey Männer heyrathen, zum Exempel, zwey Brüder, die zusammen leben: es ist aber etwas seltenes, daß ein Mann verschiedene Weiber hat. Die Chingulais sind eben nicht delicat, und werden nicht leicht über die Untreu ihrer Weiber böse, wenn sie sich nur nicht Mannspersonen von einem niedrigern Stande überlassen. Unterdessen aber, wenn ein Mann seine Frau im Ehebruch antrift, so erlauben ihm die Gesetze, sie und ihren Liebhaber zu tödten. Die Unterwürfigkeit des einen Geschlechts gegen das andere ist so groß, daß eine Frau, von was vor Stande sie auch sey, niemals die Erlaubnis hat, sich, in Gegenwart einer Mannsperson, niederzusetzen.

Die Witwen haben hier grosse Privilegien. Anstatt daß man von ihnen verlanget, sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, ist es gebräuchlich, nur einige Tage zu trauren, welches darinne bestehet, daß sie ihre Haare nicht flechten dürfen, sondern den Verstorbenen, dem Scheine nach, beweinen, und den Begleitern Lobeserhebungen von seinen Tugenden machen

müssen;

müssen; alsdann ist es ihnen erlaubt, sich wieder zu verheyrathen. Von den Gütern, die sie erben, zahlen sie dem Könige keinen Tribut, und so lange sie im Witwenstande leben, sind sie von allen bürgerlichen Abgaben frey. Die Väter haben eine solche Gewalt über ihre Kinder, daß sie sie wegsetzen, oder im Augenblick ihrer Geburt ersäufen, und wenn sie etwas erwachsen sind, verkaufen können.

Man begräbt die Todten vom geringen Stande, vornehme Leute aber werden verbrannt. Ist es ein Minister oder sonst ein vornehmer Bedienter, so kann man ihm, ohne Befehl des Königs diese letzten Ehrenbezeugungen nicht wiederfahren lassen. Bis man aber diese Erlaubnis erhält, wird der Körper einbalsamirt und in einen Klotz, der deswegen ausgehölt wird, gelegt. Am Tage des Leichenbegängnisses wird er auf einem Scheiterhaufen verbrannt, der drey bis vier Schuh hoch ist, an einen erhabenen Ort gesetzt, über den noch ein Himmel, dessen Pfeiler mit Aesten durchflochten sind, erbauet wird. Wenn die Flamme den Körper verzehret hat, sammlet man die Asche auf einen Haufen, den man umzäunt, damit sich das Vieh ihm nicht nähere. Man läßt alsdann den Haufen mit Gras bewachsen, welches in kurzer Zeit ein kleiner grüner Hügel wird.

Vierter Abschnitt.

Naturgeschichte von Ceylan.

Die Insel Ceylan ist reich an allen Arten von Früchten, Getrayde und Hülsenfrüchten. Besonders aber wachsen da verschiedene Arten von Reis, das zu gewissen Zeiten reif wird, manches in dreyen oder vier, anderes in fünf, sechs und sieben Monaten. Die Ceylaner, die ein sehr bergichtes Land bewohnen, ahmen, bey Pflanzung dieses Gewächses, den Fleis der Chineser nach. Sie machen ihre Hügel einigermassen eben, indem sie dieselben in besondere erhabene Flächen eintheilen, daß sie sich wie ein Amphitheater immer eine über die andere erheben. An den Anhöhen graben sie Wasserbehälter, aus welchen sie das Wasser von einer Abtheilung zur andern fliessen lassen. In den mittäglichen Gegenden, wo es viele Quellen und Flüsse giebt, haben sie nicht viel Mühe, diese Behälter anzufüllen. In den nördlichen Theilen aber, wo die natürlichen Quellen sehr rar sind, muß man Regenwasser auffangen, das nur zu einer gewissen Zeit des Jahres herabfällt. Man hebt es alsdenn in grossen Cisternen auf, die die Form eines Kreuzes haben und oft eine halbe Meile lang sind. Ein jedes Dorf hat seine eigene; und wenn man sie hat anfüllen können, so versichert man auch einer guten Erndte.

Es giebt auch noch eine andere Art von Reis, das ohne Wasser wächst: er ist aber viel schlechter, als der übrige. Es ist allemal eine Hülfe in den Ländern, wo kein Wasser ist, und zur Zeit des Meerwachses. Die andern Früchte auf der Insel sind der Coracan, von der Grösse und der Form eines Senfkorns: man macht grobes Brod daraus: der Tanna, eine andere Art Körner, von grossen Nutzen; er dient dem Volke zur Nahrung, wenn der Reis und der Coracan nicht zureicht; der Moung, der den Wicken ähnlich sieht; der Omb, den man abgesotten, wie den Reis, isset; der Tolla, woraus man Oehl macht, die Glieder damit zu schmieren. Dieses waren also die vornehmsten Arten.

Was die Gartengewächse anbetrift, so bringt das Erdreich von dieser Insel die meisten von eben demjenigen hervor, die zu Siam, Japan und in andern Gegenden des morgenländischen Asiens, wachsen. Ich habe anderswo weitläuftig genug davon geredt. Knox hat unrecht, wenn er sagt, daß der Mangue und Jaka, den er Jacks nennet, nur auf der Insel Ceylan wüchsen. Man trift sie in ganz Indien häufig an. Ueberhaupt befleissen sich die Ceylaner, bey Anbauung ihrer Gärten, nur fruchtbare Bäume zu pflanzen, damit sie ihnen, zur Zeit der Theurung, zur Nahrung dienen können. Man muß hier noch anmerken, daß der König von Candi sich anmasset, das Eigenthum über alle Früchte, die auf der Insul wachsen, zu haben; und wenn seine Bedienten

einen

einen Baum sehen, der viel trägt, so nehmen sie, im Namen ihres Herrn, Besitz davon, und bezeichnen ihn mit einem gewissen Merkmal. Man darf ihn alsdann nicht mehr anrühren, wenn man sich nicht den grausamsten Begegnungen aussetzen will.

Man findet im Lande sehr viele Kräuter, Wurzeln und Pflanzen, wovon man einige isset, die übrigen aber zu Verfertigung verschiedener Arzeneyen aufbehält. Die Portugiesen und die Holländer haben daselbst, mit sehr vielen Nutzen, den Kohl, die Rüben und Mähren, den Fenchel, den Balsam, die Rosmarie, die Salbey, den Sallat, die Gurken, die Bohnen und andere Europäische Gewächse, eingeführt. Die Chingulais haben rothe und weisse Rosen, wie die unsrigen, und auch noch andere wohlriechende Blumen. Diejenigen, die sie Sindriemal nennen, haben das sonderbare an sich, daß sie sich von vier Uhr des Abends, bis um vier Uhr des Morgens, öfnen, und sich die übrige Zeit des Tages zuthun. Die Pichamauls ist eine weisse Blume, die wie Jesmin riecht. Der König läßt sie in verschiedenen Gegenden der Insel, die mit Hecken oder Graben umgeben werden, pflanzen. Es ist gebräuchlich, daß man ihm alle Morgen einen Straus von dieser Blume bringet, den man in ein weisses Tuch einwickelt, und an einen Stecken hänget. Wer diesem Strausse begegnet, muß aus Ehrfurcht umkehren.

In Ansehung der Bäume, die in grosser Menge im Lande wachsen, wollen wir uns nur bey denen aufhalten, deren Nutzen am merkwürdigsten ist. Der Talipot ist sehr gerade von der Höhe und der Dicke eines grossen Mastbaums. Seine Blätter, die gegen den Gipfel zuwachsen, sind sehr breit, und so dicke, daß ein einziges, wie man sagt, funfzehn bis zwanzig Personen bedecken, und sie für Regen und Sonne beschützen kann. Man bedienet sich ihrer auf Reisen, wenn man sie entzwey schneidet und in Form eines Sonnenfächers bieget. Die Soldaten machen Zelter daraus. Dieser Baum hat noch andere besondere Eigenschaften. Er trägt nicht eher Blüten und Früchte, als im Alter, wenn er ausgehen will; er ist aber alsdann mit soviel Saamen überhäuft, daß ein einziger viele Millionen hervorbringen kann. Wenn man ihn abhauet, ehe er Knospen kriegt, so nimmt man einen weissen Kern heraus, der zu Mehle wird, woraus man Kuchen machet, die wie Brod schmecken. Der Ketule hat Blätter wie der Cocos-Nuß-Baum. Sie wachsen an einer sehr harten Rinde, die sich in Faden theilen, woraus man Stricke machet. Sein Holz ist gerade und dünne, von einer mittelmäßigen Höhe, feste und schwer, aber sehr leicht zu spalten. Es siehet schwarz und hat Adern. Seine Blätter fallen ab, und kommen alle Jahre wieder, so lange er wächset. Wenn sein Wuchs aufhöret, bleiben sie einige Jahre auf dem Baume, alsdann aber fallen sie ab, und kommen niemals wieder. Das allersonderbarste an diesem Baume ist, daß er einen sehr frischen,

angenehmen und gesunden Saft von sich giebt, der nicht in Kopf steiget. Man fängt ihn in einem Gefässe auf, wenn man an demjenigen Orte, wo er Knospen treibt, eine Oefnung macht. Man macht diese Einschnitte von Knospe zu Knospe, vom Gipfel bis tief am Stamme, wo die Aeste aufhören. Wenn man den letzten Knoten abgezapfet hat, so hört der Saft auf zu laufen, und alsdann stirbt der Baum, nachdem er zuvor neun bis zehen Jahr, diese wiederholte Oefnungen ausgehalten. Wenn man den Saft, den er von sich giebt, so lange sieden läßt, bis er zu einem dicken Satze wird, so macht man eine Art von schwarzen Zucker daraus, den die Chingulais Jaggori nennen. Wenn man ihn rafiniret, so wird er eben so weiß, wie der unsrige und giebt ihm an Güte nichts nach.

Der Bogaha ist ein Baum von der ersten Grösse, dessen Blätter, wie die Blätter des Pappelbaums, beständig hin und her wanken. Er ist besonders wegen der Verehrung, den die Chingulais für ihn haben, merkwürdig. Sie gehen niemals vor diesem Baume vorbey, ohne vor ihm niederzufallen, und öfters gehen sie nur deswegen ins Holz, ihn zu besuchen. Sie errichten unter seinen Blättern kleine Altäre, worauf sie Statüen und Lampen setzen. Die Ehrerbietung, die ihm diese Insulaner erweisen, haben verursachet, daß ihn die Europäer den Gottesbaum nennen. Ich habe schon anderswo von dem Ursprunge dieser feyerlichen Verehrung geredt.

Der Zimmetbaum, einer der besten Producte von Ceylan, heißt in diesem Lande Gorundasgouhah. Er wächset häufig in dem westlichen Theile dieser Insel, vornehmlich aber um Colombo herum. Man findet ihn auch, aber nicht in so grosser Menge, in der Halbinsel Jafanapatan und in andern nordischen Gegenden. Dieser Baum ist von einer mittelmäßigen Grösse, der niemals grösser, als ein Olivenbaum wird. Sein Holz ist weis, geschmeidig und biegsam, wie die Tanne, ohne Geruch, bis man ihn verbrennet. Seine Blätter gleichen im Anfange den Lorbeerblättern, was den Geruch und die Dichtigkeit anbetrift; sie sind aber anders gestaltet, weil sie drey Ecken haben, und die Lorbeerblätter nur eine. Alsdann, wenn sie nämlich weiter hervorgeschossen sind, nehmen sie eine hochrothe Farbe an; und wenn man sie mit den Fingern zerreibt, so riechen sie mehr nach Nelken, als nach Zimmet. Die Blüten sind weis: Die Frucht gleicht einer Eichel, sie ist aber etwas kleiner: sie wird gemeiniglich im September reif. Wenn man sie im Wasser kocht, so bekommt man ein Oel, das oben aufschwimmet, welches man in Lampen brennet. Diese Indianer reiben sich auch den Leib damit. Wenn man es gerinnen läßt, so wird es weis und feste, daß man Wachslichter von einem sehr angenehmen Geruche daraus machen kann, deren sich aber der König nur allein bedienet.

Der Zimmet ist die zweyte Rinde von diesem Baume, dem einige zwey, andere aber drey

Häut-

Häutgen geben. Bäume, von mittelmäßiger Grösse, nämlich diejenigen, die weder zu alt, noch zu jung sind, geben den besten. Sobald man ihn abgestreift hat, legt man ihn an die Sonne, wo er in kurzer Zeit dürre wird und sich von selbsten zusammenrollt, so wie man an den Zimmetrinden, die man nach Europa bringet, sehen kann.

Die Chingulais zählen neun bis zehn Arten von Zimmet, wovon sie die allerbeste Kasse-gocunda, das ist, süssen Zimmet, nennen, um ihn von andern Sorten, die etwas Herbes an sich haben, zu unterscheiden. Dieses ist fast die einzige Art, die nach Europa kommt, und die Holländer, die diesen Handel ganz alleine treiben, verkaufen keinen andern, wenn es nicht mit Betrug und wider die ausdrücklichen Befehle der Aufseher, geschiehet.

Bevor man dem Zimmetbaume diese kostbare Beute abnimmt, muß man warten, bis er zu einer gewissen Reife gekommen ist. Einige geben im dritten und vierten Jahre eine gute Rinde; andere aber im fünften und noch höhern Alter. Die Zeit und die Güte der Erndte hängen blos von der Beschaffenheit des Erdbodens ab, in welchen diese Bäume gepflanzet sind. Die in einer sandigten und lockern Gegend wachsen, können im fünften Jahre abgeschält werden, und geben gemeiniglich die beste Rinde. Die aber in einem sumpfigten und schattigten Boden gepflanzet werden, sind etwas langsamer. Der Sturz von

den Bäumen, denen man die Schale genommen, vertrocknet und ziehet keine Nahrung mehr an sich; die Wurzel aber verdorret nicht, sondern sie treibt wieder Sprößlinge. Sonst hat auch die Frucht der Zimmetbäume einen Saamen bey sich, der wieder andere zeugt. Man sagt von einigen Vögeln, die sehr begierig nach diesen Körnern sind, daß sie dieselben in ihren Nestern sammlen, und vieles zu Fortpflanzung dieses Baumes beytragen, weil sie ihnen öfters entfallen, wenn sie ihre Junge damit füttern wollen. Diese Bäume sind in Ceylan so gemein, daß die ganze Insel gleichsam davon einbalsamirt ist, und daß sich ihr Geruch auf dreyßig bis vierzig Meilen weit in die See verbreitet.

Man trift hier eben eine so grosse Verschiedenheit von zahmen Vieh, wilden Wunderthieren, seltsamen Vögeln, kriegenden Thieren und Insecten an, als in den übrigen Theilen von Indien. Man versichert, daß die Elephanten in dieser Gegend viel wilder und grausamer, als die Bäre und Tiger, sind. Sie zerreissen die Menschen und richten auf dem Felde erschröcklichen Schaden an. Es giebt eine Art Affen, die der Erndte nicht weniger schaden. Man heißt sie Rillours. Sie haben ein weisses Gesichte, ohne Bart, lange Haare, die herabhängen und sich von einander sondern, wie bey einem Menschen. Man findet welche von ausserordentlicher Grösse. Der Memima ist ein ganz sonderbares Thier: es gleicht vollkommen einem Gemse und ist nicht grösser, als ein Haase.

Die

Die Schlangen in Ceylan haben sonst nichts sonderbares, ausser dem, was wir schon an den Siamischen und Malabarischen erinnert haben. Knox hat sich sonderlich Mühe gegeben, die weissen Ameisen, die die Chingulais Vacos nennen, in der Classe der Insecten zu beschreiben. Ihre Grösse ist mittelmäßig. Sie haben einen weissen Bauch und einen rothen Kopf. Sie zernagen Tuch, Holz und Stroh, womit man die Häuser deckt, kurz, alles, was sie finden. Sie kriechen an den Wänden hinauf, und machen aus Erde eine Art von Gewölbe, welches sie, so weit ihr Weg dauert, fortführen, sie mögen so hoch kriechen, als sie wollen*. Wenn dieser Schwibbogen an einem Orte einfällt, so kommen sie sogleich alle wieder zurück, ihr Gebäude auszubessern, und alsdann setzen sie, wenn diese Arbeit vorbey ist, ihre Reise weiter fort. Wo keine Häuser sind, machen sie kleine Hügel von Erde, fünf bis sechs Fuß hoch, und zwar so feste, daß man sie fast nicht umschmeissen kann. Diese kleinen Hütten bestehen aus Schwibbögen oder Gewölben, von der feinsten Erde, woraus das Volk seine Götzen zu machen pflegt. Diese Vacos vermehren sich gewaltig; sie sterben aber auch haufenweise. Dann, wenn sie Flügel bekommen, so fliegen sie so häufig gegen Abend, daß der Himmel davon trübe wird, und wenn sie so weit geflogen sind, daß man sie aus dem Gesichte verlohren hat, so hören sie dennoch nicht auf,

* Knox, in der Reisebeschreibung, im VIII. Theil.

fortzufliegen, bis sie, ganz entkräftet, todt herunterfallen.

Die Vögel nehren sich davon, und die Hüner fressen sie lieber, als Reis.

Der Verfasser theilt die Ameisen noch in verschiedene andere Arten, nämlich in schwarze, in rothe; einige sind so groß, wie die unsrigen, andere noch grösser. Das ganze Land ist damit angesteckt, und ihre Stiche sind sehr gefährlich. Sie stechen aber nur diejenigen, die sie beunruhigen, oder in ihrer Arbeit stöhren.

Die Blutigel sind auch sehr gemein. Die im Wasser leben, sind wie die unsrigen. Dieses sind nicht die beschwerlichsten. Aber die nasse Witterung bringt eine schwärzliche Art hervor, die sich ins Gras versteckt, und sich dergestalt an die Füsse der Vorübergehenden anhängt, daß man sie nicht wieder losmachen kann. Die Indianer achten nicht viel auf den Biß dieser Thiere; sie gehen ganz gelassen fort, und machen sie nicht eher los, als bis ihr Weg geendiget. Sie reiben sich aber indessen die Füsse mit Asche.

Unter den Vögeln, deren Verschiedenheit und Menge gleich vortreflich ist, unterscheidet sich der Carlo. Dieses Thier ist so groß, wie ein Schwan. Er hat schwarze Federn, kurze Füsse, einen runden Schnabel, einen sehr dicken Kopf, der an beyden Seiten mit zwey weissen runden Kreysen bezeichnet ist, die wie ein paar Ohren aussehen, und auf dem Kopfe einen weis-

sen

sen Kamm. Ungeachtet seiner Grösse, erhebt er sich mit vieler Leichtigkeit in die Luft, sitzt auch beständig auf den höchsten Bäumen, niemals aber auf der Erde. Knox versichert, daß die Ceylanischen Papageyen niemals können reden lernen; daß man aber mit leichter Mühe den **Malcrouda** und den **Candouda**, zwey Vögel, von der Grösse einer Amsel, unterrichtete. Der erste ist schwarz, der andere aber hellbraun.

Die Flüsse, die mitten durch die Insel fliessen, sind fast eben so fischreich, als das Meer, das ans Ufer stößt. Man findet vornämlich grosse Lächse in dem Flusse Mavelagongue; die Chingulais wenden aber keinen Fleis darauf. Der Gebrauch der Netze ist ihnen unbekannt. Sie fischen nur mit Körben, die wie eine umgekehrte Glocke aussehen. Der Cristal, das Eisen, der Stahl und die Bleygrube sind bekannte Producte der Ceylanischen Bergwerke. Man versichert, daß es auch Diamantgruben daselbst gebe; der König liesse aber nicht zu, darinne nachzusuchen, weil er besorgte, daß die Schätze, die sie in sich faßten, die Habsucht der Europäer erregen, und sie mitten ins Land hineinlocken möchte. Man fängt in verschiedenen Flüssen Rubinen, Saphire, Katzenaugen, und andere Edelsteine. Die Insel bringt auch noch überdies viel Ebenholz, alle Arten von Bauholz, Baumwolle, Bisam, Honig, Wachs, Ingwer und Pfeffer hervor. Der wilde Honig ist, nach dem Zimmet, ihr größter Reichthum.

Man sammlet in den Wäldern ein, Bienen, die sie Bamburos heissen, und die viel grösser und von einer lebhaftern Farbe, als die unsrigen sind, tragen ihn auf die obersten Aeste der Bäume, wo sie ihre Stöcke anlegen. Die Einsammlung beschäftiget, zu einer gewissen Zeit des Jahres, den grösten Theil der Einwohner in Städten und Dörfern.

Drittes Hauptstück.

Einwohner in Sumatra.

Erster Abschnitt.

Geographische Kenntnis von der Insel Sumatra. ihren Producten. Europäische Colonien.

Die Insel Sumatra, die gegen Mittag vom Golfo von Bengalen zuliegt, erstreckt sich in der Queer von Nordwest zu Nordost in der Länge ohngefehr zweyhundert und achtzig Meilen. Die Breite ist bey weiten nicht so groß. Ganz vorne gegen Norden, wo das Königreich Achem liegt, ist sie nicht viel über zwölf bis funfzehn Meilen breit. Gegen die Mitte und

in

in allen Theilen gegen Süden ist sie nicht breiter, als sechzig bis achtzig Meilen. Beaulieu hält sie mit Recht für grösser, als England *.

Der Aequator theilet sie beynahe in zwey gleiche Theile, wovon der eine fünf und einen halben Grad gegen Norden hat; der andere aber fast sechse gegen Süden. Der nordische Theil liegt der Halbinsel Malaca gerade gegen über, und wird von einem Canal getrennet, der in seiner ordentlichen Breite zehen, funfzehen bis zwanzig Meilen hat, an manchen Orten auch dreyßig bis vierzig.

Die Mitte der Insel ist voller hohen Berge, die in ganzer Länge beynahe eine unaufhörliche Kette ausmachen. Es ist einer, mit Nahmen Balatam, der Feuer speyet, und von dem die Insulaner eine Art von Oel holen, dessen sie sich auf mancherley Weise bedienen. Sie nennen es Minjoe-Tamnach, das ist Erdöl. Obgleich die Gipfel der Berge steinigt sind, so bringen sie doch Bäume und Gras hervor, und die Thäler sind mit schönen Wäldern gleichsam bedeckt. Gegen die Küsten ist der meiste Theil des Landes niedrig, reich an Weide, und wegen seiner Feuchtigkeit, zum Reisbau sehr bequem.

Das Land hat verschiedene Flüsse, worunter die vornehmsten Achem, Pedir, Daya, Cinquel, Jambi und Indripoura, sind. Es sind

* Beaulieu, Dampier, Daris, Salmon, Guyon u. s. w.

dieses die Namen der Städte oder Länder, an welchen sie vorbeyfliessen. Die Quellen und kleinen Seen sind so zahlreich, daß die Länder, die nahe am Meere liegen, fast beständig überschwemmet sind, welches die Luft an den Küsten sehr ungesund machet, wegen der stinkenden Dünste, die aus diesen sumpfigten Oertern aufsteigen. Diese Beschwerlichkeit nimmt in der Regenzeit zu, die sich im Junius anfängt, und nicht eher, als im October wieder aufhört. Alsdenn ziehet die Sonne mehrere Feuchtigkeiten an sich. Die gewöhnlichste Wirkung dieser gefährlichen Ausdünstungen sind pestilenzialische Fieber, die die Europaer in zwey oder drey Tagen hinraffen, oder ihnen schmerzhafte Beulen und andere Beschwerlichkeiten, wovon sie selten wieder befreyet werden, zurücklassen. Salmon versichert, daß von achtzig Soldaten, die alle jung und stark waren, und die der Gouverneur vom Fort St. George, bey einem ausserordentlichen Zufalle, nach Bancoul, an der Südwestseite der Insel, schickte, in einer Zeit von zwey Jahren kein einziger mehr am Leben gewesen sey. Er fügt noch hinzu, daß wenn die Engländer, die sich in Sumatra niedergelassen, einen von ihren Cameraden sterben sähen, sie sich einander, mit dem Glase in der Hand, zur Zubereitung eines gleichen Schicksals, muthig ermahnten, und dabey sagten: Heute ist die Reihe an ihm, morgen wird sie an uns seyn.

Dieser gefährliche Einfluß des Clima wird hauptsächlich in den benachbarten Gegenden der

Linie

Linie und in denen, die gegen Süden und Westen liegen, verspürt. Zu Achem ist die Luft viel reiner, weil es ganz an der Ecke von Norden liegt. Die Hitze ist auch daselbst gemäßigter. Ueberhaupt ist die Luft zu Sumatra nicht so heiß, als zu Siam, Bengalen und andern Gegenden Indiens: und dieses bestätiget das, was ich anderswo gesagt habe, daß die Länder, die unter der Linie liegen, der brennenden Hitze des Sommers nicht so sehr ausgesetzt sind, als diejenigen, die unter dem Wendekreyse sind; weil die Tage in diesen letzten Ländern, viel länger sind und die Sonne sich weit längere Zeit um ihren Zenith herumdrehet. Man setze noch hinzu, daß die Land- und Seewinde zu Sumatra eben so ordentlich wehen, als an den Küsten von Malabar und Coromandel, und daß sie hier eine grössere Erfrischung verursachen, weil der Zwischenraum von einem Ufer zum andern überhaupt weit schmäler ist.

Der Boden ist auf dieser Insel überall sehr gut, und würde verschiedene Arten von Getrayde in Ueberfluß hervorbringen: aber man säet hier nichts, als Reis, welches die gemeinste Nahrung der Einwohner ist. Alle indianische Früchte wachsen hier auch sehr leicht. Die Weide ist vortreflich und ernähret eine gewaltige Menge Hornvieh, Schweine und Ziegen: das Erdreich ist aber so fett, daß die Schaafe sehr wenig Nutzen davon ziehen können. Die Pferde sind sehr gemein, aber sehr klein. Die Einwohner ziehen

eine

eine grosse Menge Hüner und Enten. Man findet in den Wäldern Hirsche und Gemse, die viel grösser, als die europäischen sind; viel Elephanten und Auerochsen; Tyger, Rhinoceros, Stachelschweine, Zibetkatzen und Affen; grosse Eidechsen und Schlangen; wilde Gänse, Holztauben, Papageyen, und eine grosse Verschiedenheit von allerley Vögeln. Die Haasen und Rehe sind rar. Die wilden Schweine sind so häufig da anzutreffen, daß sie sich, auf den Triften, mit unter das andere Vieh verlauffen, und sogar in die Zäune, die um die Häuser sind, werfen. Sie sind nicht so groß, wie die unsrigen. Die Flüsse und Moräste dienen einer grossen Menge Crocodillen zum Aufenthalt.

Der Pfeffer wächset in einem solchen Ueberflusse in diesem Lande, daß sie alle Jahr etliche zwanzig Schiffe damit beladen. Man glaubt, die Felder würden noch weit mehr tragen, wenn sie besser bebauet würden. Man findet auch auf dieser Insel sehr viele Cocosbäume, Bambusrohr, und andere nützliche Bäume: Zuckerrohr, Wachs und Honig, Benzoe, Ambra, Sandelholz, Kampfer, Bezoarsteine und eine Art von Hanf, den sie Bang nennen. Man trift auch Gold Zinn- und Schwefelminen da an; sehr raren Gummi, viel Indigo, Saphire, Rubinen und andere kostbare Steine. Das Gold findet man in den härtesten Felsen auf den Gebürgen, die mitten auf der Insel sind, und zwar unter dem Sande einiger Flüsse, die ihre Quellen da-

her

her leiten. Dampier sahe einen Kieselstein von anderthalb Pfund, dessen Adern so ergiebig waren, daß er anderthalbe Unze Gold herausbrachte. Gemeiniglich findet man es in ganz kleinen Stückgen: doch führt Salmon einen Reisenden an, der Stücken gesehen hat, die eine Unze gewogen: er gestehet aber auch zugleich, daß es was sehr Seltenes sey, viele von dergleichen Grösse zu finden.

Die Eintheilung der Insul bestehet in sieben Königreichen, nämlich Achem, Andigri, Jambi, Palimban, Banca, Manimcabo, Indripoura. Achem fänget sich ganz vorne gegen Norden an, fünf und einen halben Grad in der Breite, und erstrecket sich in der Länge ohngefehr vier Grade, welches beynahe achtzig Meilen ausmacht. Ausserdem aber, daß dieses Land, durch unersteigliche Berge, die einigen freyen Völkern zum Aufenthalt dienen, in der Mitte getheilet wird, so gehöret auch ein Theil an den östlichen Küsten verschiedenen malaischen Prinzen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist es doch das beste Reich auf der ganzen Insel: dessen Beschreibung soll einen besondern Abschnitt ausmachen.

Andigri liegt an der östlichen Küste, dreyßig Minuten von der Linie gegen Süden. Es ist ein kleiner Staat, der holländischen Compagnie zugehörig, die Gold und Pfeffer aus diesem Canton hohlt. Jambi liegt Andigri gegen Süden, an eben der Küste. Man sagt, daß es das

reichste

reichste Land, nach Achem, sey. Die Hauptstadt, die auch Jambi heist, ist an einem benachbarten Flusse erbauet, der eben diesen Namen führet. Die Holländer haben eine Festung darinne, die die Stadt beherrschet, und das ganze Land im Zaume hält. Etwas weiter liegt der Staat von Palimban, ohngefehr drey Grad gegen Süden. Das Land hat einen Ueberfluß an Reis und Vieh. Die Hauptstadt, die sonst in sehr guten Stande war, wurde 1659. von den Holländern geplündert, zur Vergeltung einiger Feindseligkeiten, die man wider ihre Flotte begangen hatte. Man siehet aber dennoch noch einige Ueberbleibsel von der Pracht an verschiedenen Pallästen und Moscheen, die übrig sind. Es giebt hier in der Nähe einen Fluß, dessen Wasser, wie man sagt, die Kraft, das Holz zu versteinern, besitzen soll. Das Land bringt Pfeffer, Wachs, Zuckerrohr, roth Operment, Gold und andere Reichthümer. Aber die Holländer haben den ausschliessenden Handel, vermöge eines mäßigen Tributs, den sie dem Könige von Palimban zahlen, von allen diesen Waaren, ganz allein. Gegen Osten von diesem Reiche zeiget sich eine grosse Insel, die zum wenigsten vierzig Meilen in der Länge hat. Die Indianer nennen sie Banca. Sie ist von dem festen Lande durch eine Meerenge, die eben so heißt, abgesondert, die aber da, wo sie am breitesten ist, nicht über zehn Meilen hat. Das Land wird von einem besondern Prinzen beherrschet, dessen Residenz in der Mitten liegt. Salmon erzählet uns, daß

im Jahr 1710. ein Dorf auf dieser Insel abgebrandt sey, unter dessen Ruinen man ein geschmolzenes Metal gefunden, das dem Zinne sehr ähnlich sey. Der König ließ sogleich an diesem Orte nachsuchen, und man entdeckte eine sehr reiche Mine von diesem Metalle. Die Holländer haben sich vergebens bemühet, sich in dieser Gegend festzusetzen, weil die Einwohner sehr wilde sind, und ursprüngliche Indianer zu seyn scheinen.

Manimcabo und Indripoura liegen an der westlichen Küste, zwischen zwey und vier Graden der Süderbreite. Der erste von diesen Staaten hat wenig Pfeffer; er ist aber reich an Golde. Der andere giebt Pfeffer, der gar vortreflich ist. Man findet auch Gold daselbst. Die Holländer sind Meister von den Seeplätzen dieser zwey Reiche. Ihr vornehmstes Contoir ist zu Padang, Manimcabo gegen Norden. Sie haben sich auch zu Priaman, Ticou und Passaman niedergelassen. Diese letzte Stadt liegt unter der Linie und Ticou ist nur zwanzig bis dreyßig Minuten, gegen Süden, davon entfernet. So wohl die eine, als die andere, liegen etwas vom Meere ab. Priaman ist am Flusse, zwölf bis funfzehn Meilen von Ticou, gegen Mittag zu gerechnet. Das Land ist gegen das Meer zu, sehr niedrig, aber in der Mitte sehr hoch. Es hat einen Ueberfluß an Früchten, Bäumen von allerley Art, Weide und Vieh. Der Pfeffer macht aber seinen größten Reichthum aus.

Die Gegenden nach der See in Sumatra werden von malaischen Mohren bewohnt, und man spricht auf allen Küsten der Insel keine andere Sprache, als die ihrige. Diejenigen, die dem Könige von Achem nicht unmittelbar unterworfen sind, haben ihre besonderen Prinze, die sie Pangaran nennen, wovon einige entweder Anverwandte oder Schutzverwandte dieses Monarchen sind; die übrigen stehen unter den europäischen Nationen, die sich in diesen Gegenden niedergelassen haben. Der innerste Theil des Landes ist mit abgöttischen Indianern bevölkert, welches die ursprünglichen Einwohner der Insel sind, auch ihre eigene Sprache, und besondere Regenten haben. Sie besitzen Goldminen, aus denen sie nur einen geringen Nutzen ziehen, weil sie, anstatt dieselben zu öfnen, sich nur mit denjenigen Theilgen von diesem Metalle begnügen, die sie in Flüssen und Regenbächen aufsuchen. Ihr Land ist nicht sehr bekannt. Sie vertauschen ihr Gold bey den Küstenbewohnern, gegen Salz, Eisen, Kleider und Perlen. Die Engländer haben auch ihren Sitz auf dieser Küste, zwischen den dritten und vierten Grad gegen Süden. Ihre besten Handelsplätze sind, Mochomoco, Bantal, Cattoun, Ipoe und Sillebar. In der Gegend von dieser letzten Stadt besitzen sie ein ansehnliches Fort, das Marlbourg heißt. Sie hatten noch ein anderes zu Benkolen, sechzehn Meilen von Sillebar gegen Norden zu; sie wurden aber 1719. von den Indianern daraus verjagt, die einen grossen Theil von der Garnison nieder-

niederhieben. Wo die Besitze der Holländer aufhören, da fangen die ihrigen an. Die Compagnie zu Amsterdam hat auf ihre eigene Kosten, ihre Macht in diesen Gegenden befestiget. Die Engländer nahmen ihr aber 1688. die meisten Posten weg, die sie jetzo inne haben. Uebrigens ist ihr Aufenthalt auf dieser Insel sehr lang, und es ist sogar der erste Ort in Indien, wo sie zu handeln angefangen haben. Seit dem Anfange von 1602. schloß Lancaster, einer von ihren Admiralen, mit dem König von Achem einen vortheilhaften Tractat, der den brittischen Flotten alle Häfen des nordischen Theils von Sumatra, öfnete.

Was die Engländer gegen Süden, an der Spitze der Insel, besitzen, das gehört dem Könige von Bantam, einem Souverain von Java. Es ist ein angenehmes und wohl bebautes Land, aber nicht fruchtbar an Pfeffer. Die westliche Küste ist von einer grossen Menge Inseln umgeben, wovon einige ganz nahe am Flusse liegen, andere aber funfzehn bis zwanzig Meilen davon entfernt sind. Etliche davon sind sehr groß, als Werkens, welches man auch die Schweininsel nennet, zwischen zwey und drey Grad gegen Norden; Nias, Werkens gegen Süden, ein sehr bevölkertes Land, dessen Einwohner leutseelig sind, und einen ordentlichen Handel nach Barras, einer Stadt im Königreich Achem, treiben; Montabay, 30 Minuten von der Linie; die Insel des Glücks, die

Montabay gegen Süden zu liegt, und zum wenigsten dreyßig Meilen lang ist; Nassau, drey bis vier Grad mittägiger Breite, ein weitläuftiges Land, aber ganz und gar wüste; Inganno oder die betrügerische Insel, fünf und einen halben Grad Süderseite: Sie wird von sehr grausamen Wilden bewohnt, die alle Fremden ohne Mitleiden umbringen. Gegen Norden und Westen von Montabay und Nias trift man ganze Haufen Inseln an, deren einige bevölkert, andere aber wüste sind. Unter denen, die nicht bewohnt werden, giebt es einige, die mit Palmen- und Cocosbäumen bedeckt sind. Die Bewohner der benachbarten Küsten kommen dahin, ihre Schiffe mit Cocosnüssen, aus welchen sie Oel machen, zu beladen.

Zweyter Abschnitt.

Besondere Beschreibung des Reichs Achem.

Wir haben die Lage und die bekannten Grenzen dieses Reichs schon bemerkt: es bleibt uns also nichts mehr übrig, als seine Städte, Stärke, Regierungsform, und was etwa sonst noch bey besondern Gebräuchen merkwürdig ist, zu beschreiben.

Die Hauptstadt heißt Achem oder Achin, so wie das Reich selbst. Sie liegt eine halbe Meile von der See, an einem Flusse, der so breit, wie die

die Sonne ist, fünf Grad und etliche Minuten Norderbreite und hundert und vierzehn in der Länge. Ihr Umfang ist ohngefähr von zwey Meilen *. Sie ist auf einen niedern und sumpfichten Boden erbauet, mitten in einem Holze, das sie dergestalt bedeckt, daß man die Häuser nicht eher siehet, bis man in die Stadt hineingehet. Sie hat weder Mauren, noch Graben; sie wird aber hinlänglich von dem Walde der sie umgiebt, und den Morästen, in welchen man verschiedene Forts erbauet hat, die in einer gleichen Entfernung von einander stehen, vertheidiget. Man zählet beynahe acht tausend Häuser, die einen grossen Bezirk ausmachen, wegen des Zwischenraums, der sie absondert, und wegen der Zäune, die eine jede Wohnung umschliessen. Sie sind übrigens ohne Ordnung und Gleichförmigkeit gebauet. Um sie vor der Ebbe und Flut, und den jährlichen Ueberschwemmungen zu schützen, so setzt man sie auf Pfeiler, die neun bis zehn Fuß hoch sind. Im Regenwetter bedient man sich der Boote, wenn man von einem Hause zum andern gehen will. Die Wände sind von geflochtenen Rohr, daß also diese Hütten den Vogelbauern sehr ähnlich sehen. Die Dächer sind mit Palmenzweigen gedeckt. Es hat aber ein jedes Haus noch ein besonderes Behältnis, das von Steinen oder Ziegeln gebauet ist, ohne Fenster, mit einer engen und niedrigen Oefnung, die anstatt einer Thür dienet, und die mit einem Steine zugemacht wird. Hier verbergen

* Davis, Beaulieu, Valentin, Graaf.

diese Insulaner ihre kostbarsten Sachen, damit ihnen das Feuer nicht schade. Die Chineser und Europäer haben viel dauerhaftere Wohnungen. Sie wohnen in einerley Quartier, wegen der gemeinschaftlichen Beschützung ihrer Contore, die einer unaufhörlichen Gefahr ausgesetzt seyn würden, wenn man sie nicht wohl bewachte; so viel Spitzbuben giebt es in dieser Hauptstadt. Der größte und schönste Theil ist Nordwestwärts. Ausser dem Quartier der Fremden, das immer stark besucht wird, sind in Achem noch zwey grosse Märkte, wo der Zufluß vom Volke beständig sehr zahlreich ist. Diese Stadt ist mit vielen Pagoden für die Heyden und mit Moscheen für die Mohren, angefüllt. Der königliche Pallast ist in einer kleinen Entfernung von der Stadt, am Ufer des Flusses. Beaulieu giebt ihm eine halbe Meile im Umkreise. Seine Form ist länglichrund. Er ist mit einem sehr breiten und tiefen Graben umgeben, hinter welchen man einen ziemlich hohen Wall von Erde aufgeworfen hat, der die Stelle einer Mauer vertritt und mit Bambus und Binsen umgrenzet, die so enge an einander gepflanzet sind, daß sie dem Schlosse die Aussicht benehmen, als für welchen sie eine undurchdringliche Schutzwand formiren. Man gehet nicht auf Brücken durch den Graben; sondern man hat von Raum zu Raum eine Höhe von Erde gelassen, wovon der Eingang sehr gut verwahret ist. Hierdurch gelanget man zum Pallaste. Bevor man zum Apartement des Königs kommt, muß man durch

vier

vier Thüren gehen, die auch nicht wenig verwahret sind. Der Hof, der gleich vor dem Apartement ist, ist so geräumig, daß man vier tausend Mann in Schlachtordnung darinne stellen könnte.

Dieser Pallast ist groß und fast gänzlich von Steinen erbauet, welches hier eine grosse Pracht ist. Man siehet da sehr schöne Säle, Gärten, worinne Pyramiden sind, prächtige Begräbnisse, Canäle und ein grosses Serail für sieben bis acht hundert Weibespersonen.

Der Eingang in den Fluß zu Achem ist nicht sehr tief, und dieser Durchgang ist für die Schiffe sehr gefährlich; man findet aber etwas weiter hinauf ein sehr schönes Becken, wo sie achtzehn Klaftern tief vor Anker liegen können. Die Mündung wird durch ein steinern Bastion verwahret, das ganz rund ist, und dessen Geschütze ganz oben auf die See stößt. Sie ist mit zwey Mauren versehen, die sich zur Rechten und Linken zeigen und die sich an dem Gange, wo die Thür ist, vereinigen. Die Mauren des Bastions und der Courtinen sind achtzehn Fuß dicke und zwanzig hoch. Weiter hinauf ist noch ein anderes Fort. Man hat von dem Flusse an, eine grosse Tranchee gezogen, die vierzig Fuß breit ist, und die sich längst dem Meere bis unten an Berg erstrecket, allwo sie ein neues Vertheidigungswerk formiret. Und so ist die Westseite befestiget. Gegen Morgen hat man auf dem Ufer, von einem Flintenschusse zum andern, eine grosse

Menge Redouten von Rasen aufgeworfen, mit Artillerie besetzt und so mit Sträuchern bewachsen lassen, daß man sie kaum sehen kann. Des Tages werden sie nicht besetzt; alle Nacht aber wird eine Patrouille dahin geschickt. Das Erdreich ist in dieser Gegend eben, thonicht, voll Schlamm, fruchtbar an allen Arten von Bäumen und zur Viehzucht sehr bequem. Sechs Meilen von der Hauptstadt, gegen Osten, trift man einen hohen Berg an, der viel Schwefel hervorbringt. Pulo-Onai, eine von den Inseln auf der Reede von Achem giebt dessen auch eine grosse Menge. Man treibt in ganz Indien grossen Handel damit. Sonst war das Land mit Pfefferbäumen besetzt; die Regierung hat aber die meisten davon ausrotten lassen, weil dieser Handel verursachte, daß die Achemeser den Reisbau darüber verabsäumeten.

Die Beschreibung der übrigen Inseln wird uns wenig aufhalten. Die östliche Küste hat nichts merkwürdiges, als Pedir, Pacem und Deli. An der westlichen Küste trift man hinter einander an Daya, Labo, Cinquel, Barras, Bataham ꝛc. Pedir ist zehn bis zwölf Meilen von Achem, dieser Hauptstadt gegen Morgen. Sie ist an einem Flusse erbauet, der ihr diesen Namen giebt, oder der Fluß hat vielleicht ihr denjenigen zu danken, den er führt. Die Stadt ist wegen ihrer Grösse und der Menge der Einwohner, ansehnlich. Ihr Boden ist so reich an Reis, daß man sie die Scheune von Achem

nennet. Sie versiehet auch diese Hauptstadt mit einer Menge Seide, die sie zu ihren Manufacturen braucht, deren Handel in allen Theilen der Insel sehr wichtig ist. Pedir verkauft den Rest seiner Seide an die Einwohner von der Küste Coromandel. Ob sie gleich schlechter ist, als die Chinesische, so macht man doch sehr schöne Stoffe daraus. Pacem und Deli waren ehemals die Hauptstädte zweyer besondern Reiche. Ihr District ist weitläuftig und an manchen Orten fruchtbar, daß er auch seine Reichthümer den benachbarten Ländern mittheilen kann. Beaulieu versichert, daß man zu Deli eine Oelquelle findet, die die Eigenschaft an sich hat, daß das Oel niemals auslöschet, auch, wenn es einmal angebrandt ist, nicht einmal im Wasser. Er setzt noch hinzu, daß die Achemeser sich desselben in Seetreffen bedienten, und daß sie einsmals, vermöge dieses Mittels, zwey portugiesische Kriegsschiffe verbrandt hätten. Daya ist zwölf oder funfzehn Meilen von Achem, zwischen den vierten und fünften Grade mitternächtlicher Breite, an einem Flusse, der eben so heißt. Ihre Flächen bringen vielen Reis hervor, und man rühmt ihre Weide. Labo ist nur drey Grad davon, am Ufer des Meeres, und giebt seinen Namen einem benachbarten Gebürge. Cinquell ist dreyßig Meilen weiter hinunter, an einem grossen Flusse. Der Kampfer ist ihr vornehmster Reichthum. Man verfährt ihn bis an die Küste von Coromandel und Surate. Barras liegt Cinquell südwärts, einen Grad und dreyßig Minu-

ten in der Breite. Es ist einer der besten Häfen auf der Insel und ein sehr guter Handelsplatz. Sie liegt in einer sehr fruchtbaren Ebene, und das Land daherum ist sehr reizend. Man trift hier keinen Pfeffer an; aber der Banzor und Campher sind hier in Ueberflusse.

Bataham oder Batang liegt unter der Linie. Das Erdreich bringt den besten Campher auf der ganzen Insel, hervor. Alsdann findet man Passaman, Ticou und Priaman, die von langen Zeiten her zu Achem gehörten, nunmehro aber seit einem Jahrhunderte von den Holländern usurpiret werden. Das ganze Canton ist sehr reich, sonderlich an Pfefferbäumen. Die Städte und benachbarten Ländereyen sind sehr bevölkert. Die Macht des Königs zu Achem bestehet in einer Nationalgarde, drey tausend Mann stark, die in die vornehmsten Höfe des Pallasts vertheilt sind; noch in einem andern Corps von funfzehn hundert Sklaven, wovon die meisten Fremde sind, die niemals aus dem Bezirk des Schlosses gehen und die man sorgfältig in den Waffenübungen unterrichtet; in den Garnisonen, die zur Besetzung der Forts und Plätze, die der Gefahr am meisten ausgesetzt sind, gebraucht werden, und endlich in der Anzahl seiner Galeeren und Elephanten. Die Waffen des Landes sind Bogen, Pfeile, Spiesse, Degen und kleine Flinten. Des Königs Artillerie ist zahlreich; aber die Stücke sind ohne Lavetten und thun wenig Wirkung, wenn man sie nicht an einen erhabenen Ort stellet.

Der

Der Krieg kostet diesem Prinzen sehr wenig, weil seine Unterthanen verbunden sind, auf die erste Ordre zu marschiren und auf drey Monate Lebensmittel mit sich zu nehmen. Er giebt ihnen nichts, als Waffen, die man, wenn der Krieg vorbey ist, wieder in seine Zeughäuser verschließt.

Er unterhält in dem Hafen zu Achem und in den andern Seeörtern, eine grosse Menge Galeeren, die länger und breiter als die unsrigen sind, aber dabey schwer und schlecht bewafnet, ohne tiefen Boden und von sehr hohen und dicken Breterwerk. Die größten sind, wie Davis erzählt, mit vier hundert, und nach Beaulieus Meynung, mit acht hundert Mann besetzt. Die Ruder sind leichte, vier Fuß lang und in Form einer Schaufel. Man taucht sie ins Wasser, ohne sie an Bord des Schiffes aufzustützen. Sultan Aladin, der 1600. noch an der Regierung war, hatte beynahe hundert dergleichen Galeeren in seinen Häfen, worüber er die Aufsicht einem Frauenzimmer anvertraute, weil er überhaupt in alle Mannspersonen ein Mistrauen setzte.

Man versichert, der König von Achem habe niemals unter neunhundert Elephanten, wovon die meisten nach dem Knall einer Flinte und nach dem Feuer geübt sind. Man erzeigt ihnen hier fast eben die Ehre, wie zu Siam, und wenn sie durch die Strassen gehen, so bleibt das Volk aus Respeckt, stehen. Ihr Unterhalt kostet wenig, weil man ihnen keine andere Nahrung giebt,

als Zweige und Rinde von Hananasbaum, die der König so wohl auf seinen Gütern, als auf der Unterthanen ihren, ohne Unterscheid, abhauen läßt.

Die Einkünfte der Crone bestehen 1. in den Abgaben, die das Volk an Reis, Fleisch, Fischen, Oel, Zucker, Hülsenfrüchten und andern Waaren, zahlen muß. Dieser überflüßige Vorrath übertrift jedesmal den Aufwand bey Hofe, und was übrig bleibt, wird zum Vortheil des Prinzen verkauft. 2. In den Einkünften der königlichen Domänen, die die Unterthanen zur Frohne bestellen müssen. 3. Im Rechte der Einfuhr, das sich, bey fremden Waaren, auf zehn pro Cent beläuft, ohne die Geschenke zu rechnen, die man den Ministern und dem Monarchen selbst machen muß, die man niemals ohne Präsente anreden darf. 4. In andern zufälligen Privilegien verschiedenen Gerechtsamen. Der König erbt von allen seinen Unterthanen, die keine männlichen Erben hinterlassen: und wenn sie Töchter zurücklassen, die nicht verheyrathet sind, so gehören sie ihm zu. Er eignet sich die Confiscation der Güter aller Verbrecher zu, imgleichen die Erbfolge der Fremden, die in seinem Lande sterben, das Eigenthum von allen Schiffen, die an seinen Küsten stranden. 5. In dem erstaunlichen Vortheil von der Handlung, die fast einzig und allein in seinen Händen ist. Er verkauft dem Volke, bey theuren Zeiten, das in seinen Magazinen häufig aufgeschüttete Getrayde, zwey bis dreyfach über

über den Werth; und wenn ein fruchtbar Jahr ist, beladet er viele Schiffe damit und verführt es in diejenigen Länder, wo Mangel ist. Er hat noch einen andern Freyhandel bey seinen Unterthanen, indem er sie zwingt, ihm ihre Waaren sehr wohlfeil zu verkaufen, die er hernach wieder an die Fremden um einen selbst gemachten Preis, verhandelt, welches ihm allemal einen Profit von funfzig pro Cent einbringt. Uebrigens hat dieser fast gar nicht nöthig, zu Unterhaltung seines Hauses, oder für den ordentlichen Aufwand des Staats, Geld auszugeben. Seine Minister und vornehmsten Officier haben einige königliche Güter zu ihrem Unterhalt, die der Crone, nach ihrem Todte, wieder anheimfallen. Seine Garde, die Verschnittenen und übrigen Bedienten, die im Pallaste aufwarten, bekommen, für ihren Lohn, eine Portion Reis, den er ihnen alle Tage austheilen läßt. Auf gleiche Art bezahlt er auch alle Handwerksleute, die seine Palläste bauen, oder andere öffentliche Arbeiten verrichten. Selbst seine Kleider und seiner Weiber ihre, werden ihm ohne Entgeld, entweder von den Unterhändlern der Manufacturen oder von den Gouverneurs der Provinzen, gereicht.

Dieser Prinz giebt sich unter andern stolzen und lächerlichen Titeln auch den Titel eines einzigen Königs von Sumatra *.

Seine

* Man sehe den Brief eines Königs von Achem an Jacob I. König von England, in der Geschichte

von

Seine Ergötzlichkeiten sind mitten unter seinen Weibern zu leben. Unter einer grössen Anzahl von Indianern, die im Serail zu Achem eingeschlossen sind, haben nur drey den Vorzug, seine Gemahlinnen zu seyn. Die übrigen sind nur Beyschläferinnen. Eine Sklavin, die man zum öffentlichen Verkauf feil geboten, kann dem Bette des Sultans nicht zugelassen werden, und der Kaufmann, der sich unterstünde, sie ihm anzubieten, würde ein Hauptverbrechen begehen. Unter vielen Beyspielen einer grausamen Eifersucht dieser Monarchen, erzählt Davis einen sehr sonderbaren Vorfall. Als Sultan Aladin einsmals die Annehmlichkeiten einer schönen Sklavin hatte rühmen hören, verlangte er sie von ihrem Herrn, der sie schon einige Jahre gebraucht hatte, und sie nur aus blosser Gefälligkeit abtrat. Anstatt aber, daß ihm der Sultan, für dieses Opfer hätte Dank wissen sollen, ließ er ihn, einige Tage darnach, an einen Pfahl spiesen, weil er die

ersten

von Indien des Abt Guyon, im 3 Theil, auf der 50sten und folgenden Seite. Seine Titel nehmen beynahe zwey Seiten ein. Er sagt, wenn er von sich selbst redet, er sey das wahrhafte Ebenbild der königlichen Würde und das vollkommenste Muster der Könige; er sey aus dem reinsten Metal gebildet; er habe einen Thron, der durchsichtiger als das Eis, und einem crystallenen Flusse gleich sey; er besitze neunerley Arten von Steinen, zwey Sonnenschirme von geschlagenem Golde, goldene Stühle, Harnische, Lanzen, ein Begräbnis, köstliche Geschirre, ein vollkommenes Service von eben dem Metal ꝛc.

ersten Gunstbezeugungen von dieser Frauensperson genossen hatte; darauf ließ er auch die Sklavin umbringen, weil sie eine Mitschuldige des Verbrechens gewesen war.

Ausser dem Vergnügen des Serail, ist das Hahnengefechte eine der vornehmsten Ergötzlichkeiten dieser Monarchen. Die Orancaies haben die Aufsicht darüber, die sie eben so in Acht nehmen, als wenn es ihre eigene Kinder wären. Die Achemeser haben einen besondern Gefallen an diesen Erlustigungen. Die Beschäftigung der jungen Sultaninnen ist die Musicke, der Tanz und andere angenehme Künste. Ihre Kinder werden von ihnen abgesondert, erzogen, und sie bekommen sie niemals wieder zu sehen. Diejenigen, die von den drey Frauenzimmern gebohren werden, die den Rang einer Königin haben, sind alleine berechtiget, ihrem Vater in der Regierung nachzufolgen, und der Thron gehöret natürlicher Weise dem Aeltesten. Diese Ordnung wird aber öfters umgestossen, theils durch den Stolz der Brüder, theils aber auch durch besondere Verordnungen des Monarchen.

Das Regiment des Staats ist in den Händen von vier oder fünf Ministern, die sich in der Hauptstadt aufhalten, und einer grossen Anzahl von Orancaies oder Gouverneurs, die man in verschiedene Districte verschickt. Diese Departements erstrecken sich nicht weit, und die Aufführung der Befehlshaber wird dergestalt unter-

sucht,

sucht, daß ihr Ansehen gar nichts fürchterliches an sich hat. Aladin verlangte von den Orancaies, die sich im Gebiete von Achem aufhielten, daß sie wechselsweise, alle drey Tage in den Pallast kommen sollten, damit er sich ihrer Treue versichern könnte. Sie blieben vier und zwanzig Stunden in einem Hofe eingeschlossen; daß also dieser Prinz allemal ein Drittheil, von den Orancaies aus der Provinz, in seiner Gewalt hatte.

Es sind in allen Städten, nahe an der Hauptmoschee, zwey Tribunäle, einer für die bürgerliche Gerichtsbarkeit, der andere für Criminelsachen. Sie stehen alle Tage offen; nur Freytags nicht. Die Orancaies präsidiren allda. Religionssachen werden von den Priestern entschieden, wovon der oberste Cadi genennet wird. Handlungssachen sind unter den Händen eines Bedienten, der den Titel Scha Bandar führet.

Obgleich die Zinsen sehr übertrieben sind, so sind sie doch nicht so stark, wie in den andern Ländern Indiens: das höchste Interesse ist zwölfe vom Hundert. Die Richter sind unerbittlich gegen die Schuldner. Nach einer kurzen Nachsicht, oder wenn sie nicht bezahlen können und wollen, bindet man ihnen die Hände auf den Rücken, und so müssen sie sich alle Tage, wenn Gerichte gehalten wird, für den Richter stellen. Es ist bey Lebensstrafe verboten, sie loszubinden. Wenn sie als solche, die nicht bezahlen können, losgesprochen werden, so verfallen sie in die Hände

ihres

ihres Glaubigers, der sie so lange in der Knechtschaft behält, bis sie bezahlt haben. Die gewöhnlichsten Strafen in diesem Lande, sind die Verurtheilung zu Schlägen, Pfahlspiessen, von Elephanten zerrissen zu werden, die Augen auszustechen, die Füsse, Hände, Ohren, oder die natürlichen Theile abzuschneiden. Man versichert, daß dergleichen Verstümmelungen selten tödtlich wären, auch sogar in einem höhern Alter.

Die Sklaverey hat nichts strenges in diesem Lande an sich. Man braucht die Sklaven zum Feldbau oder zu künstlichen Handthierungen, und vermittelst einer mäßigen Abgabe, überläßt man ihnen den ganzen Vortheil von ihrer Arbeit. Die meisten kommen von der Küste von Coromandel. Man nimmt auch welche von der Insel Nias, und dieses sollen die besten seyn.

Die Achemeser begraben ihre Todten auf einem öffentlichen Gottesacker; aber eine jede Familie hat ihren besondern Bezirk. Ueber die Gräber setzen sie Steine, an welchen Inschriften und allerhand Verziehrungen angebracht sind. Sie haben im Gebrauch, den Kopf des Verstorbenen gegen Mecca zu zu drehen. Die Gräber der Könige sind mit zwey goldenen Sceptern gezieret, der eine zum Haupte, und der andere zu Füssen. Davis hatte die Neugier, diejenigen zu sehen, die der König Aladin für sein Grab machen ließ. Er versichert, daß sie tausend Pfund gewogen hätten,

ten, und daß sie mit köstlichen Steinen besetzt gewesen wären. George Brito, der bekannte portugiesische Seeräuber, landete im Jahr 1521. auf der Küste zu Achem, diese reiche Gräber zu plündern. Er wurde aber, nachdem er einen Theil von seinen Leuten verlohren hatte, wieder zurückgeschlagen.

Man kann aus den verschiedenen Erzählungen unserer Reisenden abnehmen, daß das Königreich Achem grosse Revolutionen ausgestanden; bald ist es ein Wahlreich, bald aber ein Erbreich gewesen; eine Zeitlang hat man es zu einer Republick gemacht, ein andermal ist es sogar durch Weiber, despotisch verwaltet worden. Mahometaner, die ürsprünglich aus Arabien sind, haben dieses schöne Land, von vielen Jahrhunderten her, in Besitz. Man kann die Zeit ihrer Invasion nicht genau bestimmen. Sie haben sich auf den Ruinen der ersten Nation festegesetzt, die sich in die Gebürge im Lande und in die benachbarten Städte zerstreueten.

Ich habe vergebens in den europäischen Nachrichten gesucht, eine Erläuterung von den mohrischen Prinzen, die vor der ersten Landung der Engländer und Holländer zu Achem regiert, nämlich vor Ausgang des sechzehenden Jahrhunderts, zu finden. Hier sind einige besondere Umstände, die die jetztregierende Herrschaft betreffen. Ihr Stifter, den die englischen Nachrichten Sultan Aladin nennen, bestieg den Thron gegen das

Jahr

Jahr 1670. Er regierte noch 1701. und damals sagte man, daß er über hundert Jahr alt sey. Er war ein Soldate von Fortun, und hatte anfänglich das Fischerhandwerk getrieben. Er kam stufenweis zur Würde eines Admirals, und der König verheirathete ihn mit einer Prinzessin von Geblüte. Damals war das Reich Achem in grossen Unruhen. Die Orancaies, die sich die Schwäche der Souverains zu Nutze machten, erhoben ihre kleinen Gouvernements zu erblichen und fast unabhänglichen Fürstenthümern. Sie hatten befestigte Schlösser, die, zu ihrer Vertheidigung, mit Artillerie und Soldaten besetzt waren. Sie liessen ihren Souverains nicht allein den blossen Schatten von der Gewalt, sondern sie verfuhren mit dem Throne nach ihrem Gefallen. Wenn sie mit einem Prinzen misvergnügt waren, so brachten sie ihn um und setzten einen andern an seine Stelle.

In diesem verwirrten Zustande waren die Sachen, als Aladins Vorgänger starb und sonst keinen Erben, als eine einzige Tochter, hinterließ. Sie wurde noch zu Lebzeiten ihres Vaters, an den König von Johor vermählt, mit dem sie einen Sohn zeugete, der zu Achem erzogen wurde und zur Thronfolge bestimmet war. Davis versichert, daß Aladin nach dem Todte des Königs, diesen jungen Prinzen in seinen Schutz genommen habe; daß sich die Orancaies empöret hätten, von welchen er viele habe umbringen lassen; daß er darauf den Prinz von Johor habe ermor-

den, und sich zum König ausruffen lassen, Beaulieu gedenkt dieses Eidams des verstorbenen Königs gar nicht, auch nicht seiner Thronfolge, noch der vorgegebenen Intriguen des Aladins, ihn um sein Erbe zu bringen. Er behauptet, daß die Orancaies, weil sie wegen der Wahl eines Souverains nicht hätten können einig werden, indem es ein jeder gerne selbst seyn wollte, zu Aladin gegangen wären; daß sie ihm die Crone angeboten, die er aber dreymal abgeschlagen; daß sie endlich gar gedrohet, ihn ums Leben zu bringen, wenn er ihre Bitten nicht Statt finden liesse. Und also hätten sie seinen Widerstand besiegt. Er fügt noch hinzu, daß Aladin, einige Tage vor seiner Krönung, alle Orancaies des Reichs in seinem Pallast versammlet habe, unter dem Vorwande, daß er ihnen ein grosses Gastmahl geben wollte, daß er sie aber, einen nach den andern, so wie sie ins Zimmer getreten wären, habe niedermachen lassen; es wären also bey dieser Gelegenheit, eilf hundert getödtet worden.

Da er sich also von diesen gefährlichen Feinden der königlichen Gewalt befreyet hatte, ließ er ihre Häuser und ihre Schlösser niederreissen, die Kostbarkeiten aber, nebst den Waffen und Munition die man da fand, in seinen Pallast bringen. Er verbot allen seinen Unterthanen bey Lebensstrafe, nicht höher als ein Stockwerk hoch zu bauen, und keine andern Materialien, als Holz, zum Bau zu nehmen. Er setzte neue Orancaies ein, denen er einen Theil von den

Gütern

Gütern gab, die er ihren Vorgängern abgenommen hatte, das übrige behielt er und ließ es zu den königlichen Domainen schlagen. Er regierte dreyßig Jahr, ob er gleich schon sechzig alt war, da er den Thron bestieg. Seine Regierung, sagt Beaulieu, war sehr blutig, und man will wissen, daß er im ersten Jahre, zwanzig tausend Menschen habe umbringen lassen und im andern auch einige tausend. Dieser Prinz erhob, aus einem wunderlichen Mistrauen gegen alle Mannspersonen, eine von seinen Weibern zur Würde eines Admirals. Von ihm erzählt man auch die grausame Begebenheit wegen der Eiferfucht, wovon ich schon geredt habe. Seine herrschende Neigung war, daß er die Nächte bey Tische, mitten unter einer Menge Weiber, zubrachte, die sich bemüheten, ihm niedliche Speisen und starke Getränke zu reichen, das Gesichte mit Schnupftüchern abzutrocknen, mit ihren Fächern frische Luft zu machen und ihn endlich mit Gesängen und Tänzen zu ergötzen. Er behielt diese Neigung zum Vergnügen bis in sein hohes Alter. Davis sahe ihn im Jahr 1599. Ob er schon beynahe hundert Jahr alt und gewaltig dicke war, so genoß er doch einer vollkommenen Gesundheit. Damals machte er den Anschlag, einen Einfall in die Länder von Johor zu thun; er pflog desfalls Unterhandlung mit den Gesandten der asiatischen Höfe; er erkundigte sich auch nach den europäischen Angelegenheiten und unterhielt sich oft mit den holländischen Abgeordneten, die nach Achem kamen. Während der Zeit, da er sie mit seinen

Schmeicheleyen aufhielt, ließ er zwey von ihren Schiffen auf der Reede verbrennen und nebst dem Admiral Houtmann, viele andere Officier niedermachen. Er war selbst der Anführer von dieser Execution und stand am Ufer, als sich seine Leute, unter dem Vorwande die Capitains von der Flotte zu besuchen, mit einem zahlreichen und bewafneten Gefolge an Bord der Schiffe begaben.

Dies war der Charakter dieses Monarchen. Er hatte zwey Söhne zu Nachfolgern, wovon er den einen zum Könige von Achem, den andern aber zum Könige von Pedir machte. Als der erste sehr plötzlich und nach einer kurzen Regierung verstarb, bemächtigte sich ein anderer Sohn, den er mit einer Beyschläferinn erzeuget hatte, des Throns von Achem und ließ den König, dessen Staaten er an sich riß, umbringen. Er regierte unter dem Namen Peduka Sirie. Wir haben einen von seinen Briefen, den er an Jacob I. König von Grosbrittannien, schrieb, und der ins Jahr 1612. läuft, in welchem er sich rühmt, daß er verschiedene Könige unter seine Vasallen zähle; daß er den König von Aru, einem benachbarten Lande von Pedir, bezwungen habe; daß er sich der Königreiche Priaman, Ticcou und Barros bemächtiget habe; daß er mehr Eroberungen gemacht habe; als je einer von seinen Vorfahren. Seine Grausamkeiten machten ihn nicht weniger fürchterlich, als seine Tapferkeit.

Er

Er ließ viele Orancaies und Prinzen von Geblüte ums Leben bringen. Er jagte seinen eigenen Sohn vom Hofe, verurtheilte seine Mutter zur Tortur, und man glaubt, daß er sie endlich alle beyde habe ermorden lassen. Als einsmals einer von seinen Hähnen im Streite bezwungen wurde, ließ er demjenigen Orancaie, der ihn hatte füttern müssen, die Hand abhauen. Beaulieu traf ihn einmal an, als er fünf oder sechs Weibern, die ihn des Nachts durch ein Geschrey aufgeweckt hatten, die Tortur geben ließ. Da er die Schuldige nicht entdecken konnte, ließ er allen die Hände und Füsse abhauen, und ihre Körper ins Wasser schmeissen.

Er hatte eine besondere Gabe, die Elephanten zu zähmen. In einem Feldzuge, den er nach Deli, auf der östlichen Küste von Achem, that, befahl er, daß man hundert von diesen Thieren, auf die Schiffe, die im Flusse lagen, bringen sollte, und als er vernahm, daß ihre Führer sie nicht auf die Galeeren bringen konnten, ließ er sie am Leben strafen. Er selbst begab sich ans Ufer, fieng an, die Elephanten zu schimpfen, und warf ihnen ihre Widerspenstigkeit, Niederträchtigkeit und Undank, mit einem erschrecklichen Tone, vor. Alsdann ließ er den aufrührerischsten unter ihnen nehmen, ihm im Angesicht der übrigen den Bauch aufschneiden und drohete zugleich die andern, daß ihnen eben dergleichen widerfahren sollte, wofern sie sich nicht alsbald zu Schiffe begäben; welches sie aber, wie Beau-

sieu sagt, sogleich thaten, und während der ganzen Reise war nicht einer, der sich widerspenstig erzeigt hätte. Dieses sind also die wenigen Nachrichten, die die historischen Untersuchungen aller unserer Reisenden in sich enthalten. Doch wenn die Geschichte von Achem keine andern Umstände, als die, die wir gelesen haben, darbieten, so darf man sich über die Sparsamkeit ihrer Entdeckungen nicht beklagen.

Die Lehre des Mahomets, mit jüdischen Aberglauben untermengt, ist die Religion der Achemeser. Ich will eine Ceremonie erzählen, die werth ist, bemerkt zu werden. Der König begiebt sich des Jahrs einmal in die Hauptmoschee, um den Meßias, auf den diese Insulaner, eben wie die Juden, warten, daselbst zu suchen. Es begleitet ihn ein zahlreiches Gefolge, nebst vierzig Elephanten, die mit goldenen und seidenen Decken geputzt sind. Unter ihnen ist einer, der prächtiger, als die andern gezieret ist, und einen Stuhl von gediegenem Golde auf seinen Rücken trägt, der für den Meßias bestimmt ist. Man geht mit ernsthaften und langsamen Schritten nach der Moschee; man sucht daselbst sehr ämsig den himmlischen Gesandten, und wenn man alle Winkel des Tempels genau und mit vielen Ceremonien durchsucht hat, gehet man wieder nach dem Pallaste zurück. Der Elephant, der den Meßias tragen sollte, bringt den König wieder weg.

Die Achemeser sind ein fleißiges und arbeitsames Volk, und dem Handel ganz und gar ergeben.

ben. Sie sind in verschiedenen mechanischen Künsten sehr geschickt. Auf der westlichen Küste von Achem ist kein Edelmann, auch kein kleiner Fürst, der nicht eine gewisse Handthierung triebe. Sie verfertigen, mit vieler Geschicklichkeit, allerley Arten von eisernen Werkzeugen. Ihre Goldschmiede sind in ganz Indien berühmt. Es ist eine Profession, die die Edelleute hier nur treiben können.

Sie verstehen sich vortreflich auf den Galeerenbau. Sie haben geschickte Weber, Schmelzer, Töpfer, Distilirer und Künstler von allen Arten. Das Schreiben, Rechnen, die Poesie und Musick sind ihre vornehmsten Wissenschaften. Was aber ihre sittliche Beschaffenheit anbetrift, so könnte sie gewis nicht schlimmer seyn. Es sind Leute von einer neidischen Gemüthsart, von einem tummen Hochmuthe, ohne Treue und Scham, der abscheulichsten Niederträchtigkeit und Meineyds fähig, dem Raube und der Giftmischerey ergeben, in den häßlichsten Lastern erstickt, und bey alle dem so hochmüthig, daß sie sich besser, als alle andere Menschen dünken und die übrigen fremden Völker für Barbaren halten. Dieses ist die Schilderung, die uns Beaulieu von ihnen macht.

Viertes Hauptstück.

Die Einwohner von Java.

Erster Abschnitt.

Lage von Java. Allgemeiner Begriff von den Königreichen, Städten und Inseln, die dazu gehören.

Die Insel Java liegt Sumatra gegen Südosten, und wird durch einen breiten Meerbusen, der unsern Schiffern unter dem Namen der Meerenge des Senkbleys bekannt ist, davon unterschieden. Einige Erdbeschreiber setzen sie zwischen den 122 und 131 Grad, 30 Minuten in der Länge, und zwischen den sechsten und neunten Grad südlicher Breite. Ihre Länge ist, nach dieser Lage, ohngefehr zweyhundert Meilen von Osten nach Westen. Ihre ordentliche Breite ist 20, 30 bis 40. Meilen. Es ist ein sehr bevölkertes Land, in welchem Salmon *, vierzig Städte vom ersten Range, mehr, als vier tausend Dörfer und zwey und dreyßig Millionen Einwohner zählet. Die Länder, die in der Mitten und gegen Mittag liegen, sind nicht so

* Salmon, Beschaffenheit der Inseln von der Sonde; Scot, in der Geschichte der Reisen im 1 Theil. Sammlung der holländischen Reisen.

so bewohnt, als die übrigen, weil man da mehr Berge und sandigte Wüsteneyen antrift, die allen Arten von wilden Thieren zum Aufenthalt dienen. Man siehet sie manchmal ins ebene Land herabkommen, und sich den Städten und Dörfern nähern, wo sie alle Menschen und Vieh, die ihnen begegnen, zerreissen. Die meisten Gegenden an den Ufern herum, sind niedrig, und bestehen gemeiniglich nur aus unwegsamen Morästen, die mit Rohr bewachsen und Crocodillen angefüllet sind. Dennoch aber sind die meisten Gegenden, als um Bantam und Batavia herum, durch den Fleiß der Einwohner, ausgetrocknet und in Wiesen, Baumgärten und fruchtbare Ländereyen, verwandelt.

Die Luft zu Java ist überhaupt, zur Zeit der Ueberschwemmung, den Fremden sehr schädlich, besonders aber, wenn sich das Seewasser mit den ausgetretenen Flüssen vermischt. Dieses Salzwasser verdirbt in sehr kurzer Zeit, und es entstehen daraus ansteckende Ausdünstungen, die die Luft vergiften. Ausser den Krankheiten, welche die Heftigkeit des Climas hervorbringt, sind diese Insulaner noch mit dem Durchlauf, dem Podagra, Brustkrankheiten und einer besondern Art von Schlagflüssen, die sie Beriberi nennen, und diejenigen überfallen, die in Sommernächten in freyer Luft schlafen, behaftet. Der Ausfatz ist, in den Gegenden von Batavia noch ein anderes gemeines Uebel. Es ist eine Art vom Krebs, der den Leib mit Beulen und kleinen Ge-

schwüren bedecket, und ihn nach und nach verzehrt.

Die Einwohner von Java sind ein Gemische von heidnischen Indianern, Mohren, Chinesern und Europäern. Die heidnischen Indianer sind die ursprünglichen Bewohner. Sie halten sich in dem Mittelpunkte der Insel, auch an den Küsten, besonders gegen Süden, auf. Man erkennet ihre Herkunft an der Gleichförmigkeit der Sitten mit den Insulanern des festen Landes ihren, an der Achtung gegen die Thiere und an der Neigung zu der alten Lehre von der Seelenwanderung.

Die Mohren scheinen Arabisch-Malaische Colonisten zu seyn. Ihre Sprache ist eben dieselbe, die man zu Malaca spricht; sie verstehen aber auch das Arabische und hohlen ihre Imans von Mecca und Medina. Die Holländer erfuhren, bey ihrer ersten Reise nach Java, im Jahr 1596, daß die mahometische Lehre nur seit 50 oder 60 Jahren, die herrschende Religion geworden sey. Wenn man nun voraussetzt, daß ihre Nachrichten gegründet sind, so folgt, daß der Ursprung dieser malaischen Colonie sehr neue, oder zum wenigsten ihre Macht im Lande nicht gar zu alt sey. Die Mohren bewohnen heut zu Tage den schönsten und ansehnlichsten Theil von der Insel.

Es scheinet, daß sich die Chineser eher, als die Malais daselbst niedergelassen haben, und es fehlt wenig, daß sie der Reisebeschreiber nicht

für

für das erste und ursprüngliche Volk hält. Er versichert, daß die Javaner selbst glauben, aus China herzustammen; daß eine fortgepflanzte Sage ihnen noch immer beybringe, ihre Vorfahren wären der Tyranney der chinesischen Kayser überdrüßig worden, daß sie nach Java, welches vormals eine wüste Insel gewesen, hätten flüchten müssen. Er fügt noch hinzu, daß, wenn man ihre Gesichtsbildung betrachtete, die Meinung, die sie von ihrer Abstammung hätten, nicht gänzlich unwahrscheinlich vorkäme, weil die meisten von diesen Insulanern, eben wie die Chineser, eine breite Stirn, grosse Backen und kleine Augen hätten, daß diese Sage noch überdies durch das Zeugnis des Marc-Paul, der eben zu der Zeit am chinesischen Hofe war, als die ersten tartarischen Könige den Thron noch besassen, bestätiget würde, weil er erfahren hätte, daß die Insel Java diesem Kayserthume sonst zinsbar gewesen wäre; daß man endlich noch täglich eine grosse Menge chinesische Flüchtlinge zu Bantam ankommen sähe, die sich da niederliessen, um sich den tyrannischen Gesetzen ihres Landes zu entziehen. Aus dieser Erzählung müssen wir also schliessen, daß die Chineser die Insel Java seit verschiedenen Jahrhunderten besuchen, und daß sie, durch diese öftern Wanderungen, vieles zur Bevölkerung beygetragen haben. Wir wollen aber deswegen noch nicht glauben, daß sie die ersten Einwohner gewesen sind, und daß ein Land, das so nahe an Indien liegt, auch überdies

dies sehr fruchtbar ist, bey seinem Ursprunge andere Bewohner, als Indianer, gehabt habe.

Als die Europäer das erstemal nach Java kamen, fanden sie das Land unter viele Herren vertheilt. Ein jeder District hatte einen König, und machte einen kleinen Staat aus. Unter diesen verschiedenen Prinzen waren zwey etwas mächtiger, als die andern, nämlich der König von Bantam und der König von Matarám. Dieser letzte nahm den kayserlichen Titel an, und die andern Könige auf der Insel hatten schon lange seine Vorzüge erkannt. Seine Macht war aber seit einem Jahrhunderte sehr gefallen, und bestand nur noch aus einem eitlen Titel und einigen Ehrenbezeugungen. Heutiges Tages zählet man auf der Insel nur fünf Hauptstaaten: Bantam, welches den ganzen westlichen Theil von Java ausmacht; Matarám, das im Mittelpunkte liegt; Tsieribon, im mitternächtlichen Theile; Balamboang, nach Südosten zu, und endlich der berühmte Handelsplatz Batavia, welches Bantam gegen Osten liegt.

1. Das Königreich Bantam.

Dieses war ehemals ein sehr mächtiger Staat, dessen Ansehen auf der ganzen Insel verehret wurde, und von dem sogar Sumatra und Borneo abhing. Er besitzt noch einige Güter auf der ersten von diesen Inseln. Die Nachbarschaft der Holländer hat gleichfalls seinen Handel und

seine

seine Macht geschwächet. Einige Schriftsteller schränken alle ihre gegenwärtigen Besitzungen auf drey Städte ein, die an der mitternächtlichen Küste liegen; auf etliche zwanzig Dörfer, die auch an den Küsten erbauet sind, und endlich auf etliche Domainen, die in der Mitte des Landes sind. Die drey Städte, die ihm zugehören, heissen Anir, Tirtiasse und Bantam. Bantam ist die Hauptstadt. Sie liegt in einer Ebene, an einem grossen Berge, aus dem drey Flüsse, oder vielmehr nur ein einziger entspringt, der sich in drey grosse Canäle vertheilt, wovon der eine durch die Stadt fließt, und die andern beyden um dieselbe herumlaufen. Sie sind nicht tief und tragen keine Schiffe, die über drey Fuß hoch im Wasser gehen. Ihr alter Bezirk war, wie man sagt, vier Meilen lang, und die Anzahl der Einwohner ihrer Grösse angemessen gewesen. Von der Landseite konnte sie sich nicht vertheidigen; sie hatte aber an der Seeseite eine sehr starke Mauer von Ziegelsteinen, vier Fuß dicke, ohne Wall und Brustwehr, doch mit verschiedenen Ecken, und mit sehr gutem Geschütze versehn. Der Pallast, in welchem der König residirt, konnte eine sehr gute Festung abgeben und man sahe in den andern Quartieren der Stadt viel schöne Gebäude.

Sonst waren die Häuser ohne Ordnung gebauet, und man unterschied nur drey grosse Gassen, in die man aus dem Pallaste sehen konnte. Sie hatte drey Hauptmärkte, die der Sammel-

platz von einer unzähligen Menge Kaufleuten, Malais, Peguanern, Bengalern, Guzaraten, Malabaren, Chinesern, Arabern, Persianern, Armenianern und Abyßiniern waren. Kurz, es war einer der reichsten Handelsplätze, so jemals in Indien gewesen. Seit dem aber Batavia errichtet worden, hat diese Stadt alle ihre Reichthümer und den größten Theil ihres vorigen Glanzes verlohren. Die ansehnlichsten Einwohner haben sie verlassen; sie hat ihre Manufacturen nach und nach fallen sehen; ihr König selbst ist ein Vasal und der holländischen Compagnie, die eine Garnison in Bantam liegen hat, unterwürfig worden. Die Zunahme eben dieser Macht vertrieb die Engländer und die Dänen, die ihre Comptoirs in dieser Hauptstadt hatten. Der größte Theil von den alten Mauern ist ganz und gar zerstört und es sind kaum noch einige Merkmale ihres vorigen Bezirks vorhanden. Die Gassen sind enge und ungleich. Der Boden ist von groben Sande und ungepflastert. Die Häuser stehen frey, mit grossen Bäumen umgeben, die der Stadt ein ländliches und angenehmes Ansehen geben. Nichts ist aber armseeliger, als diese Bauart, die aus einigen hölzernen Pfosten bestehet, auf die man ein aus Rohr geflochtenes Gitter, in Gestalt eines Käfichs, setzt. Das Dach besteht aus Palmenblättern, die Verschläge sind durchsichtig, und des Nachts macht man sie mit grossen leinenen Vorhängen zu. Diese zerbrechlichen Gebäude haben gemeiniglich noch einen kleinen verborge-

nen Ort, ohne Fenster, von Mauer- oder Ziegelsteinen erbauet, worinne diese Insulaner ihre kostbarsten Sachen verschliessen, um sie vor dem Feuer zu bewahren.

Es laufen sehr viel kleine Canäle durch die Stadt, über die man in alle Theile derselben gehen kann, sie geben aber einen sehr garstigen Geruch von sich, weil sie nicht tief sind und nicht stark genug fliessen, den Unflath, den man hineinschmeißt, mit sich fortzuführen. Diese Unbequemlichkeit wird noch durch die Gewohnheit, sich in diesen Canälen zu baden, vermehrt, weil man auf diese Art immer den schlammichten Grund wieder aufrührt. Man theilt Bantam in verschiedene Quartiere, wovon ein jedes seinen besondern Anführer oder Aufseher hat. Sie werden auch durch Thore, die man des Abends zuschließt, von einander unterschieden. Eine jede Gasse hat ihre Aufseher und Wächter. In allen Quartieren ist eine Trommel in Gestalt zweyer auf einander gelehnter Weinfässer. Man schlägt sie dreymal des Tags, mit einen grossen Kleppel, die Stunden zum Gebet dadurch anzuzeigen. Man bedient sich ihrer auch bey einem Aufruhr Lärm damit zu machen. Es ist verboten, des Nachts auf den Canälen herumzuschiffen und, ohne Erlaubniß des Raths, durch die Strassen zu gehen.

Die grosse Moschee liegt in dem östlichen Theile der Stadt, mitten auf einem schönen Platze, wo der vornehmste Markt gehalten wird.

Das

Das Aeusserliche vom Serail ist sehr schlecht. Man gehet durch einen grossen Hof, wozu der Eingang offen ist. Vornehme Herrn dürfen ihre Garden und Bedienten hier lassen. In einem Winkel im Hofe ist eine kleine Moschee für die Bedienten des Prinzen. Der Divan ist ein mit Palmen bedeckter Saal. Die Thür zum Pallaste ist ganz hinten, in eben dem Hofe. Dieser Eingang ist sehr klein und führet zu einem Gange, der auch sehr enge ist. An diesem Orte ist des Nachts eine Sklavenwache. Was hierauf folgt das bekommt kein Fremder zu sehen. Die Chineser haben, an der äussersten westlichen Seite von Bantam, ein Quartier, das ihr eigen ist und die Chinesische Stadt heißt. Es ist mit Pallisaden, Morästen und einem Fluß, der sie von der grossen Stadt absondert und sie fast unzugänglich macht, befestiget. Der Fluß ist groß genug, wenn er angelaufen ist, Galeeren, und beladene Barken zu tragen. Die Chinesische Stadt ist fast gänzlich von Ziegelsteinen erbauet. Die Häuser sind viereckicht, mit einem platten Dache auf dem Gipfel.

2. Das Königreich Mataram.

Das Königreich Mataram, das mitten auf der Insel liegt, breitet sich merklich von Osten gegen Westen aus. Einige Scribenten geben ihm gegen Mittag und Norden keine andern Grenzen, als das Meer. Cuyon nimmt von seinen Besitzungen nur einige Districkte aus, die an der mittägigen

Küste liegen und von unabhänglichen Rajas besessen werden. Die Holländer haben auch verschiedene Forts auf der nördlichen Küste eben dieses Staats.

Alle Reisende gestehen ein, daß dieses Königreich ausnehmend sehr bevölkert sey. Seine Hauptstadt, die auch **Mataram** heißt, war ehemals eine der größten Städte Indiens. Die Kayser residirten allda. Sie war von Mittag gegen Mitternacht, und von Morgen gegen Abend durch zwey Strassen getheilt, wovon eine jede fünf Viertel Meilen lang war. Man zählte darinne beynahe sechzig tausend Familien. Seit dem aber die Könige ihre Hofstatt nach **Ningrat**, in den Theil gegen Norden, verlegt haben, hat Mataram ein ansehnliches von seinem alten Glanze verlohren. Ningrat kann dreyßig tausend Einwohner haben. Man rühmt seine Moscheen, den kayserlichen Pallast, der Dolam heißt, und die Hotels einiger vornehmen Herrn. Die Holländer haben das ganze Land unter ihrer Botmäßigkeit.

3. und 4. Königreiche Tsieribon und Balamboang.

Das Königreich Tsieribon liegt im nördlichen Theile von Java, der holländischen Colonie gegen Osten und Mataram gegen Westen. Da es sich von den Possessionen, die den Holländern oder ihren Alliirten zugehören, eingeschlossen siehet, war es genöthiget, sich unter den Schutz der

Compagnie, die eine Garnison in der Hauptstadt unterhält, zu begeben. Das Land wird von drey Prinzen, die vor Alters den Rang eines Sultans angenommen, regieret. Seine Hauptstadt heißt Tsieribon, und ist am Ufer des Meeres erbauet, gleich beym Auslauf eines kleinen Flusses. Man zählt darinne sieben tausend Familien und giebt ihr eine Meile in der Länge. Ihre vornehmsten Gebäude sind die Palläste, in welchen die drey Sultane residiren, die öffentlichen Moscheen und das Hotel des holländischen Gouverneurs.

Das Königreich Balamboang liegt in dem äussersten östlichen Theile der Insel. Es ist ein kleiner Staat, der seine Freyheit, nicht allein gegen den Stolz der Könige von Mataram, sondern auch gegen die Unternehmungen der holländischen Compagnie, zu behaupten gewußt hat. Seine Hauptstadt, die man nicht anders als Balamboang nennet, liegt über der Meerenge von Bali, gleich vor der Insel dieses Namens, an einem kleinen Meerbusen, der ihr zum Hafen dient. Sie ist mit einer schönen Ebene die wohl bebauet ist, und die verschiedene Bäche durchfliessen, umgeben. Die Schiffe, die von Borneo kommen und durch die Meerenge segeln, sind gewohnt, an diesem Orte einzulaufen, frisches Wasser und andere Erfrischungen daselbst zu hohlen. Der König des Landes residirt in einer Festung, die fünf Meilen vom Meere liegt. Seine Titel sind:

Raja-

Rajamas, Boegos, Potti. Salmon, der sie erzählt, erklärt sie nicht.

Die neuesten Nachrichten von diesem Königreiche haben wir der Untersuchung des Herrn Beeckmanns, Capitains eines englischen Schiffes, das 1714. auf der Reede zu Balamboang Anker warf, zu danken. Seine Ankunft erschreckte anfangs die Einwohner dieser Stadt, weil sie seine Leute für Holländer hielten. Als aber der Commendant vom Hafen die englische Flagge erkannt, wurde Beeckmann mit allerley Arten von Achtung in der Stadt empfangen und der König selbst erwies ihm die Ehre, ihn auf seinem Schiffe zu besuchen. Die Kleidung dieses Prinzen bestand aus einer schwarzen mit Gold besetzten Sammetweste. Auf dem Kopfe hatte er eine gewisse rothe Mütze und viele Ringe, mit und ohne Edelsteine, an Fingern. Man nahm wahr, daß die Leute von seinem Gefolge dem Rauben sehr ergeben zu seyn schienen, und man mußte, so lange sie im Schiffe waren, sehr genau auf sie Acht haben.

Der englische Capitain und die andern Officier vom Schiffe hatten die Ehre, im Pallaste zu speisen. Es ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, viereckigt und mit Pallisaden umgeben. Man gab diesen Fremden Wildpret, Vögel und ander Fleisch zu essen. Gegen das Ende der Mahlzeit traten dreyßig Damen, die den Rang einer Sultanin hatten, in den Saal, und waren mit eben so viel Sklaven begleitet, wovon ein jeder einen

Korb mit Früchten in Händen trug. Der König fügte zu diesen Geschenken noch viele andere Lebensmittel, und ließ sie nach der Chaluppe bringen.

Während der Zeit, da sich die Engländer auf der Insel aufhielten, erfuhren sie, daß das Land Gold, Pfeffer, Cattun, Reis, indianisches Getrayde, viele Garten- und Hülsenfrüchte hervorbringe. Man ziehet Pferde daselbst, die voller Muth und Feuer sind, Ziegen, Auerochsen und andere Ochsen, die so groß, wie die holländischen und englischen sind. Die Gewalt des Königs ist despotisch. Die heidnische Lehre ist die Religion der Grossen und des gemeinen Volks. Es giebt auch einige Mohren und Chineser im Lande.

5. Die Seestädte in Bantam, Mataram, Tsieribon und Balamboang. Die Inseln Bali und Madur.

Die vornehmsten Städte dieser vier Königreiche liegen längst der nördlichen Küste, von Morgen gegen Abend. Die an der mittägigen Küste sollen nicht sehr ansehnlich seyn, weil die Reisenden ihrer nicht gedenken.

Balamboang liegt am meisten gegen Morgen. Ich habe schon von ihrer vortheilhaften Lage und der Fruchtbarkeit des Erdbodens gesprochen. Dieser Stadt gegen Norden, zehen Meilen davon, trift man Panarucan an, wo die Portugiesen

giesen vor diesem ein ansehnliches Comtoir hatten. Sie hatte sonsten einen besondern König, und man trieb daselbst einen grossen Handel mit Sklaven, langen Pfeffer und Stoffen. Gegen die mittägige Seite von dieser Stadt ist ein feuerspeiender Berg; der sich 1586. das erstemal öffnete, und dessen Wuth so gewaltsam war, daß er die Stadt und die Gegenden da herum, mit Asche, Steinen und einem sehr dicken Dampfe, der den Himmel drey Tage lang verfinsterte, bedeckte. Zwey tausend Insulaner kamen in dieser abscheulichen Glut um.

Sechs Meilen jenseit gegen Morgen, trift man Passarvan an, dessen Gebiete gegen das Ende des sechzehenden Jahrhunderts einen kleinen Staat ausmachte, der durch einen mahometanischen Nabab regiert wurde. Dieser Prinz heirathete, nach Aussage der Reisenden, gegen das Jahr 1696, die Tochter des Königs von Balamboang. Nachdem er alles bey ihr genossen, was ihm der Titel eines Gemahls verstattete, schlug er ihr vor, den Götzendienst abzuschwören, welches sie aber verwarf. Er wurde aber dergestalt durch ihre Widerspenstigkeit aufgebracht, daß er sie und alle ihre Leute, die ste zu ihm begleitet hatten, umbringen ließ. Die Stadt Passarvan hat einen sehr schönen Fluß, der Gomdebong heißt, und sich nahe an ihren Mauern ins Meer ergießt. Die Einwohner treiben einen ziemlich starken Handel mit Leinwand und einer kleinen Frucht, Garnitre genannt, aus deren Körner,

die wie unsere Erdbeeren aussehen, aber sehr hart sind, man Hals- und Armbänder verfertiget.

An der westlichen Seite dieser Stadt findet man nach und nach auf eben der Küste Joartam, Gerrici, Surbaja, Tuban, Madalicaon, Caiaon, Japara, Torabaja u. s. w. und wenn man etwas weiter ins Land hinein kommt, Mataram und Samarang.

Alle diese Städte haben, seit einiger Zeit, verschiedene besondere Staaten ausgemacht, scheinen aber jetzo dem Reiche Mataram, eben wie Pati, Dauma und Taggal, die mitten auf der Küste liegen, unterworfen zu seyn. Jenseit weiter hinauf zeiget sich Charabaon oder Tsieribon, Dermaio, Moncaon und andere Städte, die zum Königreiche Tsieribon gehören. Man kommt hernach auf das Gebiete von Jacatra, welches ehedem ein mächtiger Staat war, dessen sich die Holländer bemächtiget haben; noch weiter hin findet man das Gebiete von Bantam, das ganz an der westlichen Küste liegt. Ich habe dieses letzte Königreich schon bekannt gemacht, ich werde aber gleich noch einen genauern Begrif von den holländischen Besitzungen geben. Gegen Westen und Nordwesten von Balamboang, ein Staat, der Java ganz gegen Morgen liegt, sind zwey Inseln, die bekannt zu werden verdienen. Die erste, Bali genannt, oder klein Java, wird von Balamboang nur durch eine Meerenge einer Meile breit, unterschieden. Ihre Gestalt ist dreyeckigt und im Umkreise hat sie ohngefehr

funfzehn Meilen. Ihre nördliche Küste ist bergicht und zeigt ein sehr erhabenes Vorgebürge, das weit ins Meer hineingehet. Die Hauptstadt heißt auch Bali. Der König residirt gemeiniglich allda, in einem weitläuftigen und prächtigen Pallaste. In den übrigen Theilen der Insel hat er noch verschiedene andere. Es ist ein mächtiger Prinz und bey seinen Nachbarn in grossem Ansehen. Die merkwürdigsten Städte, nach Bali, sind Corterius, Capua und Conlaen.

Diese Insel ist eine Reede für Fremde, und ein treflicher Erfrischungsort für die Schiffe. Sie wird von den Chinesern sehr besucht, die allda ihre Säbel und Porcellain gegen Cattun vertauschen. Das Land hat einen grossen Ueberfluß an Baumwolle, Reis, Cocosnüssen, Orangen, Federvieh und an allerhand Arten von Rindvieh. Man versichert, daß es verschiedene Metalle hervorbringe, besonders Gold und Kupfer. Man findet daselbst kein anderes Gewürze, als Ingwer. Die Einwohner beschäftigen sich am meisten mit dem Feldbau und in den Cattunfabricken. Sie bringen ihn auf die Küsten von Java in ihren kleinen Schiffen. Hierinne bestehet ihr ganzer Handel.

Der Götzendienst ist die Religion dieser Insulaner. Man versichert, daß sie den ganzen Tag durch, denjenigen Gegenstand anbeten, der ihnen des Morgens am ersten vorgekommen ist. Sie reissen sich den Bart mit Zangen aus, ihren Wei-

bern zu Gefallen, die keine bärtigen Männer leiden können.

Madure ist die andere Insel, die ich bekannt zu machen versprochen habe. Sie erstreckt sich in der Länge bis gegen Nordosten von Groß-Java, wovon sie durch einen Canal, der eben so enge ist, wie der zu Bali, unterschieden wird. Ihre Grösse ist mittelmäßig, man rühmt aber die Fruchtbarkeit ihres Erdreichs. Sie ist mit flachen Tiefen umgeben, welches die grossen Schiffe verhindert, sich ihr zu nähern. Ihr Boden ist so niedrig, und den Ueberschwemmungen so ausgesetzt, daß die Menschen und Ochsen, die das Feld bestellen, öfters bis an die Knie im Wasser waden. Ihre Hauptstadt heißt Arosbaja, und liegt in einem Meerbusen. Das Land ist, wie Salmon meldet, in drey Provinzen eingetheilt, wovon die eine, Sampan genannt, dem alten Beherrscher der Insel zugehört, die zwey andern aber, mit Namens Sammanap und Pamakassan, haben sich seiner Herrschaft entzogen und sind den Holländern unterwürfig. Die meisten von diesen Insulanern leben von der Seeräuberey, die sie stark treiben.

6. Eigenthümer der Holländer. Beschreibung von Batavia.

Wir haben die eigentlichen Souverains von Java genannt. Sie besitzen keinen grossen Strich Landes; aber sie sind Herren der ganzen Handlung und der völligen Macht des Landes. Ihre

Güter

Güter liegen in dem nördlichen Theile, zwischen dem Königreiche Bantam und Tsieribon. Sie besitzen noch überdies, im Bezirk der Insel, viele Forts, die ihnen die Macht zur See in diesen Gegenden versichern. Mit einem Worte, die Garnisonen, die sie in den Staaten Bantam, Mataram und Tsieribon, deren Souveraine als Vasallen der Compagnie angesehen werden können, unterhalten, machen, daß sie das ganze Land im Zaume halten.

Batavia ist die Hauptstadt ihrer Besitzungen. Man darf sie nur beschreiben, wenn man einen grossen Begrif von ihrer Macht beybringen will. Diese Stadt ist auf den Ruinen des ehemaligen Jacatra erbauet worden, und die Indianer nennen sie noch heutiges Tages so. Die Chineser nennen sie Kalakka, wegen der Menge Cocosbäume, die in diesem Gebiete wachsen. Ihre Lage ist zehn Grad sechs Minuten mittägiger Breite, dem Königreiche Bantam gegen Morgen, vierzehn bis funfzehn Meilen von der Stadt eben dieses Namens, in einer gleichen und niedrigen Ebene, die gegen Norden ans Meer grenzet, gegen Süden aber an eine Reihe sehr hoher Gebürge, die sich beynahe dreyßig Meilen weit erstrecken. Sie ist am Ufer eines Meerbusens erbauet, der einen weitläufigen und bequemen Hafen formirt und von verschiedenen Inseln, die die Gewalt des Windes und der Wellen brechen, beschützt. Es läuft ein Fluß von Mittag gegen Norden durch

sie weg; und von Osten gegen Westen ist sie von verschiedenen Canälen durchschnitten. Salmon giebt ihr drey grosse Meilen im Umfange, die Vorstädte dazu gerechnet; und hundert tausend Einwohner, sowohl Indianer, als Europäer. Man gehet durch vier Thore in die Stadt, von welchen die zwey vornehmsten das neue Thor und das Diesterthor heissen.

Batavia ist mit einem guten steinern Wall von 22 Bastionen, umgeben, die mit einer sehr guten Artillerie versehen sind und so gerichtet ist, daß sie die vornehmsten Strassen bestreichen und den Markt beschiessen kann, wenn ein Tumult entstehen sollte. Jenseit des Walles ist ein breiter und tiefer Graben, der beständig voll Wasser ist, und beym Anlauf des Meeres sich leicht ergiessen, und das Land überschwemmen kann. Die Stadt ist von weissen Steinen und eben so regelmässig, wie die holländischen Städte, erbauet. Die meisten Strassen sind nach der Linie gebauet und dreyßig Fuß breit. Auf beyden Seiten, längst den Häusern, ist ein mit Ziegelsteinen gepflasterter Weg für die Fußgänger und an vielen Oertern eine doppelte Reihe Bäume. Viele Häuser haben einen weitläuftigen Hof und Garten. Alle beyde Seiten des Flusses sind so lang die Stadt ist, mit einem steinern Damme versehen. An jedem Ende ist ein Schlagbaum, der wohl bewacht und alle Abende um neun Uhr verschlossen wird. Man zählt in Batavia sechs und funfzig Brücken, auf welchen man

über

über den Fluß und über die Canäle gehen kann. Bruin hält sie, wegen der Annehmlichkeit ihrer Lage, und der Regelmäßigkeit ihrer Gebäude, für eine der schönsten Städte in der Welt.

Ihre vornehmsten Gebäude sind: 1. Die Creutzkirche, die 1640, wie es die Ueberschrift zeiget, erbauet worden. Es ist ein grosses und helles Gebäude, von einer treflichen Architectur. Mitten auf dem Dache erhebt sich ein kleiner Thurm, dessen Form sehr artig ist. Die Canzel und die Stühle der vornehmsten Bedienten in der Stadt sind mit Eben- und andern kostbaren Holze ausgeleget.

2. Das Rathhaus, welches 1652, mitten in Batavia, auf einem schönen Platze erbauet worden. Es ist zwey Stockwerk hoch und die grosse Thür ist nach Corinthischer Bauart. Es hat viele Apartements, die von den Schöppen, Rathsherrn und andern Stadtbedienten bewohnt werden. Die Gefängnisse und die Wohnung des Scharfrichters ist auch alda.

3. Die Armenhäuser. Es sind ihrer drey in Batavia, das grosse Hospital, für die Botsleute und Soldaten der Compagnie, das Waysenhaus und der chinesische Spital. Das grosse Hospital ist ein weitläuftiges und auf dem Flusse gelegenes Gebäude. Es kann bis dreyhundert Kranke aufnehmen, die man in verschiedene Säle legt, und man findet noch ausserdem bequeme Wohnungen für die Aerzte, Wund-

ärzte

ärzte und Verwalter, ohne die Wohnungen der Sclaven zu zählen, die man zu Wartung der Kranken braucht. Aussen ist ein sehr schöner Platz, mit Bäumen besetzt, und einem Damme umgeben, der noch einen andern Spaziergang am Ufer des Flusses ausmacht.

Dieses Hospital wird auf Kosten der Compagnie unterhalten. Das Wayſenhaus hatte 1686. noch keine gewissen Einkünfte und lebte nur von der beliebigen Freygebigkeit des Publici. Ich weiß nicht, ob man ihnen jetzo was ausgesetzet hat. Der chinesische Spital, der für die Kranken, Wayſen, Alten und überhaupt für die Armen von dieser Nation bestimmt ist, wurde 1646. erbauet. Es ist ein ansehnliches Gebäude, das mit einer guten Mauer umgeben und dessen Zimmer sehr bequem sind. Die Aufsicht darüber ist zwey Holländern und zwey Chinesern anvertraut. Die vornehmsten Einkünfte bestehen in den Taxen, die die Aufseher den Comödianten und chinesischen Feuerwerkern, imgleichen den Personen von ihrer Nation die sich verheirathen und Verstorbene begraben lassen, auferlegen.

4. Das Spinnhaus, welches ein Zuchthaus ist, in welches man liederliche Weibespersonen sperret. Dieses Gefängnis hat gar keine Aussicht, als gegen Morgen, wo man ein eisern Gitter siehet, das mit einer hölzernen Thür zugemacht wird. Bisweilen lassen die Aufseher diese Thür aufmachen, die Gefangenen dem

Volke

Volke zur Schau auszustellen und den andern Weibspersonen zum Beyspiel zu dienen. Diese Verbrecherinnen sind unter der Gewalt zweyer Schöppen und einer Aufseherin, die ihnen ihre tägliche Arbeit aufgiebt, und sie, wenn sie dieselbe nicht fertig machen, ganz erbärmlich peitschet.

5. Die Hallen und öffentlichen Magazine. Diese Oerter, an denen sich nicht viel Zierathen anbringen lassen, sind doch merkwürdig wegen ihrer Weitläuftigkeit, ihrer Eintheilung und ihres Ueberflusses an Eßwaaren, die man dahin bringt, hauptsächlich aber wegen der guten Ordnung, der Reinlichkeit und der genauen Polizey, die der Rath beobachtet. Es sind zwey Hallen für die Fleischbänke, die aus zwey langen Reihen von Pfeilern bestehen, mit einem Ziegeldache bedeckt. Sie liegen am Ufer des Flusses, damit es immer frisch in denselben sey. Man schlachtet allda das Vieh zweymal in der Woche. Der Pachter von der Compagnie ist der Oberste bey der Schätzung und ein jeder Fleischer zahlet dem Staate den zehnten vom Werthe.

Die Fischhallen haben eben dieselbe Gestalt. Sie werden von den Chinesern gehalten, die alle Monate dem Staate zwey Reichsthaler für jede Bank bezahlen. Der Reismarkt ist dem Fischmarkte gegen über. Das Maas, dessen man sich bedienet, wird Ganting genennet, und enthält ungefehr das Gewicht von vierzehn Pfunden,

den, dafür der ordentliche Preis sechs Sols ist. Es sind noch andere Märkte für das Flügelwerk, für die getrockneten Fische, für das Obst und Hülsenfrüchte, und für andere geringere Eßwaaren.

Eine der schönsten Hallen in Batavia ist die, welche die Chineser in der Nähe des Rathhauses erbauet haben. Sie ist in fünf Gassen abgetheilet, welche mit einer doppelten Reihe Gewölber von Kaufleuten, die mit Zeugen und gebrauchten Kleidern handeln, besetzt sind. Unter so vielen nützlichen Errichtungen, dürfen wir die grossen Marställe nicht vergessen, die die Compagnie für die Pferde hat erbauen lassen, die ausserordentlich grossen Werkstätte für die Künste und Handwerker, die Magazine für das Segel- und Seilwerk, die Reisniederlagen, und das schöne Collegium zur Unterweisung der Jugend.

Der Schriftsteller *, aus dem ich den grösten Theil dieser Umstände nehme, macht uns einen sehr grossen Begrif von dem Schlosse zu Batavia. Seine Lage ist gegen Norden, in einer sehr kleinen Entfernung von der Stadt, gerade an der Mündung des grossen Flusses, dessen Eingang es vertheidiget. Es ist ein Viereck, mehr lang, als breit, dessen grosse Seiten hundert Ruthen haben können. Es hat vier Bastionen, welche der Diamant, der Rubin, der Sapphir, und die Perle heissen. Sie sind

* Graaf.

sind, wie das Hauptgebäude des Schlosses, von Steinen erbauet. Die Gräben macht ein Canal, der fünf und zwanzig Ruthen breit und sehr tief ist. Das Geschütz, welches die Mauern vertheidiget, ist stark und zahlreich. Es sind zwey Hauptthore, davon eines nach dem Lande, und das andere nach nach dem Meere gehet. Man hat in den Courtinen zwey andere kleine Thore angebracht, um durch dieselbe Munition und Lebensmittel erhalten zu können. Auf der Seite des Landthores ist eine schöne steinerne Brücke, die sechs und zwanzig Ruthen lang, und mit Mauerziegeln gepflastert ist. Sie ist nur zehn Fuß breit. Sie ruhet auf dreyzehn Schwibbögen, davon der mittelste eine Zugbrücke hält, die Fahrzeuge durchzulassen, die nicht verbunden sind, die Segel zu streichen.

Das Innere des Schlosses besteht aus zween grossen Plätzen, die mit Gebäuden umgeben sind. Der Pallast des Gouverneurs ist in dem grössern Platze. Einer der ersten Gegenstände, die da in die Augen fallen, ist ein schöner Thurm, der in der Mitte steht, sich über alle die andern Gebäude erhebt, und dessen Spitze ein eisernes Schiff, das sich nach dem Winde drehet, zur Fahne hat. Diese prächtigen Gebäude sind zu einem verschiedenen Gebrauche bestimmt. Es sind da Säle, wo sich der grosse Rath, wo sich die Finanzencammer, und wo sich andere obriste Collegia versammeln; es ist ein besonderer

Ort

Ort zum Archive; schöne Zimmer für die Räthe von Indien; ein grosses Laboratorium für die Apothecke, wo man die Specereyen und Arzeneyen zubereitet, die nach allen Comtoirs von Batavia abgeschicket werden; endlich eine Menge Magazine von allen Arten von Munition. Die Capelle ist ein kleineres Achteck, sehr helle und mit sehr gutem Geschmacke gebauet. Ein Dach mit einer Terrasse ruhet auf schönen Säulen von polirtem Holze. Das Pflaster ist von weissen und blauen Steinen, in abwechselnden Feldern. Die Fenster sind vom Glasse von verschiedener Farbe, oder von zerschnittenem und nach Art des Landes künstlich in einander geflochtenem Rohre gemacht. Die Canzel und die Bänke sind von einem kostbaren Holze und schön gearbeitet.

Die Vorstädte, die ein wenig grösser, aber weniger bewohnt sind, als die Stadt, erstrecken sich auf der Seite von Südost, eine halbe Meile lang, und scheinen eine zweyte Stadt zu machen, die von der andern durch einen breiten Canal abgesondert ist. Die Häuser in den Vorstädten haben nicht das Ansehen und das Regelmäßige der Häuser in der Stadt: unterdessen findet man doch noch immer angenehme Gärten und artige Wohnungen daselbst. Einige sind an dem Canal, die andern nach dem Felde zu gebauet, daß also ihre Lage nicht annehmlicher seyn könnte. Man findet in diesem Quartiere eine Menge Papier- Schneide- und Breterpolirmühlen, imgleichen bequeme Plätze, den Zucker zu läutern, Leinwand;

wand, Wachs und Baumwolle zu bleichen. Die Gegend von Batavia und seinen Vorstädten hat auch verschiedene merkwürdige Gegenstände. Man sieht daselbst viel Lusthäuser und schöne Wohnungen, und eine ziemliche Anzahl Flecken, die mit Indianern, Chinesern und Mohren besetzt sind. Reis, Zuckerrohr, alle Arten von Obst und Hülsenfrüchten werden von ihnen fleißig gebauet. Canäle, die man mit grossen Kosten erbauet und durch die Kunst in unterschiedene Wohnungen geleitet hat, bringen in alle diese Orte Fruchtbarkeit und Ueberfluß. Ausser daß sie die Fortschaffung und den Umlauf der Victualien befördern, lassen sie auch eine grosse Menge Korn- Pappier- Zucker- Pulvermühlen ꝛc. gehen, von denen diese Colonie grossen Nutzen ziehet.

Um diese schönen Errichtungen vor aller Art von Ueberfall in Sicherheit zu setzen, hat die Compagnie, sonderlich in dem südlichen Theile, der am meisten ausgesetzet war, verschiedene Forts erbauen lassen. Die andern Seiten sind durch das Meer, durch den grossen, und durch andere kleinere Flüsse, die sich in diesen Quartieren hier und da finden, hinlänglich vertheidiget. Einige Wachhäuser, die von einem Orte zum andern besetzt sind, versichern vollends die Ruhe der Colonie.

Zweyter Abschnitt.

Sitten der Insulaner.

Ich werde mich in die Sitten der mohrischen Javaner einschränken, weil die indianischen hierinnen nichts merkwürdiges haben. Hierzu werde ich noch einige Umstände fügen, die die chinesischen Kaufleute, und die holländischen Colonisten betreffen.

Die mohrischen Javaner, die alten Bezwinger der Insel, machen den zahlreichsten Theil ihrer Einwohner aus. Sie besitzen daselbst drey Königreiche, Bantam, Tsieribon und Matarram. Die Sultans von jedem Staate haben ihren besondern Rath, der aus vielen Ministern besteht, und fassen nicht leicht eine wichtige Entschliessung, ohne ihn zu fragen. Zu Bantam wird bey Nachte und bey Mondenscheine über die Regierungsgeschäfte gerathschlaget. Der Rath versammlet sich unter einem grossen Baume. Er muß wenigstens fünf hundert Personen stark seyn, wenn eine neue Auflage gemacht werden soll. Wenn vom Kriege die Rede ist, so berufet man alle vornehme Officiers dazu, deren drey hundert sind. Nur der Staatsrath kann den Missethätern eine Todesstrafe zuerkennen. Die zum Tode verdammt sind, werden an einen Pfahl gebunden, und von dem Scharfrichter mit einem Dolch erstochen. Das ist die einzige Art der Todesstrafe, die zu Bantam im Gebrauch ist. In dem

dem Königreich Mataran schaft man die Uebelthäter auf verschiedene Art aus dem Wege: die gewöhnlichsten sind steinigen, den Kopf abschlagen, schinden, mit Dolchen tödten, den Elephanten und Tiegerthieren vorwerfen.

Die Prinzen und Herren der Insel pflegen ihre Domainen an Sclaven zu verpachten, die sie mit Reis und andern Victualien, oder mit Gelde bezahlen. Einige von diesen Sclaven haben nichts als den Unterhalt zum Lohne. Andere arbeiten sechs Tage für ihre Herren, und sechs andere Tage für sich selbst. Die Weiber sind eben den Gesetzen unterworfen; und bezahlen ihren Herren einen täglichen Tribut, dafür sie den übrigen Gewinn zu ihrem Unterhalte behalten können. Der ordentliche Preis eines Sclaven ist neun holländische Gulden, oder achtzehn Livers. Die Herren haben eine unumschränkte Gewalt über Personen von dieser Art und ihre Kinder. Sie können sie auf die Ruderbänke schmieden lassen, und zu andern Strafen verdammen: aber sie haben nicht das Recht, sie, ohne Einwilligung des Königs oder des Gouverneurs, am Leben zu strafen.

Die Anzahl der Weiber und Concubinen ist nur durch die Umstände oder die Lust eines jeden Privatmannes eingeschränket. Aber das Gesetz verbindet den Mann, einer jeden Frau zehn Sclaven zu ihrem Dienste zu geben. Die Vielweiberey kann also nur bey Leuten von reichlichen

Umständen gemein seyn. Die Concubinen dienen den Eheweibern zu Sclavinnen, und können, ohne dieser ihre Erlaubnis, nicht bey ihren Herren liegen: die Weiber können ihnen aber diese Erlaubnis nicht versagen, ohne sich der Verachtung und dem Verdrusse der Männer auszusetzen. Die Kinder, die von Concubinen gebohren werden, sind frey, ihre Mütter mögen von einem Stande gewesen seyn, von welchem sie wollen, und man sieht sie an, als ob sie den rechtmäßigen Eheweibern zugehörten; aber diese gottlosen Stiefmütter räumen sie oft mit Gift aus dem Wege. Die Weiber sind so gemein auf der ganzen Insel, sonderlich in Bantam, daß man zehn gegen eine Mannsperson antrift.

Die javanischen Soldaten sind tapfer, und können discipliniret werden. Ihre Waffen sind die Picke, der Dolch, den sie Crisse nennen, der Säbel und das Messer. Sie haben runde hölzerne oder lederne Schilde, und Panzer von verschiedenen eisernen Blechen, die mit Ringen zusammengefüget sind. Sie bewafnen sich auch manchmal mit gewissen holen Röhren, deren sie sich bedienen, kleine Pfeile von Fischbeinen zu schiessen, die sie in ein subtiles Gift tauchen, an der Spitze aber einige Kerben machen, damit sie in der Wunde bleibe. Zu Friedenszeit tragen sie nur den Dolch, den sie an ihren Gürtel hängen. Derselbe ist ungefehr zwey Fuß lang, von einer treflichen Zubereitung, und von einem so polirten Eisen, daß es emaillirt zu seyn scheinet.

Die

Die mehresten vergiften auch sein Eisen: daher er fast immer tödlich verwundet. Sie putzen und schärfen ihre Waffen mit grosser Sorgfalt; daher sind sie so scharf als unsere Scheermesser. Sie lassen sie niemals aus dem Gesichte, und sie würden nicht ruhig schlafen, wenn sie sie nicht bey sich hätten. Die Militz hat keinen gewissen Sold: aber der Staat ernähret sie im Kriege, und giebt ihnen Waffen und Kleider. Ihre Zuflucht zur Friedenszeit ist zu einigen Grossen des Reichs, die eine gewisse Anzahl von diesen herzhaften Männern in ihre Dienste nehmen. Es ist dieses die gröste Pracht, durch die sich ein javanischer Herr von andern unterscheiden kann. Was die Anzahl der Trouppen anlangt, die die Monarchen von Java auf die Beine bringen können, so muß man vieles von den übertriebenen Erzählungen einiger Reisenden abziehen. Der Kayser von Mataram, der mächtigste von diesen Prinzen, hatte 1706. viel Mühe, eine Armee von zwanzig tausend Mann aufzubringen.

Die Palläste der Sultane sind ansehnlicher durch ihre Grösse, als durch ihre Pracht. Ihre äusserliche Einfassung sind Pfähle von Bambou, und das übrige kommt mit dieser Einfalt überein. Man siehet da einen grossen Hof, in der Gestalt eines Amphitheaters, zum Tiegergefechte, mit einer besondern Tribune für den König und für seine Gemahlinnen. Man hält auch da Turniere zu Pferde. Diese Arten von Schauspielen sind den mohrischen Javanern die liebsten Zeitver-

treibe, und es ist keine Stadt, ja kein merkwürdiger Flecken, wo man nicht dergleichen Amphitheaters anträfe. Es ist das ein sehr alter Geschmack der Araber, den verschiedene Rotten von diesem Volke nicht nur in Asien, sondern auch in Europa ausgebreitet haben.

Man versichert, daß die Weiber hier die innere Wache der Palläste und den Dienst in den Zimmern hätten, zu welchen der Eingang den Mannspersonen schlechterdings untersaget ist. Die Weiber umgeben den Prinzen, wenn er Audienz giebt, sie begleiten ihn bis an die Thüren des Pallastes wenn er ausgeht, sie bedienen ihn bey der Tafel, sie kleiden ihn an, sie schlafen in seinem Zimmer, und bewachen ihn Tag und Nacht. Die auf der Wache stehen, haben an ihrem Gürtel einen Säbel und einen Dolch, und führen die Waffen mit gleicher Geschicklichkeit und Unerschrockenheit. Man setzt hinzu, der Kayser von Mataram hätte zehn tausend von diesen Weibern in seinem Dienste. Dieser Prinz verlanget von seinen Unterthanen eine blinde Unterwürfigkeit. Alle Grosse des Staats müssen ihm alle Morgen ihre Aufwartung machen, und verschiedene Stunden stillschweigend seine Befehle erwarten. Wenn er im Amphitheater mit einem neuen Kopfputze erscheinet, so müssen alle Zuschauer, die über 16 Jahr alt sind, die Farbe bemerken, und ihre Mützen darnach einrichten. Die diese Pflicht nicht beobachten, werden lebendig vom Fuß bis an die Ohren geschunden, und so in siedendes Oel gestecket.

Die

Die äusserliche Religion dieser Völker ist die mahometanische: aber sie bezeigen nur einen mittelmäßigen Eifer für die Beobachtung ihrer Gebräuche. Die Grossen besuchen selten die Moscheen, und begnügen sich in ihren Häusern Imans zu unterhalten. Was das Volk anlanget, so mischt dasselbe eine Menge fremden Aberglauben in die Religion des Mahomets. Es giebt in dem Lande drey Hauptmoscheen, die von den Javanern fast eben so verehret werden, als die zu Mecca, weil sie behaupten, daß die eine das Grab des Ben Israel, eines ihrer gröſten Heiligen, in sich schliesse, und daß die beyden andern die Grabmähler seiner Kinder wären. Der König von Bantam und der Kayser von Mataram glauben von diesem Ben Israel, den die javanischen Mohren als ihren Gesetzgeber ansehen, in gerader Linie abzustammen. Die Mohren von Sumatra und Macassar haben eben die Ehrfurcht für diese drey Moscheen, und sonderlich für die, die des Ben Israel Grabmal enthält. Sie ist in der Nähe von Tsieribon, auf der Spitze eines Hügels, gelegen. Man kommt auf vier einander folgenden Terrassen hinan. Es sind Treppen bey jeder Esplanade, mit kleinen Reihen hölzerner Stufen zur Rechten und zur Linken. Drey von diesen Terrassen sind mit Mauern eingeschlossen, auf denen man verschiedene Zierrathen siehet, als chinesische Gemählde, porcelainene Gefässe mit Blumen. Die meisten Herren der Insel schicken von Zeit zu Zeit Priester in diese

Moschee, in Begleitung der Prinzen von ihrem Geblüte, die in ihrem Namen opfern. Alle Pilgrimme von Stande werden in geräumlichen und bequemen Herbergen, die man auf den Terrassen, davon ich geredet habe, erbauet hat, aufgenommen. Die grosse Moschee nimmt einen Theil des Erdreichs der vierten Esplanade ein. Daselbst ist das Grab des Gesetzgebers der Javaner. Beynahe dreyhundert Familien haben ihre Wohnung auf diesem Hügel aufgeschlagen, und leben von den Almosen, die ihnen die Pilgrimme, welche häufig in allen Jahreszeiten da zusammenkommen, geben. Die Christen und die Heyden dürfen nicht, ohne sich grosser Gefahr auszusetzen, über die erste Terrasse gehen, und man versichert, daß eine unzeitige Neugier verschiedenen Reisenden das Leben gekostet hat. Das ist, wie die Mohren sagen, eine gerechte Rache des Himmels, der nicht erlaubet, daß Ungläubige das Grab des Ben Israel ungestraft entweihen: aber es ist vielmehr eine Wirkung der Grausamkeit und Treulosigkeit ihrer Priester, die alle Fremde, die sich dem Orte nahen, heimlich vergiften oder umbringen lassen.

Die beyden andern Moscheen sind zu Surbaja und zu Gerrici, auf der östlichen Seite von Java. Das Grab, das man zu Surbaja siehet, ist sehr gemein. Es besteht in einem Haufen Erde, mit grünem Gras bedeckt, und ist unsern Rasenbetten ähnlich. Die Priester

geben

geben vor, man hätte umsonst versucht, es prächtiger zu machen, die reichen Baldachins, womit man es zieren wollen, wären allemal von den Engeln entführet worden.

Die Heyrathen dieser Insulaner haben einige besondere Umstände. Man bringt dem Bräutigam ein prächtig geputztes Pferd, auf dem er, vor sich seine Anverwandten, einen Trupp Priester, und eine grosse Anzahl Musicanten und Tänzer habend, in allen Quartieren der Stadt herumreitet. Um seine Person hat er verschiedene Sclaven, davon einige einen reichen Sonnenschirm über sein Haupt halten, und andere auf seinen Weg kostbare Wasser, die die Luft wohlriechend machen, ausstreuen. Wenn er zu dem Hause der Braut kommt, steigt er vom Pferde, und wird in einem Zelt empfangen, das dem Hause gegen über aufgeschlagen ist, und worinnen verschiedene prächtig versehene Tafeln zubereitet sind. Nach der Mahlzeit führt man die Braut, die ihr Gesichte mit einem Schleyer, der sie ganz bedecket, verhüllet hat, an eben den Ort, und zu gleicher Zeit wird ein Vorhang gezogen, der auch den Bräutigam verstecket. Sodann nähern! sich Braut und Bräutigam zween Imans, lesen einige Gebete über sie her, und fragen am Ende, ob sie gesonnen sind, sich einander zu heyrathen. Wenn das Ja von beyden Seiten ausgesprochen ist, nimmt man der Braut den Schleyer ab, und ziehet den Vorhang auf, der den Bräutigam bedecket.

Dieser wirft viermal Blumen auf den Kopf der Braut, und sie eben so vielmal auf den Kopf des Bräutigams. Darauf steckt der Bräutigam der Braut einen Ring an den Finger, und eben das thut die Braut auch ihm. Gleich darauf werfen sie sich einander einen Kranz um den Hals, und sodann wird die Braut dem Bräutigam übergeben. Dieser nimmt sie in seine Arme, giebt ihr einen Kuß, hält ihr eine Tasse Milch vor, von der jedes viermal trinkt. Darauf führt der Bräutigam die Braut fort, und gehet, mit dem ganzen Hochzeitgefolge in sein Haus. Da bringt man ihm Betel: (ein Kraut) er nimmt es in seinen Mund, und giebt es darauf der Braut, die es vollends kauet. Nach diesen Ceremonien nimmt die Mutter eine Lampe, beleuchtet damit viermal das Gesicht der Verlobten, und spricht einige Worte aus, mit denen sie ihnen den Seegen giebt. Darauf knüpft sie ein Ende von dem Kleide des Mannes an das Kleid der Frau, und führet sie in eine Kammer, wo man sie alleine läßt.

Die Javaner begraben ihre Todten beym Klange der Instrumente, aber auch mit entsetzlichen Heulen und Schreyen. Wenn ein Mensch in den letzten Zügen ist, so nähern sich seine Anverwandte und Freunde dem Bette, und bitten ihn mit thränenden Augen und auf das inständigste, daß er doch noch einige Zeit bey ihnen bleiben möchte.

Die Kleidung der Mannspersonen bestehet in einem Streifen von zweyerley Farbe, eine Elle breit, damit sie sich die Lenden und Schenkel bedecken. Der übrige Körper ist ganz nacket, ausser daß sie bey gewissen Gelegenheiten eine Art von Mantel oder Oberrock tragen. Ihr Kopfputz ist der Turban: aber einige haben die Eitelkeit mit blossem Kopfe zu gehen, um ihre schönen Haare, für die sie grosse Sorge tragen, zu zeigen. Die Weiber haben zu ihrer Kleidung zwey Stücken Leinwand, die ihnen genau den ganzen Körper bedecken. Das eine verhüllet den obern Theil des Körpers, das andere bedeckt sie von dem Gürtel bis auf die Füsse. Sie putzen ordentlich ihre Haare, und bringen sie in verschiedene Locken: manchmal binden sie sie in einen einzigen Zopf, den sie auf die Schultern fliegen lassen. Wenn sie sich putzen, tragen sie eine goldene Crone. Die Kinder gehn, bis in das zwölfte oder dreyzehnte Jahr, nacket, die Schaamtheile ausgenommen, die sie mit einem metallenen Bleche, in Form eines Schildes, bedecken. Man verheyrathet sie sehr zeitig, manchmal im neunten oder zehnten Jahre, entweder sie von der ungezogenen Liebe abzuhalten, oder um ihnen eine bequeme Lebensart zu verschaffen. Denn wenn ein Mann stirbt und unverheyrathete Kinder verläßt, so maßt sich der König derselben, seiner Frau und seiner Güter an.

Diese Barbaren haben nicht den geringsten Begriff von den Wissenschaften. Alle ihre Kennt-

nisse bestehen in schreiben und lesen. Man versichert, daß sie es im Schreiben andern zuvorthun. Sie schreiben auf Baumblätter, mit einem eisernen Griffel, von der Linken zur Rechten. Sie rollen hernach jedes Blatt besonders zusammen, wenn sie es aufbehalten wollen, oder wenn sie deren verschiedene sammlen, um ein Buch daraus zu machen, so legen sie sie zwischen zwey Breter, die sie sehr sauber mit kleinen Fäden zusammenheften. Man redet verschiedene Sprachen im Lande: die gebräuchlichsten sind die malaische, die arabische, die javanische und die portugiesische. Die Javanische, welche die alte Sprache der Insel ist, theilet sich in zwey Mundarten, in die reine und in die verderbte. Sie hat zwanzig Buchstaben, mit denen man alles ausdrucken kann, und die aus der malaischen Sprache, die in ganz Indien gebräuchlich ist, entlehnet sind.

In den mechanischen Künsten sind sie erfahrner. Sie haben geschickte Hammerschmiede; sie machen Säbel und Dolche von einer treflichen Härte; sie giessen Canonen; sie arbeiten geschickt in Gold, Silber und Stahl; sie haben Manufacturen von allen Arten von Leinewand und Zeugen. Man rühmet ihre Einsicht in Handlungssachen.

Ihre vornehmste Münze ist nur von gegossenem Bley, mit ein wenig Kupferschaum vermengt. Sie heißt in der javanischen Sprache Pitil, und in der malaischen Mundart Caxas.

Die

Die Stücken sind ungefehr so dicke wie ein Liard, und haben in der Mitte ein viereckigt Loch, durch die man sie an Strohschnuren reihet, die Santas genennet werden. Jede Schnur hält zweyhundert. Diese Münze wird zu China geschlagen, und die Schiffe von Canton bringen alle Jahr eine grosse Menge davon mit. Nichts ist zerbrechlicher, als diese Münzen. Wenn man ein Packet fallen läßt, so zerbricht immer ein grosser Theil davon; und wenn sie ungefehr eine Nacht in Salzwasser gelegen haben, so kleben sie so an einander, daß man sie nicht losmachen kann, ohne einen Theil zu zerbrechen.

Diese Insulaner sind, ungeachtet sie von den Europäern so fleißig besuchet werden, zur Zeit noch nicht weit in der Schiffart gekommen. Der Gebrauch der Seecharten ist ihnen noch unbekannt. Den Portugiesen haben sie die Kenntnis des Compasses zu danken, darauf sie aber nur acht Winde unterscheiden. Ihre Schiffe sind Galioten, Pyroguen und Jonquen.

Die javanischen Galioten haben mit unsern eine Aehnlichkeit. Gemeiniglich braucht man sie nur im Kriege, und verwahret sie im Frieden sorgfältig unter eine Art von Schupfen, die aber nicht verhindern können, daß die Hitze nicht durchdringe und Oefnungen mache, die beständige Ausbesserungen verursachen. Sie haben nur

zwey Maste, vorne vier Steinbüchsen, und hinten eine Galerie. Die Ruderknechte sind unten, und über ihnen die Soldaten auf dem Boden.

Die Pyroguen werden mehr gebraucht, und sonderlich bey den Reisen von einer Insel zur andern, und an den Küsten. Die javanischen haben einen Boden, zwey Mastbäume, vorn sechs Männer zum Rudern im Nothfalle, und in dem Hintertheile zwey, davon jeder ein Steuerruder hat: denn man hat auf allen Schiffen in diesem Lande zwey Steuerruder. Die Jonquen haben drey, manchmal vier Mastbäume, einen Boden, in dem Vordertheile und einen in dem Hintertheile, in der Gestalt eines Daches, darunter man für Sonne und Regen beschirmet ist. Es ist keine Cammer darauf, als die für den Capitain.

Die javanischen Mohren sind sehr schwarz, haben ein plattes Gesichte, breite Wangen, grosse Augenlieder, kleine Augen, wenig oder gar keinen Bart. Sie sind groß und stark, von einer freyen und ungezwungenen Leibesgestalt. Sie lassen die Nägel wachsen, und feilen sich die Zähne.

Die Faulheit ist das herrschende Laster dieses Volkes, und bringet sie in die äusserste Armuth. Sie überlassen den Chinesern den Landbau

au und alle beschwerliche Arbeit Eben dieser Faulheitsgeist entfernet sie von den öffentlichen Aemtern und von Führung der Landesgeschäfte. Die ersten Posten im Lande und alle Reichthümer desselben fallen den Fremden zu. Sie sitzen einen Theil des Tages auf Matten und kauen Betel, und um sie herum sind ihre Weiber, die ihnen mit Singen und Tanzen die Zeit zu vertreiben suchen. Dieselben bewachen sie so genau, daß sie nicht einmal dem Sohne erlauben, in das Zimmer seiner Mutter zu gehen. Des Nachts geben sie ihnen eine Sclavin zu, die nichts thut, als daß sie ihnen die Haut kratzet, und wenn sie erwachen, Betel reichet. Diese Weiber baden sich des Tages fünf sechsmal, und die übrige Zeit bringen sie auf einen Sofa in der leeresten Faulheit zu.

Die Javaner essen viel, aber sehr einfältige Speisen, als Reis, Fische, Wurzeln. Den Tobac und das Opium lieben sie sehr. Unkeuschheit, Neigung zum Diebstahl, Stolz, Verstellung und Treulosigkeit sind fast gemeine Laster bey diesem Volke. Sie machen ihre Zänkereyen nicht durch Zweykämpfe aus, sondern rächen sich durch Meuchelmord, und der Mörder kommt mit einer Geldstrafe los. Die Anverwandten und Freunde des Ermordeten aber suchen wieder den Mörder aus dem Wege zu räumen. Der Prinz gestattet alle diese Unordnungen, weil sie seine Einkünfte vermehren.

Diese

Diese Barboren leben in einem beständigen Mistrauen gegen einander. Man versichert, daß die nächsten Anverwandten sich nicht ohne Vorsicht besuchen dürfen, und daß kein Bruder den andern, ohne Dolch an dem Gürtel und einige Wurfspiese bey der Hand, in seinem Hause annehmen würde.

Wir gehen zu den Sitten der Chineser fort. Sie haben sich vornehmlich in Bantam und Batavia gesetzet. Die Chineser von Bantam befleißigen sich aller Arten von Handwerken, Reis und Pfeffer zu bauen, die Güter der Privatpersonen zu verbessern, gebrannte Wasser zu ziehen, Geld auf grosse Zinse zu leihen, mit Zeugen, Gewürzwaaren und Victualien von allen Arten zu handeln. Nichts ist über den Fleis und Arbeitsamkeit dieses Volkes. Sie haben viel von der stolzen und gebieterischen Gemüthsart der Mohren auszustehen; sie finden aber unter diesen faulen Herren tausend Mittel, sich zu bereichern, und dieses macht, daß sie die Beschwerlichkeiten der Sclaverey mit Gedult ertragen. Wenn sie im Lande sterben, so erbt der König ihre Güter.

Die zu Batavia leben, werden viel gelinder gehalten. Sie leisten der holländischen Compagnie wichtige Dienste, und von alle den Völkern, die in dieser Colonie wohnen, befördert keines mehr den Flor derselben. Ihrem geschick-

ten Fleisse hat man vornehmlich den Reis- und Zuckerbau zu danken, imgleichen die grosse Fischerey zu Batavia, den ansehnlichen Vorrath von Getrayde, Vieh, Obst und Hülsenfrüchten, auf den dasigen Märkten. Sie lassen auch aus ihrem Lande viel Waaren kommen, die die holländische Compagnie kaufet, und von denen sie zuweilen grössern Nutzen ziehet, als von denen, die sie durch ihre eigene Schiffe holen läßt. Es kommen alle Jahre zu Batavia ein zwanzig Jonquen von ihnen an, die mit Porcellaine, gesponnener Seide, Zeugen und vielen andern Waaren beladen sind. Sie kommen im Monat November, und im Monat Junius kehren sie, mit Specereyen, Gummi, Indigo, Sandelholz, Farbesteinen, Elephantenzähnen und andern Dingen nach China zurück.

Die Chineser leben hier nach ihren eigenen Gesetzen, unter der Regierung eines Hauptes, das die Sorge für ihr Wohl hat. Sie haben ihre besondern Priester, Tempel und Kirchhöfe. Die Compagnie läßt sie zu verschiedenen Stadtämtern.

Sie sind, wie zu China, in verschiedene Secten eingetheilet: es ist aber schwer von ihrer Religion zu urtheilen, und bey jeder Secte sind eine Menge Atheisten. Sie haben einige Gelehrte, die in der Astronomie und Historie ziemlich bewandert sind. Sie pflegen ihre Todten

zu verbrennen, die Asche in eine porcellainene Urne zu sammlen, nach China zu schicken, und zur Asche der Vorfahren zu bringen. Ihre Opfer sind selten, und sie verbrennen sie nicht, wenn ihnen nicht ein Unglück drohet. Sie begleiten die Opfer mit Comödien, die sie auf öffentlicher Gasse vorstellen. Sie verheyrathen sich wenig im Lande; sondern kaufen Sclaven, die ihnen anstatt der Weiber sind. Wenn sie nach China zurückkehren, so verkaufen sie die Mütter und manchmal auch die Kinder.

Die holländischen Reisebeschreibungen stellen uns die javanischen Chineser als kleine und übelaussehende Leute vor. Sie setzen hinzu, daß sie, welches wider die ordentlichen Begriffe streitet, grosse Augen, eine breite Stirn, die Haut über die Wangen hangend, schwarze lange Haare haben, die sie, wie die Weiber, in einen Zopf binden, welches, nebst ihrem weiblichen und ordentlich unbärtigem Gesichte, machet, daß man den Mann nicht leicht unterscheiden kann. Scot versichert, daß sie groß und stark sind, und kleine Augen haben. Man behauptet, daß, ausser verschiedenen willkührlichen Abgaben, die man ihnen aufleget, ein jeder einen spanischen Thaler, für das Recht seine Haare zu tragen, bezahle, und daß diejenigen, die sie mit güldenen oder silbernen Nadeln zieren wollen, für jede Nadel wieder einen Thaler bezahlen: wobey man bemerket, daß die Holländer

der in diesem Theile von Indien so ansehnlich sind, daß, wenn sie von jedem Colonisten für jeden Zahn einen Thaler verlangten, niemand sich unterstehen würde, wider diese Ungerechtigkeit zu schreyen. Es ist dieses Volk demüthig, einschmeichelnd, klug und listig. Es giebt keinen Kunstgriff, den sie nicht zu gebrauchen wüsten, um ihren Endzweck zu erhalten. Ein geschickter Fleis ist ihre vornehmste Tugend. Ihre Laster sind Zaghaftigkeit, Heucheley, Treulosigkeit in Handel und Wandel, und eine abscheuliche Habsucht, die sie zu der schändlichsten Niederträchtigkeit, selbst zum Betrug und Diebstahl bringen kann.

Die Sitten der holländischen Colonisten werden uns viele merkwürdige Dinge lehren. Wir wollen bey ihrer Regierung anfangen. Die gröste Gewalt in bürgerlichen und Kriegsgeschäften, ist in den Händen eines obristen Vorstehers, der den Titel eines Generalgouverneurs von Indien führet. Er wird in Holland von den siebenzehn Directors der obristen Cammer gewählet, und seine Wahl muß von den Generalstaaten bestätiget werden. Seine Gewalt sollte nur drey Jahr dauren: wenn aber die Compagnie mit seinen Diensten zufrieden ist, so verlängert sie ihm seinen Posten, und diese Verlängerung ist ordentlich auf Lebenszeit. Er ist nicht verbunden, Rechnung abzulegen. Er verwaltet, ohne jemand zu fragen, die vornehmsten

Theile der Regierung, und ob er gleich in gewissen Geschäften die Meynung des Raths von Indien hören, und sich der Mehrheit der Stimmen unterwerfen muß, so kann er doch, wenn er geschickt verfährt, in allen Berathschlagungen die Oberhand behalten. Seine Zeit ist in verschiedene beschwerliche Beschäftigungen getheilet. Dahin gehören ein beständiger Briefwechsel, nicht nur mit den Directoren von Holland, sondern auch mit allen Comptoirs in Indien, darüber er die Generalaufsicht hat; die Befehle den Häuptern der Bürgerschaft, dem Major des Schlosses, dem Capitaine im Hafen, und andern Officiers, die alle Morgen in seinem Pallast erscheinen müssen, zu ertheilen; eine Menge Passeports, Commißionen und Brevets auszufertigen, die ordentlichen Rathsversammlungen, darinnen er präsidirt, wie er denn auch zuweilen ausserordentlich welche berufen muß; den auswärtigen Gesandten und den Häuptern der asiatischen Nationen, die sich zu Batavia niedergelassen haben, Audienz zu geben; die Sorge für die Pflanzstädte, Manufacturen, Schifsladungen und andere Kleinigkeiten, die ihm kaum einen Augenblick Ruhe lassen. Seine Wohnung ist, wie schon erinnert worden, im Schlosse. Er geht zuweilen aus, um sich von seinen Geschäften zu erholen, aber er muß des Abends zurückkommen, und im Schlosse die Nacht zubringen. Sein Hofstaat ist ansehnlich. Unter einer grossen Menge vornehmer und geringer Bedienten

von

von allen Arten, hat er einen Oberstallmeister, Oberhofmeister, Kammerherren, Pagen, Helebardierer, und andere Wachen. Seine Livrey ist gelber Grund, mit rothen Westen und Aufschlägen, alles reich mit Gold und Silber besetzt. Wenn er öffentlich erscheinet, hat er ein Gefolge von verschiedenen Carossen, und von funfzig Reutern, die sich an seine Bedienten schliessen. Er empfängt die Gesandten der asiatischen Höfe mit grosser Pracht. Wenn ihm diese Prinzen Briefe schicken, so werden sie auf einem silbernen Becken, zwischen zwey Reihen von Soldaten, bey dem Klange der Feldinstrumente, und einem beständigen Feuer aus der Musqueterie und Artillerie, zu ihm getragen. Er kann die Geschenke, die sie ihm machen, nicht behalten, sondern giebt sie dem Generaldirector der Handlung, der sie zum Besten der Compagnie verwendet.

Es ist zu Batavia ein hoher Rath, in welchem der Gouverneur präsidirt, und dessen Mitglieder, an der Zahl sechse, von der Syndicalkammer in Holland ernennet werden. Sie haben Beysitzer, die ihre Meynung sagen können, aber keine Stimmen haben. In dieser Versammlung berathschlaget man über die Handlungs- und Staatsgeschäfte. Man vergiebt daselbst die Untergouvernements und andere Aemter, die in den indischen Colonien erlediget sind; man liest die wichtigsten Briefe; man giebt allen de-

nen, die eine Nachricht zu geben, oder sonst etwas anzubringen haben, Gehör.

Ausser dem hohen Rathe hat die Compagnie hier fünf Tribunale. Das erste heißt der Justizrath, und erkennet in allen Dingen, die die obristen Beamten der Compagnie und die Rechnungsbedienten betreffen. Er hat das grosse Siegel, auf dem ein Frauenzimmer stehet, das in einer Hand eine Wage, und in der andern ein Schwert hält. Dieses Collegium besteht aus neun Räthen und einem Präsidenten. In den Sachen, die für dasselbe gehören, steht es nicht unter dem Gouverneur, und von seinen Aussprüchen kann man nicht appelliren.

Das zweyte Collegium ist das Collegium der Bürgemeister und Schöppen, an der Zahl neune, worunter allemal zwey Chineser sind. Dasselbe entscheidet alle Processe unter freyen Bürgern, oder Bedienten der Compagnie. Von seinen Aussprüchen kann man an den hohen Rath appelliren; wenn sie derselbe aber bestätiget hat, so bezahlet der Appellante fünf und zwanzig Realen Strafe.

Dem dritten Tribunale ist aufgetragen, über das Vermögen der Wayfen Aufsicht zu haben, und zu verhindern, daß kein Coloniste das Land verlasse, ohne für den Unterhalt der Kinder, die er zurücklaßt, gesorget zu haben. Es besteht aus

einem

einem Präsidenten, neun Räthen und fünf Beysitzern, davon drey aus der Bürgerschaft, und die zwey andern aus den Bedienten der Compagnie genommen werden.

Das vierte Tribunal heißt der Rath der geringern Sachen. Seine Verrichtungen sind, das, was die Heyrathen betrift, anzuordnen, die Klagen vor Zeugen niederschreiben zu lassen, die Einwürfe anzuhören, und über ihren Werth zu sprechen, zu verhindern, daß kein Ungläubiger eine Holländerin und kein Holländer eine Ungläubige oder selbst eine bekehrte Indianerin, die nicht flammandisch redet, heyrathe: mit einem Worte, auf die Beobachtung alles dessen zu sehen, was zur Rechtmäßigkeit dieses Bandes gehöret.

Das fünfte Collegium hat die Aufsicht über die Bürgermiliz: denn die Stadt hat keine andere Besatzung als ihre eigenen Einwohner. Alle Präsidenten dieser fünf Tribunale müssen aus dem hohen Rathe genommen werden.

Die Compagnie hat stets hier eine ansehnliche Zahl Trouppen, sowol zur Besatzung der Forts, die sie auf der Insel besitzet, als auch, um Recruten in andere Colonien schicken zu können, und endlich auch zum Dienste verschiedener javanischen Prinzen, die einen Theil dieser Trouppen besolden. Sie bestehen aus Europäern, Javanern

nern, Amboiniern, und Macassariern. Der italiänische Uebersetzer des Salmon setzt ihre Zahl bis auf zehn tausend, nur in Batavia, und bis auf hundert tausend, in allen indianischen Colonien. Diese Trouppen stehen unter dem Generalgouverneur. Was die Seemacht der Compagnie anlanget, so giebt ihr dieser Autor, nach einer sehr übertriebenen Rechnung, hundert und achtzig Kriegsschiffe, von dreyßig bis zu sechzig Canonen, das ist, zwey oder viermal mehr, als sie in dem schönsten Flore ihrer Handlung hat.

Die Schiffe, die alle Jahre aus Holland nach Batavia kommen, reisen nach und nach in drey verschiedenen Jahreszeiten, nämlich im Frühlinge, Herbste und zu Anfang des Winters, ab. Einige Schiffer haben diese Fahrt in weniger als fünf Monaten gethan: man braucht zwölf oder funfzehn bey unglücklichen Fahrten; ordentlich aber sechs oder sieben Monate. Die Schiffe also, die im May abreisen, kommen gemeiniglich im December an: welche Jahreszeit am wenigsten für den Handel ist. Die im September, währender Amsterdamer Messe unter Seegel gehen, pflegen im April anzukommen: und diese Zeit ist sehr gut, in die andern Theile von Indien, nach Siam, nach Bengalen, nach Coromandel, nach Surate, in den persischen Meerbusen, nach China und nach Japan zu gehen. Die mit Weihnachten abreisen, kommen im Julius

lius an: um welche Zeit sich nicht wohl andere Reisen thun lassen. Die Schiffe, die von Batavia nach Holland gehen, werden im ganzen Jahre nur zweymal kurz hinter einander abgeschickt; jedesmal sieben oder achte, zuweilen auch mehr. Die erstern gehen im Monat December, und die andern einen Monat oder sechs Wochen darnach ab. Die erste Flotte muß beym Vorgebürge der guten Hofnung auf die andere warten, und sodann thun beyde den übrigen Theil der Reise mit einander. Sie gehen bis auf die Höhe von Terreneuve, ungefehr funfzig Grad nach Norden, daselbst wenden sie sich nach Osten, um nach Hitland zu kommen. Sie treffen ordentlich auf dieser Höhe verschiedene Schiffe an, die man aus dem Texel, diesen beyden Flotten, sie zu erfrischen und zu bedecken, entgegen schickt. Sie setzen ihre Reise bis nach Doggerspand, mit einander fort: daselbst trennen sich die Schiffe nach der Maas und nach Seeland.

Die Disciplin, die die Compagnie unter den Seeleuten und unter den Soldaten, die sich nach Indien einschiffen lassen, hält, verdienet einige Anmerkungen. Ehe sie unter Seegel gehen, werden einem jeden zwey Monate Sold bezahlet, und dieses Geld bleibt ihnen, die Schiffart mag nun vor sich gehen, oder widrige Winde den Capitain nöthigen, in den Hafen zurückzugehen, und das Schifvolk zu entlassen. Nach der Abreise läßt der Capitain jedem Matrosen und je-

dem Soldaten fünf holländische Käse austheilen. Auf der Reise selbst giebt man ihnen alle Morgen ein Glas Brantewein, dreymal des Tages eingesalzen Fleisch und Speck, und alle Wochen fünf Pfund Zwieback, ein kleines Maas Oel, zwey Maas Eßig, und ein halb Pfund Butter.

Die Soldaten thun auf dem Meere Matrosendienste, von vier Stunden zu vier Stunden; wenn man aber nach Indien gehet, so erläßt man ihnen ein Viertel von dem Dienste des grossen Mastes. Bey der Rückkunft müssen sie auch denselben thun, oder zwanzig Reichsthaler bezahlen, die unter diejenigen vertheilet werden, welche an ihrer Stelle den Dienst verrichten. Wer betrunken dazu kommt, wird strenge bestraft. Man verbietet ihnen auch, bey exemplarischer Strafe, des Nachts Tabac zu rauchen, mit Würfeln, in der Charte, oder andere Spiele zu spielen, das Damenspiel ausgenommen. Wenn ein Matrose seinen Cameraden mit dem Messer sticht, so muß er seine Hand gegen den grossen Mast ausstrecken, und so durchsticht man ihm seinen Finger, oder auch die flache Hand, so daß dieselbe an den Mast angestochen ist: sie wieder loszumachen überläßt man ihm selbst. Wer sich an seinem Officier vergreift, empfängt dreymal die Calle, wenn er die That zu Schiffe, und verliehret die Hand, wenn er sie zu Lande begangen hat. Die Calle ist diejenige Strafe, da man den Uebelthäter von dem grossen Maste

ins

ins Wasser tauchet, ihn durch die Seile unter dem Schiffe durch- und auf der andern Seite wieder hinaufziehet. Man bindet ihm einen Schwamm mit Oel getränket an den Arm, daß er Athem holen könne, und an die Füsse bindet man verschiedene Gewichte, daß er bis auf eine gewisse Tiefe im Wasser sinke, und nicht an den Kiel des Schiffes komme. Man mag aber noch so vorsichtig zu Werke gehen, so läuft das Leben des Delinquenten bey dieser Strafe allemal Gefahr.

Während der Schiffart übt man ordentlich die Soldaten in den Waffen. Man wird nach Batavia auf fünf Jahr angeworben: wenn man aber in dieser Colonie ankommt, so kann man den Dienst ändern, und sich auf zehn Jahr in den andern Comtoirs oder auf den Schiffen verbinden. Der Seedienst ist einträglicher, aber weniger geehrt. Der Sold ist monatlich vier Reichsthaler, nebst der Kost, die in dreyßig Pfunden rohem Reis bestehet. Die Helfte des Soldes wird in Kleidungsstücken, oder Waaren bezahlet die man hoch genug anschlägt, die andere Helfte bezahlet man in gangbarer Münze, aber erst nach dem Ende der Reise und nach der Rückkunft nach Holland.

Der Handel ist den Soldaten und Matrosen untersagt, und dieses Verbot erstreckt sich überhaupt auf alle, die sich in den Dienst der Compagnie

pagnie begeben. Sie versprechen bey ihrem Eyde keinen Handel auf ihre Rechnung zu unternehmen. Aber nichts wird weniger beobachtet, als dieses Versprechen. Ein Holländer *, der viele Jahre in dem Dienste der ostindischen Compagnie gestanden, soll uns diese Heimlichkeiten entdecken. Er beschuldiget gleich anfangs die Schifscapitaine, daß sie das Recht der Haverey weit über seine Gränzen erstrecken, und oft einen Verlust vorgeben, um sich eine ansehnliche Schadloshaltung zu verschaffen. Er wirft ihnen auch vor, daß sie mit den Lebensmitteln, Seilwerke und anderer Seemunition, die man ihnen anvertrauet, heimlich handeln. Es haben sich, spricht er, Schifscapitaine gefunden, die grosse bengalische Seile, unter dem Vorwande, daß sie nichts mehr taugten, in das Meer werfen, und durch bestellte Leute auffischen lassen, um sie heimlich zu verkaufen. Andere sind noch weiter gegangen, und haben eine Menge Seile heimlich in fremde Hände gespielet, und darauf den Bassemann und die Matrosen von der Wache des Diebstahls oder der Nachläßigkeit beschuldiget und zu schweren Strafen verdammet.

Anstatt

* Nicolaus Graaf, Chirurgus auf den Schiffen der Compagnie, und Autor von drey Relationen, die man hochschätzt. Der Autor der Reisebeschreibungen merkt an, daß dieser Schriftsteller lange zu Batavia gewesen, daß er mit Urtheil schreibet, und daß man seinen Anmerkungen, die in Holland 1719. gedruckt sind, nicht widersprochen hat.

Anstatt daß die Schiffe, die alle Jahr nach Japan hin und her gehen, nur mit Waaren für die Compagnie befrachtet seyn sollten, wie dieses der Befehl der Directoren mit sich bringt, so führen sie stets eine grosse Menge solcher Waaren, die ihr nicht gehören, und denen oft die eigene Ladung nachstehen muß. Alle Behältnisse, die Zeugkammer nicht ausgenommen, sind so voll, daß kein Platz für die Hangebetten bleibt, und daß das Steuerruder wohl selbst nicht recht regieret werden kann: welches oft Schiffbruch verursachet. Privatpersonen von Batavia, von übelbeschrienen Sitten, die aber heimlich beschützet werden, treiben entweder selbst, oder durch ihre Agenten diesen verbotenen Handel. Daher kommt die grosse Anzahl Schreiber, Factors, Buchhalter, Controlleurs und anderer Bedienten, mit denen die Schiffe überladen werden. Die Strenge der japanischen Regierung, und die unbestechliche Wachsamkeit der Magistratspersonen von Nagasacki sind schwache Mauren gegen die Unternehmungen dieser Waghälse. Sie finden ordentlich Wege ihre Waaren heimlich einzuführen, und sich die, die sie mitnehmen wollen, zu verschaffen. Zwey dieser Handelsleute wurden vor einigen Jahren ertappet, da sie die Nacht ihre Ballen ausschiffeten. Man warf sie in Ketten und Banden, und neun und dreyßig Japaneser, die sich in diesen Betrug eingelassen hatten, wurden auf verschiedene Art hingerichtet. Der Kayser verjagte den holländischen Director

von

von Nagasacki, und nahm eine schwere Ranzion für die zwey Gefangenen, indem er einen Theil der Waaren, die sich in der Niederlage der Compagnie befanden, confisciren ließ.

Der Unterschleif, der in den bengalischen Comtoirs vorgeht, ist gewissermassen öffentlich. Sobald die Schiffe von Batavia vor der Lage Anker geworfen haben, so begiebt sich der Fiscal, von einigen Deputirten begleitet, darauf, um sie zu visitiren. Er geht erst in die Hinterkammer, und nachdem man auf gut Glück des Schleichhandels getrunken hat, so berathschlaget man sich über die Mittel, die Waaren der Privatpersonen ans Land zu bringen. Darauf verbietet man zum Schein allem Schifsvolke, durch einen öffentlichen Ausruf, bey Strafe der Confiscation, einen Ballen ans Land zu bringen. Aber kaum ist der Fiscal wieder zurück, so schicken der Capitain, der Steuermann, der Schreiber und alle andere Officiers ihre Waaren in die Häuser, die sie auf die Zeit ihres Daseyns miethen, und handeln alle Tage mit den Einwohnern. Einige Roupien, die man unter die Officiers des Hafens austheilet, verschliessen ihnen die Augen.

In allen andern indianischen Colonien geht es eben so; und Batavia, die Hauptstadt, ist von diesem Betruge nicht befreyet. Man bringt in den Niederlagen grosse Haufen von Lebensmitteln, Seilwerk, Holz, Eisen und allen Ar-

ten

ten von Vorrath zusammen; und alle diese Dinge verschwinden in einer unbegreiflichen Geschwindigkeit. Die Handwerksleute der Compagnie werden zu Arbeiten gebraucht, die ihren Nutzen nicht betreffen, und die Materialien, die sie haufenweise zusammenschaffen läßt, werden zum Bau der Palläste oder Lusthäuser von Privatpersonen verwendet. Diejenigen, die öffentliche Arbeiten, Hospitäler zu bauen, Lebensmittel für die Schiffe zu schaffen, übernehmen, bereichern sich durch dergleichen Unterschleif. Diese Art des Raubes, spricht Graaf, ist gewissermassen dadurch, daß man ihn nicht strafet, rechtmäßig worden, und wird nicht mehr Diebstahl genennet.

Wir gehen zu dem Gemählde fort, das dieser Autor von den andern Lastern, die zu Batavia herrschen, macht, und vergessen nicht, daß ein Holländer redet. Seine Anmerkungen betreffen hauptsächlich die Weiber, die er in verschiedene Classen, nach der Vermischung des Geblütes, eintheilet. Wir wollen nur zwey unterscheiden, die Holländerinnen von Vater und Mutter, und die indianischen Holländerinnen.

Die Holländerinnen von Vater und Mutter führen ein faules und weichliches Leben, das sie von allen Beschäftigungen, und von allen Arten der Uebung entfernet. Eine batavische Dame geht niemals zu Fusse, und wagt es kaum, in ihrem Zimmer auf und ab zu spatziren. Es müssen

sie

sie Sclavinnen unter den Armen halten, oder sie in einem Sessel auf den Achseln tragen. Sie sind stolz, eigensinnig und unerträglich eitel. Ihre Härte gegen die Personen, die sie bedienen, ist ausserordentlich, und das geringste Versehen setzt einen Sclaven der grausamsten Zucht, oder Schimpfwörtern aus, die in dem Munde eines Mannes grob seyn würden *. Sie haben nicht nur den Gebrauch, ihre Kinder selbst zu säugen, der doch in Holland noch so gemein ist, verlohren, sondern sie sagen sich auch von der Sorge, sie zu erziehen, los. Sie überlassen sie Säugammen und mohrischen oder banianischen Gouvernanten, die ihnen die malabarische und bengalische Sprache mit der portugiesischen vermischt lehren, und die den Keim und den Geschmack verschiedener Laster in ihre Adern fliessen lassen.

Die indianischen Holländerinnen, das ist, die in Indien von einem holländischen Vater und einer indianischen Mutter gebohren sind, schonet Graaf noch weniger. Sie haben spricht er, keine andere Beschäftigung, als sich zu putzen, Betel zu kauen, Tabac zu rauchen, Thee zu trinken, oder auf den Matten zu liegen. Ihr Hang zur Ausschweifung ist ungemein. Holländer oder Mohren, alles stehet ihnen an, ob sie gleich den

letztern

* Puta rastada, fillo de puta, puta de negro: das sind die ehrbaren Ausdrücke, damit sie ihre Zucht würzen.

letztern den Vorzug geben. Es giebt wenig Schöne, auch in der besten Blüthe ihrer Jahre, und wenn sie älter werden, sind sie ausserordentlich häßlich. Die Unverschämtheit und Leichtsinnigkeit herrschet in allen ihren Unterredungen. Es gefället ihnen auch nur in solchen Gesellschaften, wo dieser schlimme Ton gemein ist. Sie schmaussen gerne, aber nur mit Frauenzimmern von ihrer Art, und Mannspersonen werden selten zu den Gastmalen, die sie einander geben, eingeladen. Sie essen sehr unreinlich, und nehmen alles, was man ihnen vorlegt, auch sogar zugerichteten Reis und andere Speisen, ohne Gabel, und stopfen es mit vollen Händen in den Mund. Ihre Gewohnheit ohne Zwang zu leben, nebst der gänzlichen Unwissenheit von Wohlanständigkeit und Achtung, macht sie in grossen Gesellschaften furchtsam und stillschweigend. Ihr grobes Wesen, fügt Graaf hinzu, läßt sich besonders bey den Gastereyen wahrnehmen, zu welchen sie von den Officieren der Compagnie, die aus Holland kommen, eingeladen werden. Man muß Mitleiden mit ihren ängstlichen Bezeigen haben. Sie haben gar keine Anständigkeit. Sie unterstehen sich nicht, weder zu sprechen, noch zu antworten, und ihre einzige Zuflucht ist, sich zusammen zu setzen, um sich unter einander zu unterhalten.

Alle Frauenzimmer in Batavia besitzen den Stolz, sich durch ihre reiche Kleider und prächtige Equipagen zu unterscheiden. Hauptsächlich aber

zeigen die Reichsten ihre Pracht in den Kirchen. Man siehet sie mit einem zahlreichen Gefolge von Sclaven in dieselben kommen, in prächtigen Sesseln getragen, deren Himmel vergoldet und mit Franzen und Quasten gezieret ist. Ihre Röcke sind aus Silber oder Gold gewirkt, oder sie sind von den schönsten chinesischen Atlas gemacht und unten mit einem gestickten goldenen Saum umgeben. Ihr Kopf ist mit Perlen, Diamanten und andern Edelsteinen überhäuft. Die Prediger dulden diese Verschwendung in ihren eigenen Familien, und geben auf diese Art gefährliche Beyspiele, denen nur gar zu sehr nachgefolgt wird. Vieles Frauenzimmer entbehret lieber das Nöthigste, um sich diesen Ueberfluß anzuschaffen. Manche Holländerin, die von der Kirche unterhalten wird, oder im Geheim von den Wohlthaten der Gemeinde lebt, trägt ein kostbares Halsband und läßt verschiedene Sclaven hinter sich hergehen. Wir haben schon etwas ähnliches von den portugisischen Frauenzimmer in Goa erzält.

Unser Autor beschließt diese Schilderung mit einer Anmerkung, die der Nativität seines Landes würdig ist. Man muß sich verwundern, sagt er, wenn man betrachtet, wie weit diese Frauenspersonen in Indien ihren Hochmuth treiben, und wenn man bedenkt, was die meisten in Holland waren; doch will ich die nicht mit darunter vermengen, bey denen eine Ausnahme statt findet. Einige sind Personen von der aller-

nie-

niedrigsten Tugend, die ihre letzte Zuflucht nach Indien genommen haben, weil sie die Armuth dazu genöthiget hat, und auch wegen eines gewissen Verbrechens. Andere haben eben diesen Weg zu ihren Unterhalt erwählet, weil sie viel Kinder zu ernähren hatten. Noch andere, von der niedrigsten Herkunft, die ihr Brod mit Dienen erwerben mußten und des Arbeitens überdrüssig waren, haben sich sehr wohl bey dieser Entschliessung befunden. Ich muß auch diejenigen nicht vergessen, die in Holland, bey Verkaufung allerley gemeiner Eßwaaren, sehr kümmerlich leben mußten, in Indien, nach einer glücklichen Reise, Damen worden sind. Ich will aber mit Stillschweigen übergehen, daß sie, ohngeachtet ihrer Begebenheiten in Holland, als rein, unbefleckt und tugendhaft in Indien sind aufgenommen worden, und bisweilen sehr gute Heirathen gethan haben. Das sind vergangene Dinge; der Mann weis nichts davon; und sollte er es auch wissen, so ist es die Mode. Sie sind nicht weniger Gebieterinnen, und vergessen nicht, sich Muhmen oder Nichten von diesem oder jenem Rath, Burgermeister oder angesehenen Kaufmanne zu nennen.

Dritter Abschnitt.

Die Producten von Java.

Die Insel Java ist ausserordentlich fruchtbar, ob sie gleich sehr bergicht ist. Der blosse Anblick von ihren Ufern, wenn man sie von der See ansieht, kündiget ihren Ueberfluß an. Man erblickt auf dem Ufer weite grüne Ebenen, die von unendlich vielen Canälen durchschnitten, und in Gärten, Baumgärten und Feldern von Reis und Zuckerrohr getheilt sind; und in der Entfernung erheben sich wie ein Amphitheater fruchtbare Gebürge, und die schönsten Wälder. Dieser Anblick setzt alle Reisende in Erstaunen; besonders wenn man über Bantam oder Batavia ankommt, von welcher Seite das Land mit mehrern Fleisse angebaut ist. Man erndet eine solche Menge Reis im Lande, daß alle Jahr verschiedene Schiffe nach den benachbarten Ländern damit beladen werden. Er wird im März gesäet und im Julius eingeerndet. Der Boden um Java trägt keinen Weizen: sondern er wird für die reichsten holländischen Ländereyen aus Bengala geholet. Die übrigen Europäer leben, wie die Indianer, vom Reis, und man gewöhnt sich auch gar bald zu dieser Art von Speise.

Das Zuckerrohr wächst in verschiednen Gegenden der Insel in Ueberfluß; vornehmlich aber in dem Bezirk von Batavia. Wenn es fünf oder sechs Schuhe lang ist, schneidet man es ab:

alsdenn zerstößt man es in Mühlen, und der Saft, den man daraus druckt, verwandelt sich in Zucker, er sey candirt oder roh.

Der größte Reichthum des Landes ist der Pfeffer. Das Königreich Bantam und die Domainen Ländereyen der Compagnie bringen ihn in Ueberfluß hervor. Man erbaut ihn hier wie in allen andern Landen; man unterstützt ihn nämlich mit Bäumen, oder langem Rohre, das man sechs Schritte von einander setzt. Ausserdem findet man auch noch in Java Kardamumen, indianische Narde, Zerumbet, welches eine Art von Ingwer ist, Talassa, Kumut und andre Gewürze, womit die Insulaner ihr Fleisch zurichten.

Die Insel zeigt eine Art von wilden Zimmet, der noch von einiger Güte ist. Die Bäume sind kleiner als in Ceylon, und ihre Rinde ist dicker und gröber. Der Benzoin, der in derselben Gegend wächst, wird sehr hoch geschätzt, und von den Indianern dem Benzoin von Sumatra vorgezogen. Er wächst nur in abgelegnen Orten, denen man sich nicht ohne Gefahr nahen kann, weil sie der gewöhnliche Aufenthalt der Tyger sind. Cafia findet man in Ueberfluß in den Wäldern. Der Baum der diese Frucht zeigt, ist von der Grösse eines Birnbaums. Seine Blätter sehen den Pfirschblättern ähnlich; die Blüte ist gelb, und riecht wie eine Würznelke. Die Frucht selbst ist zwey bis drey Schuhe lang, platt und dünne, anfänglich grün; und wenn sie zur Reife kommt,

schwarz. Sie enthält einen Kern der so erfrischend als abführend ist. Der Cacao, ein fremder Baum, den die Holländer in ihren Ländereyen gepflanzt haben, kommt nicht gut fort. Mit dem Caffee ist man glücklicher gewesen. Die ersten Körner wurden unten an den Wällen von Batavia gesäet, und zeugten gute Bäumgen. Aber im Jahre 1697 wurden sie von einem Erdbeben umgerissen. Dem ohngeachtet kamen wieder etliche Sprossen hervor, die verschiedne Liebhaber in ihre Gärten versetzten. Diesem Exempel folgten andre Colonisten, und so fieng der Caffee an in den Ländereyen der Compagnie ziemlich gemein zu werden. Die Herren van Hoorn und Riebeck, die sich in dem Gouvernement von Batavia folgten, trieben den Anbau dieser Pflanze mit Hitze, und erweiterten die Pflanzstätte auf dem Ufer, der Stadt gegen Morgen. Herr Zwoll der ihnen in dem Gouvernement folgte, war nicht so eifrig, und lies den größten Theil der Bäume umkommen. Sein Nachfolger Herr Swaerde Kroon richtete die Pflanzstatt wieder an, und seiner Vorsorge hat es die Compagnie zu verdanken, daß sie heut zu Tage den Caffe in so grossen Ueberfluß aus Java ziehet.

Die Holländer haben auch um Batavia herum Weinberge angelegt. Sie sind so fruchtbar, daß sie, wie man sagt, im Jahre drey bis viermal Früchte tragen. Man hat aber noch nicht dahin gelangen können, einen mittelmäßigen Wein daraus zu machen. Die Weine die man

hier

hier trinkt, kommen alle aus Persien, oder Europa, und kostet die Flasche einen Zechin.

Die Ananas von Java wird für die beste in Indien gehalten. In derselbigen Gegend wächst ein Baum, den man Samaca heißt, und der dem Citronenbaum ziemlich ähnlich sieht. Man schätzt ihn nicht sowol wegen seiner Frucht, denn die ist wäßricht und säurig, als wegen seiner Blätter, die man in Zucker einmacht, und deren man sich mit grossen Vortheile gegen hitzige Fieber und Entzündungen bedient. Die Mangas, die man nicht mit dem Mangua der in Java sehr gemein ist, vermischen muß, ist eine andre vortrefliche Frucht, die am Geschmacke die besten Pfirschen übertrift. Sie wächst auf Bäumen, die viel ähnliches von unsern Nußbäumen, übrigens aber sehr viel zerstreute und von Blättern fast ganz entblößte Aeste hat. An diesen Aesten hängen die Früchte, die länglich rund ziemlich dicke, und von einem Gelbgrünen sind, das zuweilen in das Röthliche fällt. Sie haben einen grossen Kern, in dem eine sehr bittre Mandel ist, die aber auch ihre Bitterkeit verliehret, wenn man sie auf Kohlen röstet. Ausserdem pflegt man sie in Zucker einzumachen. Man rühmt ihre Kraft wider die Würmer und den Blutfluß. Die Holländer, die hieher gereißt sind, reden noch von einer andern Art von Mangas, die ein heimliches Gift haben. Die Jakas, Cocos, Durions und Araknüsse sind hier von einer gar vorzüglichen Güte. Auf einer benachbarten Insel von Java

wächst der Betel in Ueberfluß, ohne daß man ihn anbaut.

Unter den Bäumen von der ersten Grösse finden wir zwey, die nur in diesem Lande angetroffen werden: der Lantor und der Diati. Der Lantor ist vornehmlich wegen seiner ausserordentlichen Höhe und seines majestätischen Schattens wegen, merkwürdig. Seine fünf bis sechs Fuß langen Blätter haben einen doppelten Nutzen, daß sie nämlich sehr hart und zugleich sehr glatt sind, daß man also mit einem Bleystifte oder einem spitzigen Eisen darauf schreiben kann. Es ist das gewöhnliche Papier der Einwohner dieser Insel, und ihre Bücher bestehen auch daraus. Der Diati gleichet der Eiche sehr. Man theilet ihn in den männlichen und weiblichen. Seine Blätter sind drey Fuß lang und zwey breit. Gegen die Mitten sind sie rund, an den äussersten Enden aber spitzig. Dieser sehr schöne Baum trägt zu gleicher Zeit Blüten und Früchte, an verschiedenen Aesten.

An Viehweide ist kein Mangel auf der ganzen Insel, es wird dadurch eine gewaltige Menge von zahmen und wilden Thieren, mit welchen fast das ganze Land bedeckt ist, unterhalten. Rhinoceros, Elephanten und Tyger sind gar nicht rar. Wilde Schweine, Hirsche und Büffelochsen trift man Heerdenweis an. Unter den wilden Arten ist der Machan sehr merkwürdig. Man könnte ihn mit in die Classe der Löwen setzen, wenn seine Haut, die einem Tygerfelle ähnlich sieht, nicht

weiß,

weiß, roth und schwarz bezeichnet wäre. Es ist das Erschrecklichste unter allen wilden Thieren. Er ist so stark und geschwinde, daß er mehr, als achtzehen Schritte weit auf seine Beute schießt. Er ist auf der Insel Java sehr gemein, wo er so viel Unheil anrichtet, daß die Prinzen im Lande öfters Truppen abschicken müssen, um ihn zu vertreiben. Man versichert, das diese Jagd mit mehrerm Fortgange des Nachts, als des Tages, unternommen wird, weil der Machan keinen Gegenstand in der Dunkelheit unterscheidet, und weil ihn die feurigen Strahlen, die aus seinen Augen blitzen, gar leicht entdecken. Man ziehet wenig Pferde auf der Insel, weil man sie nicht sehr braucht. Sie sind so kleine und schwach, daß man sie weder im Zuge noch zum Tragen brauchen kann. Man bedient sich ihrer nur zum Wettlaufen, das alle Sonnabende, in den Reichen, die die Mohren beherrschen, gehalten wird.

Der Orang Oetang oder der Waldmann, eine Art Affen, die den Menschen gleichen, verdient eine besondere Beschreibung. Er ist vier Fuß hoch. Seine Vorterpfoten, die ganz rund, wie ein Menschenarm, sind sehr lang, vornehmlich von der Schulter bis an Ellbogen. Vorne hat er Hände, die den menschlichen gleich kommen. Er hat keinen Schweif. Seine Füße und Schenkel sind kurz und von einer ungestalten Dicke. Seine Fußsohle ist gegen die Zehen breit, gegen die Ferse aber sehr schmal. Er hat einen dicken

Bauch, breiten Kopf, ein plattes Gesicht, kleine dunkelgraue Augen, eine kurze Nase, eine lange Schnauze und ein bis an die Ohren gespaltenes Maul. Sein ganzer Leib, das Gesichte und die Pfoten ausgenommen, ist dichte mit Haaren bedeckt, die auf den Bauche grau, an den andern Theilen aber schwarz und etwas länger sind.

Man eignet diesen Thieren Neigungen und Eigenschaften zu, vermöge deren sie dem Menschen noch ähnlicher werden, als ihrer Gestalt nach: Sie schneuzen sich wie wir, indem sie ihre Nase zwischen die Finger drücken; Sie machen Feuer an, und blaßen hinein, damit es besser brenne; Sie kochen Fische und Reis auf den Kohlen. Ihre Gemüthsart ist traurig und niedergeschlagen: So jung sie auch sind, so siehet man sie doch niemals tändeln, wie es sonst in diesem Alter zu geschehen pflegt. So redet Hamilton von ihnen. Beeckmann setzt dieser Erzählung noch hinzu, daß die Orang Oetang nicht so ungestaltet, wie die Affen, und daß sie gemeiniglich sechs Fuß hoch wären; daß sie nur an denjenigen Theilen Haare hätten, wo wir sie haben; daß sie stark und muthig wären, und daß sie sich, wenn man ihnen was thun wollte, mit Steinen vertheidigten. Er kaufte einen, der noch nicht ein Jahr alt, und doch stärker, als alle Leute auf seinem Schiffe war. Er trank gerne Wein, Puntsch und starke Liqueurs. Wenn man auf ihn scholt, weinte und seufzete er. Er schlief wie ein Mensch, den Leib ausgestreckt

und

und eine Hand auf dem Kopfe. Ein anderer Reisender, den Salmon anführt, sahe zu Batavia einen weiblichen Orang Oetang, den man in einem Behältnisse, das auf dem Walle des Schlosses erbauet war, verwahrte. Dieses Thier gieng auf zwey Beinen und hielt sich sehr gerade. Wenn man in seine kleine Hütte kam, bedeckte es mit der Hand die natürlichen Theile. Man hatte ihm ein Bette gegeben, darinne es schlief; es wußte die Decke geschickt um den Leib zu wickeln, und wenn es aufstand, das Bette wieder in Ordnung zu legen. Bisweilen band es sich ein Schnupftuch, in Form einer Binde, um den Kopf, so wie es jemand macht, der grosse Schmerzen an diesem Theile empfindet. Man brachte es auf ein Schiff, das nach Europa zurückgieng, es starb aber auf der Fahrt. Der Autor glaubt, daß man ihn alle diese Dinge gelehrt habe. Andere halten dafür, daß es nicht über den ordentlichen Instinkt dieser Thiere sey, deren Ursprung sie der Zusammenhaltung einer Indianerinn mit einem Waldaffen zuschreiben.

Die Tyger thun grossen Schaden auf den holländischen Pflanzstätten, besonders an den Ufern der Canäle und Flüsse. Ihrer Gewohnheit nach verstecken sie sich hinter das Schilf und die Sträuche, aus welchen sie, mit Wuth, auf die Vorbeygehenden loßfallen. Nach derjenigen Beute, die sie einmal verfehlt haben, laufen sie niemals, es geschehe nun aus Furchtsamkeit oder

Faulheit.

Faulheit. Die Javaner fangen sie, indem sie ein lebendiges Thier an die Falle, die sie ihnen stellen, binden. Die Crocodille und die Schlangen sind zu Batavia nicht weniger gefährlich. Es giebt welche, die zwanzig bis dreyßig Fuß lang sind. Man fängt die Crocodille an einem eisernen Haaken, der unter der Lockspeise verborgen liegt.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Bewohner von Borneo.

Die Insel Borneo, die Java gegen Nordost, ohngefähr siebenzig Meilen davon liegt, wird durch den Aequator in zwey ungleiche Abschnitte getheilt, wovon sich der eine, wie einige Schriftsteller vorgeben, sieben Grade gegen Norden, der andere aber vier Grade gegen Süden erstreckt, welches eine Fläche von zwey hundert und zwanzig Meilen ausmacht. Sie liegt zwischen den 125 und 133 Grade mittägiger Länge von der Eiseninsel; und nach dieser Lage hat sie hundert und sechzig Meilen vom Aufgange bis zum Niedergange. Der Pater Ventimiglia, ein portugisischer Jesuite, giebt ihr sechs hundert Meilen im Umkreise. Wenn diese Ausmessungen richtig sind, so ist es die größte Insel, die man nur weiß. Wie kann man aber genaue und gewisse Kenntnisse von einem Orte haben, den unsere europäischen Reisende nur an der mittägigen Seite besucht haben, und dessen innerer Bezirk den Fremden, auf eine gewisse Art, unzugänglich ist, wegen der gespaltenen Berge und der wilden Völker, die ihn bewohnen? Viele englische und holländische Reisende, sagt ein neuerer Scribente *), haben von Borneo erzählt; da sie

*) Cowley, in der Reisebeschreib. im X. Th. S. 361.

sie es aber nicht weiter, als durch zwey von ihren Handelsstädten, Succadana und Banjarmassin gekannt haben, so geben sie auch keine Nachricht davon, auf die man sich verlassen könnte. Was ich davon sage, enthält auch nur eine unvollkommene Beschreibung.

Die Witterung ist in Borneo nicht gar zu ausserordentlich heiß; weil sie durch ordentliche Winde und häufige Regen öfters abgekühlt wird. Der innere Bezirk des Landes ist, wie wir schon gesagt haben, voll Gebürge, die sich sonderlich gegen die Nordseite erstrecken. Die Seeküsten sind überall sehr niedrig und jährlichen Ueberschwemmungen unterworfen, deren Ausdünstungen die Luft anstecken. Wenn das Wasser wieder weggeht, so läßt es viele Thiere, die es erzeigt hat, auf der Erde zurück, die aber die Dürre wieder tödtet: welches, nebst den Dünsten, die aus den Morästen aufsteigen, eine verderbliche Seuche verursachet. Denjenigen, die auf der Insel geboren schadet diese ungesunde Luft wenig; den Europäern aber, die sich daselbst niederlassen wollen, ist sie sehr gefährlich. Der West- und Südwind wehet vom Monat October bis zum April, mit beständigen Stürmen, Donner und Regen untermischt. Ost- und Nordwind wechselt ab und verursachet trockene Witterung, die die übrigen sechs Monate durch dauert, aber auch fast täglich mit einem gelinden Regen untermenget ist. Das Land wird in verschiedene Reiche eingetheilt.

getheilt. Alle Seeküsten werden von mohrischen Prinzen bewohnt, die einerley Herkunft mit denen von Sumatra und Java haben, weil sie alle aus Arabien herstammen. Das innere Land gehört den heidnischen Indianern, als den ältesten Bewohnern der Insel. Die portugisischen Reisebeschreiber nennen sie Beajou. Sie sind in verschiedene Völkerschaften vertheilt, die Klans heissen, und wovon eine jede ihr Oberhaupt hat. Ihr Land bestehet aus lauter Bergen und abscheulichen Wüsten.

Die vornehmsten Städte, die den Mohren, von der Nord, und Westseite, zugehören, sind Borneo, Tanjonbuoro, Sedang, Tajongdatoe, Sambas, Hermata, Landa, Succadana und Pisagadan. Gegen Süden und Westen trift man an Kotapaniang, Sampit, Selatan, Gonvarengin, Pomanoekan, Banjarmassin, Kaitongie, Motapoera, Passier, Negara, Jatoe u. s. w. Bornea, die alte Hauptstadt des Landes, liegt vier Grade gegen Norden, an einem ziemlich grossen Meerbusen. Der Hafen ist geräumlich und bequem. Er entstehet durch das Auslaufen eines grossen Flusses und durch verschiedene Inseln, die ihn für allen Winden schützen. Die Stadt ist in einem Moraste erbauet und bestehet nur aus drey hundert Häusern, die von guten Wällen und einer Steinmauer vertheidiget werden. Aussen herum sind noch viele Wohnungen, die meistens mit Gärten versehen sind. Es war ehedem die Residenz des vor-

vornehmsten Prinzen auf dieser Insel: seine Macht ist aber sehr gefallen. Es scheinet auch, als ob Tanjonbuoro, Sedang und Tajongdatoe von langen Zeiten her zu diesem Staate gehöret hätte. Sambas, Hermata, Landa, Passier, Negara und Jator haben ihre besondern Sultane. Succadana liegt gegen Südwest, einen Grad mittägiger Breite. Dieses Land macht einen mächtigen Staat aus, dessen Besitzungen sich gegen Süden und Südwest, bis ans Meer, und von der östlichen Seite, bis an den Fluß Banjar, der sie von dem Reiche Banjarmassin scheidet, erstrecken. Dieser Fluß entspringet aus den nordischen Gebürgen, und stürzt sich, ohngefehr drey Grade südlicher Breite, nachdem er das Land hundert und zwanzig Meilen lang durchströmet, wieder ins Meer. Banjarmassin, eine Stadt die an seinen Ufern, funfzehn bis zwanzig Meilen von dem Ausflusse liegt, hat ihren Namen von ihm. Sein Umkreis, der gegen Osten und Südosten keine andern Grenzen, als das Meer hat, ist eben so weitläuftig als der von Succadana. Die mohrischen Könige, die diese zwey Staaten regieren, sind die mächtigsten Prinzen im Lande.

Die Natur hat der Insel Borneo nicht so viel Gewürze gegeben, als den meisten benachbarten Ländern; unterdessen findet man doch Muscatenblumen und Muscatennüsse daselbst, ingleichen verschiedene Arten von Pfeffer, von welchen man den Batian, dessen Eigenschaften man in der Medicin sehr rühmt, unterscheidet.

Das

Das Land giebt auch den besten Kamfer von der Welt, viel Casien und Wachs, eine grosse Menge Lack, Savan und ander nützliches Färbeholz, aromatische Pflanzen, Bezoar, Drachenblut, Goldstaub und Diamanten. Man findet auch viele Vogelnester, die das vornehmste Gerichte auf den Tafeln der Morgenländer sind, und von welchen die Chineser und andere sinnliche Völker glauben, daß sie zur Wollust zu reizen fähig wären. Man sucht sie längst den Ufern und stößt sie mit langen Stangen, von den hohen Felsen, auf welchen sie liegen, herunter.

Man sammlet sehr viel Gold aus dem Sande verschiedener Flüsse, und man würde ohnfehlbar noch viel mehr in den Bergen des Landes finden, wenn diese Insulaner fleißig genug wären, darinne zu suchen. Man würde auch Eisen, Zinn, Bley, Gallmey und andere Mineralien darinne antreffen; sie lassen aber lieber alles liegen, weil sie die Kunst zu schmelzen nicht verstehen.

Im Reiche Succadana giebt es sehr viele Diamante. Sambas bringt auch welche, in dem nördlichen Theile, hervor. Saris glaubt, daß sie besser wären, als die indostanischen; doch sind sie, wie ein gewisser Schriftsteller, den Salomon anführt, sagt, viel kleiner, als die Diamanten von Golkonde, und wenn man von ohngefehr auch grosse Steine antrift, so sind sie gelb und unvollkommen. Man sucht sie in den Flüssen durch Taucher, so wie man es mit den Perlen

macht. Dieser Fang geschiehet gemeiniglich in den Monaten Januar, April, Julius und October. Die Insulaner theilen sie in vier Sorten: nämlich in die weißen, die sie Verna Ambon, das ist, weis Wasser, nennen; in die grünen, denen sie den Namen Verna Loud geben; in die gelben, Verna Sakkar genannt, und in solche, die zwischen den grünen und gelben zu stehen kommen, mit der Benennung Verna bessi.

Die meisten Gegenden auf der Insel, besonders in den niedrigen Theilen, sind sowol an Reis, Hülsenfrüchten, Gartengewächsen und an allen Arten von Lebensmitteln, fruchtbar. Sie hat ungemein grosse Wälder, die viel Holz zum Schiffbau geben, auch Pech und Harz hervorbringen. Man trift auch Eben- Sandel- und Adlerholz daselbst an. Unter den Thieren sind einige von einer ganz besondern Gestalt, zum Exempel die Oncas die eine wunderliche Art Affen sind. Ihr Leib ist schwarz und weiß. Sie haben einen schwarzen Strich, der sich oben auf dem Kopfe anfängt, unterm Kinne sich vereiniget und solchergestalt ein schön Halsband vorstellet. Aus ihrem Eingeweide nimmt man den besten Bezoar, der aber nicht eher darinne entstehet, als bis sie, wie man sagt, verwundet worden. Deswegen sollen auch die Jäger nur darauf bedacht seyn, wie sie dieselben nur leicht mit ihren Pfeilen verletzen, damit sie nicht gleich an der Wunde sterben. In den Hölzern giebt es ganze Geschlechter von rothen Affen. Man trifft noch andere Thiere an, deren

deren Felle dem Castor ähnlich sehen. Die Orang Oetan sind daselbst nicht rar. Gemelli bekräftiget dasjenige, was man von den javanischen erzält, ja er geht noch weiter, als Hamilton in seiner Erzälung, weil er versichert, daß sie dem Menschen vollkommen ähnlich wären, und zwar nicht allein was die Gestalt anbeträfe, sondern auch in Ansehung vieler äusserlichen Handlungen, hauptsächlich aber derjenigen, die aus den Leidenschaften entstünden. Er fügt noch hinzu, daß sie die Portugiesen fast eben für so vernünftig hielten, als die Wilden zu Borneo; sie nennten sie auch nicht anders, als **Beajou**, welches der Name der alten Bewohner der Insel ist. Der Autor sahe einen, der so fett war, daß er nicht gehen konnte. Wenn er seinen Ort verändern wollte, so rutschete er auf dem Hintern fort und nahm sein Bettuch, worauf er lag, mit sich.

Die Insel hat keinen einzigen Vogel, der den europäischen ähnlich sähe, ausser den Sperber. Man findet allda einen Nachtvogel, der zugleich etwas von der Fledermaus, der Eule und dem Fuchse an sich hat. Man versichert, daß seine ausgebreiteten Flügel beynahe sechs Fuß in der Länge haben. Diese Thiere erheben sich gegen Abend, und weil sie Haufenweis drey bis vier Stunden mit einander fliegen, besonders bey westlichen Winde, so formiren sie eine Art von dicken Wolcken, die die Luft verdunkeln. Die Reisenden reden mit Verwunderung von den Papageyen dieses Landes. Es giebt deren von

verschiedener Art. Die vornehmsten haben hellrothe, mit Blau und Grün vermischte Federn, so glänzend in der Vermischung, daß kein Maler die Lebhaftigkeit der Farben nachahmen kann. Sie sind kirre und gelehrig, aber so zärtlich, daß man sie nicht leicht nach Europa bringen kann. Man hält keine Schaafe in diesem Lande; doch sind die Ziegen, Schweine, Ochsen, Pferde und Büffels daselbst sehr gemein. Man trifft auch Bären, Hirsche, Elephanten und Tyger da an.

Die Beajou, als die ersten Bewohner der Insel, die sich aber jetzo nur noch in dem innersten Bezirke aufhalten, sind ein streitbares Volk, der Jagd und dem Schäferleben zugethan, wenig in Künsten und Wissenschaften, weil sie dieselben gar nicht achten, unterrichtet; sie hassen den Raub und den Betrug und leben sehr freundschaftlich. Man findet eine ganz ausserordentliche Bescheidenheit bey beyderley Geschlechten. Sie halten die eheliche Treue für eine unabgängliche Pflicht, und bestrafen den Ehebruch es sey an Manne oder Weibe, mit dem Leben. Sie leben in der größten Einigkeit unter einander, und geben den Armen alles, auf eine großmüthige Art, was sie nicht nöthig haben. Gegen die Fremden aber sind sie wild und grausam. Sie machen sich ein barbarisches Vergnügen daraus, ihre Hände mit dem Blute der Mohren und Europäer zu beflecken, und wer die meisten Köpfe nach Hause bringt, erwirbt einen höhern Grad von Hochachtung

achtung in seinem Canton. Die Engelländer, die sich zu Banjar Massin niedergelassen, mußten beständig auf ihrer Hut seyn, damit sie nicht von diesem wilden Volke beunruhiget würden.

Die meisten gehen nackend, bis auf die Glieder, die die Schamhaftigkeit zu bedecken befiehlt. Die Wohlhabensten tragen ein kleines Brusttuch von Leinwand aus Baumrinde, die diese Insulaner selbst machen und die so weich wie Cattun wird, wenn man sie schlägt und wäschet. Auf ihren Köpfen tragen sie einen Hut von Palmenblättern, in Gestalt eines Zuckerhuts, mit niedergeschlagenen Krempen, um sich für der Sonne und dem Regen zu schützen. Der Pater Vntimiglia giebt ihnen keine andern Waffen, als den Dolch, der wenig von den Messern der Mohren unterschieden ist, und ein langes Blasrohr, aus dem sie Tonkugeln blaßen, wenn sie Vögel schiessen, ingleichen kleine Pfeile, die sie mit einem tödtlichen Saft vergiften. Salmon spricht noch von einem andern Instrumente, es ist aber vielleicht eben dasselbe, nur unter einem andern Namen. Er nennet es Sampit. Er sagt, daß sie es bald an statt eines Bogens, von dem sie giftige Pfeile schössen, bald aber auch an statt eines Wurfspieses, den sie sehr weit schleuderten, und bisweilen auch als ein Bajonet, das sie vorne an die Flinte steckten, gebraucheten.

Ihre Religion ist, der Theorie nach, rein. Sie beten den GOtt des Himmels an; sie bren-

nen auf seinen Altären wohlriechendes Holz; sie opfern keinem materiellen Götzenbilde; sie erkennen ein Paradies für die Gerechten, und einen Ort der Quaal für die Gottlosen. In der Ausübung aber ist ihr Gottesdienst mit vielerley Aberglauben untermengt. Sie schreiben alle Krankheiten und überhaupt alles Unglück, einem höllischen Geiste zu, den sie auf allerley Weise zu besänftigen suchen. Bisweilen thun sie in eine grosse Schüssel Reis, Vögel und andere Speisen, die sie mit Gepränge in eine kleine Capelle tragen, die mitten in einem Holze erbauet ist. Wenn der Kranke gesund wird, so bringen sie dem Geiste ein neues Opfer; stirbt er aber, so schimpfen sie auf den übelthätigen Gott. Zu einer andern Zeit opfern sie eben diesem Geiste einen kleinen Kahn, mit allerley Lebensmitteln beladen, den sie alsdann ins Wasser lassen, und den Wellen und Winde übergeben. Sie glauben, daß alle Uebel des Kranken mit in den Kahn gehen, und wenn Jemand die Kühnheit hätte, ihn aufzuhalten, so brächte ihn der Geist ums Leben oder schickte ihm alle das Uebel zu, das er in sich hielte. Sie geben auch vor, daß ihnen dieser vermeinte Teufel bisweilen erscheine, und wenn sie auf die Erscheinung warten, fassen sie alle ihre Gedanken zusammen. Fragt man sie, unter was für einer Gestalt er sich ihnen zeige, so antworten sie, daß er verschiedene Arten hätte, sich ihnen zu erkennen zu geben, daß er aber gemeiniglich die Gestalt des Feuers an sich nähme.

Die

Die Beajou sind viel stärker und hurtiger als die Mohren, die ein sehr faules Leben führen, da hingegen die Erstern dem Feldbau und der Jagd zugethan sind. Sie sind auch grösser und brauner. Sie malen ihre Haut blau und reiben sie mit einem fetten Oele, dessen Geruch sehr stark ist. Eine ihrer schönsten Pracht und Zierrath bestehet in einer Schnure Tygerzähnen, die sie um den Hals tragen. Man versichert, daß die Vornehmen den wunderlichen Gebrauch hätten, sich die Vorderzähne ausreissen zu lassen, um goldene dafür einzusetzen. Der Ursprung dieses Volks ist nicht sehr bekannt. Sie reden auch eine ganz besondere Sprache. Man bemerkt in ihrem Gottesdienste einige Gebräuche, die der chinesischen Religion ähnlich kommen.

Die Mohren, die sich seit verschiedenen Jahrhunderten an der Seeseite von Borneo niedergelassen haben, sind, wie schon gesagt, dem Ursprunge nach Araber. Ihre Vorfahren haben viele auf diese Inseln geschickt, (nachdem sie zuvor verschiedene Gegenden des festen Landes in Indien überschwemmet), es sey nun entweder den Beschwerlichkeiten einer allzugrossen Bevölkerung zuvorkommen, oder ihre Handlung auszubreiten, oder endlich ihrem Schaden wieder beyzukommen, den sie bisweilen auf dem festen Lande erlitten.

Diese Wanderungen sind seit dem Einfalle der Moguls sehr gebräuchlich gewesen, die die Araber fast aus allen Provinzen von Indostan

gejagt und sie in den benachbarten Ländern eine Freystatt zu suchen genöthiget. Daher haben sich verschiedene mohrische Colonien in Pegu, Siam und Malaca niedergelassen, von wannen sie in viele andere mittägige Inseln gezogen sind. Es ist gewiß, daß die malaischen Mohren, deren Reich erst seit den ersten Entdeckungen der Europäer umgestürzt worden, seit einigen Jahrhunderten fast die einzige Herrschaft über alle diese Meere gehabt haben.

Die borneischen Mahometaner haben die Sitten ihrer ersten Vorfahren beybehalten und machen deswegen eine unbeständige, stolze, untreue und dem Raube ergebene Nation aus. Ihre Farbe ist mehr braun, als schwarz. Sie sind sinnreich, fähig etwas zu begreifen, zum Wissenschaften geschickt, aber so faul, daß ihnen alle diese natürliche Gaben nichts nützen. Sie sind der Seeräuberey gänzlich ergeben, die sie an kleinen Schiffen, bis in den Golfo von Bengalen, vier bis fünf hundert Meilen von ihrer Insel ausüben.

Sie sind ziemlich wohlgestaltet, aber nicht gar stark, kleiner Statur und von unangenehmer Bildung. Ihre Weiber haben regelmäßigere Gesichtszüge und sind überhaupt ziemlich artig. Sie sind auch nicht so braun, wie die Mannspersonen. Ihre Männer lassen ihnen viele Freyheit und erlauben ihnen sogar, auf europäische Schiffe zu gehen, auf denselben einzukaufen und zu verhandeln. Wenn man aber nur die kleinste

Tän-

Tändeley mit ihnen vornimmt, so treten sie voller Wuth herzu und geben ihre Eyfersucht durch Wackeln mit dem Spiese zu erkennen, sie legen auch die Hand an den Dolch und machen allerhand drohende Geberden.

Die Edelleute leben sehr prächtig. Sie sind stolz in Kleidern; sie essen aus silbernen Schüsseln und haben noch viele andere Geschirre von eben diesem Metalle, in die sie Betel, Tabak, Opium und wohlriechende Sachen legen. Ihre Speisen sind in Wasser gekochter Reis, Rindfleisch, Fische, Büffelfleisch, Geflügel und Wildpret. Sowohl Manns- als Weibspersonen vertreiben sich die Zeit mit Betelkauen, Tabakrauchen und Opium. Ihre übrigen Ergötzlichkeiten sind der Tanz, die Comödie und das Spiel.

Ihre Häuser sind gemeiniglich an den Flüssen erbauet. Einige stehen auf Pfeiler von Bambou, die man ins Wasser schlägt, aber so leicht, daß sie bey stürmischen Wetter der Wuth der Wellen gar nicht widerstehen können. Nichtsdestoweniger sind dieses die dauerhaftesten Häuser im ganzen Lande. Die andern, die man Lanting nennet, stehen nur auf einer Art von Flössen, aus Faschinen und Stangen, die mit Rohr zusammen gebunden sind. Um diese schwimmende Flösse nun fest zu machen, bindet man sie an einem Pfahl, der in den Fluß geschlagen wird. Hierauf erbauet man Hütten von Holz, sechs bis sieben Fuß hoch, die durch verschiedene Abtheilungen

von Rohr eben so viel Stuben ausmachen, und die alle nur ein Stockwerk hoch sind. Das Dach ist mit Blättern bedeckt. Der Boden bestehet aus einigen Brettern, die mit Tüchern belegt sind. Man gehet auf Brettern, als auf einer Art von Brücken, von einem Hause zum andern. Diese zerbrechliche Wohnungen sind dergestalt an beyden Seiten des Flusses vertheilt, daß sie eine geräumliche und ziemlich gerade Gasse ausmachen. Der Edelleute ihre Häuser haben mehrerern Anstand und sind auf grosse Balken erbauet. Man siehet auch grosse hölzerne Brücken, wovon einige ans Ufer, andere aber an die benachbarten Häuser stossen. Bey hohen Wasser erheben sich die Flösse in eben dem Maasse, nach welchen das Wasser zunimmt; bey stürmischen Wetter aber reissen die Stricke bisweilen, mit welchen sie an die Pfähle gebunden sind und das ganze Gebäude wird also durch die Wuth des Stroms in die See fortgetrieben. Uebrigens haben diese Häuser ihre Bequemlichkeit und Kosten wenig zu erbauen. Ein jeder Besitzer setzt Netze für sein Haus, in der Zuversicht, so viel Fische, als er zu seinem Unterhalt braucht, zu fangen.

Der Sultan von Banjar-Massin hat seine Residenz zu Kaitongie, zwölf bis funfzehn Meilen von dem Ausflusse des Banjar, in einem ganz schlechten Pallaste, vor welchen eine freystehende Halle ist, worinnen sich der Rath versammlet. Dieser Saal stehet auf sieben bis acht Fuß hohen Pfosten, und man steiget durch eine grosse Treppe hinauf.

hinauf. Alle Seiten desselben sind offen und ein breites Dach ist seine einzige Bedeckung. Er erstreckt sich in die Länge auf zehn Pariserruthen, und hat sieben bis acht derselben zur Breite. Mitten in demselbigen siehet man einen übergoldeten Thron, über welchen ein kostbarer Himmel ist. In eben diesem Saale stehen auch einige Canonen, so gegen das Feld gerichtet, aber sehr schlecht beschaffen sind.

Die Sprache dieser Mohren ist Malayisch. Sie wissen in Gold, Silber und Holz sehr geschickt zu arbeiten. Sie verstehen auch alle etwas weniges von der Bildhauerkunst, gebrauchen aber hierzu weiter kein Werkzeug als ihr Messer. In der Sternseherkunst sind sie gänzlich unwissend und bilden sich ein, daß man ohne eine übernatürliche Eingebung die Finsternissen nicht vorher sagen könne. Diese Himmelsbegebenheiten verursachen ihnen ein ausserordentliches Schrecken. Sie laufen mit vielem Lerm zusammen, schlagen Trommeln und kupferne Becken, und erheben ein abscheuliches Geschrey. Es endiget sich auch dieser Lerm nicht eher, als bis die Verfinsterung völlig vorbey ist, weil sie alsdann glauben, daß der himmlische Drache, welcher aus seinem Bezirk herausgebrochen um die Sonne oder den Mond zu verschlingen, durch diese Gestirne überwunden und in die Flucht getrieben sey.

Ihr grösster Pracht bestehet in der unbestimmten Anzahl der Weiber und Beyschläferinnen

rinnen so sie unterhalten. Die Töchter haben kaum die Kinderjahre zurückgelegt, so werden sie in die Frauenzimmerpaläste gebracht, wo sie im zehnten oder zwölften Jahre zu Müttern werden, im fünf und zwanzigsten aber schon zum Gebähren untüchtig sind. Ihre Hochzeiten werden mit grosser Pracht und eben denselben Gebräuchen vollzogen als zu Java. Bey den Begräbnissen haben sie eine Gewohnheit von den Chinesern angenommen, nach welcher sie dem Verstorbenen eine Menge Lebensmittel, Kleider, und einen Vorrath von allerhand Dingen mit ins Grab geben, weil sie glauben, daß er es in jenem Leben nöthig haben werde.

Diese Araber, welche allen Reichthum der Insel in ihren Händen haben, würden im Stande seyn, einen sehr vortheilhaften Handel mit den mehresten Kaufleuten aus Indien zu treiben, die sie in ihre Häfen gewöhnen könnten; wenn nicht ihr Hochmuth, ihre Grausamkeit, und die unruhige, mistrauische und wilde Gemüthsart fast alle Fremde abschreckte. Ueberdies befleißigen sie sich alle Arten von Betrügereyen im Handel zu gebrauchen, so, daß sie nicht nur das Gewicht und Maas verfälschen, sondern sogar von den Lebensmitteln stehlen, die sie behandeln. Diese Niederträchtigkeit sind sie auch so gewohnt, daß sie sich gar nicht schämen, wenn sie auf der That ergriffen werden. Die Chineser welche eben so betrügerisch sind, als die Mohren, in ihren Handel aber weit klüger verfahren, sind alleine zufrieden

mit dem Handel nach Borneo, den sie schon seit vielen Jahrhunderten getrieben.

Die Europäer haben zu verschiedenen Zeiten, gesucht, sich auf dieser grossen Insel fest zu setzen. Die Portugiesen welche sie im Jahr 1526 zuerst entdeckten, glaubten die Gunst eines Königes der ein Mohr war, dadurch zu erlangen, daß sie ihm einige Stück Tapeten mit Menschen und andern Figuren schenkten. Allein, dieser Barbar hielte diese Bilder für bezauberte Menschen, vor deren heimlichen Verbindung er sich fürchtete, und daher diese Fremden nebst ihren Geschenken mit Schrecken zurück wies. In der folgenden Zeit waren die Portugiesen glücklicher, denn man weiß daß im vorigen Jahrhundert, ihre Kaufleute von Macao ganz frey zu Banjar-Massin handelten. Sie bathen zu wiederholten malen um die Erlaubniß eine Factorey daselbst anzulegen, welche sie auch gegen das Jahr 1690 erhielten. Aber bald darauf wurden ihre Häuser von den Mohren geplündert; der Aufseher und die Diener ermordet; und drey Schiffe von Macao in dem Hafen weggenommen; und die darauf befindliche Mannschaft erwürget. Dieser Zufall schreckte sie von allen fernern Handel nach Borneo beständig ab.

Die Holländer versuchten auch ihr Glück. Sie wurden zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Succadana aufgenommen, von da sie nach Banjar-Massin giengen. An diesem letztern Orte widerfuhr ihnen eben das Unglück

als

als den Portugiesen. Zween von ihren Auffehern und alle Factoren wurden nach und nach umgebracht. Heut zu Tage bekümmert sich ihre morgenländische Compagnie wenig um diesen Handel, weil die Unbeständigkeit und Untreue der Mahometaner ihn allzu gefährlich machen. Dem ohngeachtet aber unterlassen die Agenten welche sie zu Batavia und auf den moluckischen Inseln hält, keinesweges, Schiffe bisweilen nach Banjar-Massin zu schicken, manchmal auf desselben Rechnung, mehrentheils aber ihres eignen Nutzens wegen. Salmon versichert auch, daß verschiedene Eigenthümer, grosses Glück bey diesen Handel gemacht.

Hierauf wollten sich die Engelländer vor andern ihres gleichen sehen lassen, und fiengen wie die Holländer an, sich zu Succadana fest zu setzen; sie wurden aber im Jahr 1694 von da weggejagt. Kurze Zeit darnach wurden sie zu Banjar-Massin aufgenommen, wo sie plötzlich eine schöne Colonie anlegten, wozu ihnen zwey hundert indianische Familien behülflich waren, die sich unter ihren Schutz begaben. Das blühende Glück dieser Factorey erregte bey den Mohren das Misvergnügen und den Geiz, so, daß sie an einem Tage zur Plünderung desselben anruckten. Der Herr Barre aber, ein englischer Schiffcapitain, der zufälliger Weise sich in Banjar-Massin befand, zerstreuete diese Barbaren, und verfolgte sie auf dem Flusse bis nach Negra, mehr als sechzig Meilen von dem Ausflusse des Banjar.

Die

Die Feinde kamen nicht wieder dahin, weil es aber den Engelländern an Geld und Lebensmitteln fehlte, so waren sie gezwungen den Ort zu verlassen.

Doch kamen sie im Jahr 1704 mit einer zahlreichen Flotte wiederum daselbst an, durch diese waren sie auch im Stande denen Insulanern Gesetze vorzuschreiben. Ein Jahr darnach erhielt der Herr Barre Befehl, die Aufsicht über diese neue Errichtung zu führen, und an dem Ufer des Banjar eine Festung anzulegen. Die Mohren, welche durch diese Unternehmung in Harnisch gebracht worden, kamen mit einer starken Flotte auf dem Flusse an, und waren Willens die Engelländer zu überfallen. Barre aber gieng ihnen nur mit einem einzigen Schiff entgegen, und jagte ihnen durch sein Canonenfeuer ein solches Schrekken ein, daß sie die Flucht ergriffen. Aber dieser tapfere Mann, hätte zum Glück der englischen Colonie nur länger leben sollen; denn er starb im Jahr 1706, und Kuningham, ein General ohne Erfahrung und Herzhaftigkeit kam an seine Stelle. Sie fiengen auch gar bald an, diese übel getroffene Wahl zu bereuen; denn als die Mohren sich um die Festung herum zusammen rottirt hatten, so stieg Kuningham, anstatt sie zu vertheidigen, mit seiner ganzen Besatzung zu Schiffe und segelte nach Engelland, und überließ dem Muthwillen der Feinde nicht nur alle Waaren und Kriegsgeräthschaft, sondern auch eine grosse Anzahl Handwerksleute und Sclaven, die in

ihren Dienst waren. Die Mohren raubten, und plünderten die Festung; ermordeten alle Indianer die sie da antrafen; und jagten wenig Zeit darnach einen Theil der Engelländer die sich in Tamborneio an dem äussersten mittägichen Theile der Insel fest gesetzet hatten, zum Lande hinaus. Solchergestalt gieng die ganze britannische Colonie gänzlich zu Grunde.

Die Spanier so auf den philippinischen Inseln wohnten, haben zu eben diesem Handel auch grosse Lust bezeigt. Der Hafen der alten Hauptstadt dieser Insel, zu Borneo, ist lange Jahre unter ihrer Gewalt gewesen, und sie hatten einen vortheilhaften Vergleich mit dem Sultan dieses Landes getroffen; nach welchen er sich verbunden hatte, die unter seiner Bothmäßigkeit stehende Häfen, allen andern europäischen Nationen zu versperren, und gegen alle Feinde von Spanien den Krieg zu führen. Allein, sie haben alle diese Vortheile fahren lassen, theils wegen der allzuweiten Entfernung von den philippinischen Inseln, theils auch wegen der üblen Begegnung, die ihnen von den Mohren dieser Gegend widerfuhr, mit welchen es sich eben so schlecht umgehen läßt, als mit denen von Banjar-Massin.

Die europäischen Nationen, welche die Fähigkeit besitzen, das Vertrauen und die Freundschaft der mohrischen Prinzen zu erwerben, würden aus dem Handel nach Borneo grosse Vortheile ziehen können. Diese Unternehmung ist

zwar

zwar schwer, jedoch aber nicht ganz unmöglich. Herr Beekmann, ein englischer Kaufmann, der im Jahr 1714 kurz nach der Verwüstung der Factorey seiner Nation, unterwegs zu Banjar-Massin einlief, sich zu erfrischen; hat von dem Sultan zu Banjar alle Arten von Gunstbezeigungen erhalten. Dieser Prinz erklärte sich auch, daß alle Häfen seines Königreichs, denen fremden Kaufleuten offen stehen solten, welche die Gesetze des Landes beobachten würden; und die Engelländer könnten die üble Begegnung die ihnen zu Banjar-Massin widerfahren, niemand zurechnen, als der schlechten Aufführung ihrer Aufseher, welche sich unterstanden hätten seine Unterthanen zu plagen, und Festungen auf seinem Grund und Boden zu erbauen. Er fügte noch hinzu, daß die englische Compagnie im Betracht des Unrechts das sie ihm angethan, keine Gunstbezeigung von ihm zu gewarten hätte; Privatpersonen aber die mit derselben in keiner Verbindung stünden, und auf ihre eigne Rechnung Gewerbe trieben, würden allezeit gütig aufgenommen werden. Alle Prinzen von Indien überhaupt, hegen eben den Widerwillen gegen unsere europäischen Handelsgesellschaften, welches, wie Salmon sagt, von nichts anders als den ungewöhnlichen Misbrauch ihrer Gewalt, herrühret.

Die Waaren welche sich zu Borneo mit Nutzen verhandeln lassen, sind: Schießgewehr, besonders Canonen von mittelmässigen Caliber; Schießpulver, Bleykugeln, Messer, Hacken, Nägel,

Brillen, Spiegel und Taschenuhren. Ich kann nicht glauben, was der italiänische Uebersetzer des Salmons sagt, daß die spanischen Thaler mit dem Golde in gleichen Werth stünden, Pfund gegen Pfund, nämlich, daß diese Insulaner eben so viel Gold in Stücken darwiegen, als sie Silber an Philipsthalern erhalten *). Das sind Vortheile die ich noch für die wichtigsten halte. Ausser den schätzbaren Dingen, die das Land hervorbringt, als Gold, Pfeffer, Färberholz, Specereyen, und Diamanten; bringen auch die Chineser alle Jahre viele Waaren dahin. Sie sind auch hier in keinen höhern Preise als in China, ja man befindet, daß sie wohlfeiler sind, wenn man rechnet was die Frachtunkosten von Canton, die Zölle, und die Geschenke vor die Mandarinen betragen. Die Schiffe von Macassar kommen auch ordentlicher Weise zu Anfange des Herbstes in Borneo an, und verhandeln alle Specereyen die in ihren Lande wachsen, ganz heimlich. Die holländische Compagnie hat ihnen diesen Handel auf das schärfste verbothen, weil sie alles in Macassar zu befehlen hat: sie finden aber doch Mittel, entweder die Wachsamkeit der Aufseher zu betrügen, oder sie zu bestechen.

Ob gleich dieses Land heut zu Tage wenig von unsern Schiffleuten besucht wird; so könnte es

*) Das Gold wird daselbst mit Philipsthalern nach dem Gewichte vertauschet, diese Insulaner geben eben so schwer an Golde, als sie an Silber in Philipsthalern bekommen.

es doch vielleicht eine der besten Niederlagen in Indien seyn, sowohl wegen der Reichthümer die es hervorbringt, als auch wegen der vortheilhaften Lage zu dem Handel mit China und den Gewürzinseln. Die Hindernisse, wie schon gesagt, würden nicht unüberwindlich seyn. Hier folgen die Entdeckungen, welche ein erfahrner Schiffmann davon giebt. Man müßte, sagte er, gerades Weges ohne in einen Hafen zu fahren, auf die Reede von Banjar schiffen, gegen den Mund des Flusses, wo man einen sehr guten Ankergrund neben der ersten Insel, die entgegen stehet, findet. Ehe man weiter gehet, wäre es wohlgethan einen eigenen Bothen besonders nach Kaitongie abzuschicken, welcher dem Sultan die Ankunft des Schiffes, und die friedlichen Gesinnungen des Capitains, hinterbrächte. Ohne diese Vorsicht würde man Gefahr laufen vor Seeräuber und nicht vor Kaufleute gehalten zu werden. Nachdem die Insulaner durch diese ersten Verrichtungen in Sicherheit gestellet sind, so werden sie von selbst am Bord des Schiffes kommen. Man muß sich hüten, ihnen das geringste Mistrauen zu bezeigen, und vornehmlich kein unverständiges Gepränge von seiner Stärke machen. Bey diesen Gelegenheiten kommen immer einige vornehme Indianer, die den Capitain, mit vieler Mühe ersuchen, sich ihres Ansehens bey dem Sultan zu bedienen, in Hoffnung einige Vergeltung dadurch zu erlangen; auf deren Versprechungen aber, man sich nicht leichtsinnig verlassen muß, sondern es ist allezeit

gut sie durch Beschenkung mit einigen Kleinigkeiten auf seine Seite zu bringen.

Wenn man die Erlaubniß auf dem Fluß zu fahren, erhalten hat, muß man hinauffahren bis nach Tatas, welches sechs bis sieben Meilen von seinem Ausflusse entfernt ist, und sich an dem Ufer ein Haus miethen um es zu einen Magazin zu gebrauchen. Man muß über alle Maassen auf seiner Hut seyn, wenn man mit den Mohren handelt, denn diese Heiden suchen beständig die Fremden zu betrügen. Den Chinesern darf man ebenfalls nicht trauen; doch ist es sehr nöthig sie zu schonen, weil man mit ihnen einen sehr nützlichen Handel machen kann. Es würde sehr gefährlich seyn, den Weibern welche täglich Lebensmittel an das Schiff bringen, die geringste Beleidigung zuzufügen; oder den Männern unter was für Vorwand es auch sey, übel zu begegnen. Zum Handel nach Borneo ist der Augustmonat die beste Zeit; denn man findet alsdenn allen Pfeffer von der vorhergehenden Ernte, der allezeit dem neuen vorzuziehen ist, weil man im Fortschaffen weniger an ihm verlieret. Unser Schriftsteller will daß es besser gethan sey, zwey kleine Schiffe als ein grosses dahin zu senden; erstlich weil im Fall eines Angriffes man sich mit mehr Vortheil vertheidigen kann; zum andern weil die Schiffsladung viel eher fertig ist, wenn man sie in verschiedene Gegenden besonders schicket. Diesen weisen Rath hat Beekmann im Jahr 1715 den Engelländern ertheilet.

Sechstes Hauptstück.

Von den Einwohnern auf der Insel Celebes, sonst Macassar genannt.

Erster Abschnitt.

Beschreibung von Celebes. Natürliche Geschichte von dessen Producten.

Celebes ist eine von den größten Inseln auf dem indianischen Meere. Sie liegt von Borneo gegen Morgen zwischen den 135. und 139sten Grad der Länge, sie erstreckt sich von der Aequinoctiallinie $1\frac{1}{2}$ Grad nach Norden, und ohngefähr 6 Grad nach Süden. Dieser Lage nach ist ihre Länge von Mittag gegen Norden genommen, ohngefähr 160 Meilen, und die Breite von Morgen gegen Abend 60 Meilen. Einige Erdbeschreiber geben sie nicht so lang an. Von Borneo ist sie durch einen Canal abgesondert, dessen Breite 40 Meilen ist, und den Namen der **Meerenge von Macassar** hat.

Der mittägige Theil der Insel, ist durch einen Meerbusen getheilet, welcher sehr weit in das Land hinein gehet, und fast gerade nach Norden zu. Dampier beschreibt ihn vierzig bis funfzig

Meilen lang, und sechs bis sieben Meilen breit. In ihm sind viele kleine Inseln und Sandbänke. Gegen Morgen ist das Land auf dieser Insel niedrig, das Wasser nicht tief, und die Seebusen und Inseln sehr häufig. Man findet auch da eine Menge grosser Seen und viele Bäche die süsses Wasser führen und ins Meer laufen. In diesen Gegenden ist das Erdreich schwarz, überaus fett, und von einer erstaunenden Fruchtbarkeit. Das Ufer ist längst der Seeküste mit grossen Bäumen besetzt, die niemals die Blätter verlieren, und diesem Theil der Insel das Ansehen eines immer grünenden Gartens geben. Gegen Mitternacht erhebt sich das Land merklich, und stellt in der Entfernung viele Berge vor. Auf eben dieser Seite, einen Grad und dreyßig Minuten über der Linie, ist ein langer und enger Strich Landes, der sich dreyßig Meilen weit nach Nordost erstreckt, und das Ansehen hat zwey Grad nordliche Breite zu haben. Die Küste gegen Abend, die längst der Meerenge liegt, ist überhaupt sehr gerade, ausgenommen in dem südwestlichen Theil, wo es einige Vorgebirge, viele Meerbusen, und eine sehr grosse Anzahl Inseln giebt. Die Küste nach Süden ist ausser dem grossen Meerbusen, davon wir schon gemeldet, noch mit vielen kleinern durchschnitten.

Die innere Beschaffenheit dieses grossen Landes ist wenig bekannt. Valentin zählet darinnen mehr als zwanzig Königreiche, die durch eben so viel besondere Regenten beherrschet werden,

und

und sich verschiedene Titel beylegen, dergleichen sind, von Raja, von Grain und dergleichen. Die mächtigsten unter diesen Prinzen sind die Sultane von Celebes und Macassar zwey ansehnliche Staaten, die sonst die Herrschaft über diese Insel getheilet haben; daher es auch gekommen, daß das ganze Land ihren Namen führet, und ohne Unterscheid Celebes und Macassar heißt.

Das Königreich Celebes liegt in dem mitternächtigem Theile der Insel in den Gegenden der Linie. Die Indianer nennen es gemeiniglich Bone, von dem Namen der Hauptstadt, die einen Grad und dreysig Minuten nach Süden liegt. Salmon behauptet daß dieser Staat unter der Herrschaft des Königs von Ternate stehe, der ihn durch Statthalter regieren läßt. Macassar, oder vielmehr Mancacar wie es die Einwohner nennen, liegt in dem südlichen Theil. Die Hauptstadt eben dieses Namens liegt zwischen den vierten und fünften Grad der südlichen Breite. Die Macassarier geben eben diesem Königreiche den Namen Goa, wegen einer Stadt die zu demselbigen gehöret, und an dem grossen Meerbusen liegt. Von den andern Königreichen erfähret man wenig. Salmon nennt sie Loeboe, Tello, Soping, Vadjoe, Tanette, Layo, Bankala, Toeratte, Badjing, Panna, Bakka, Mandhar u. s. w. er sagt aber nichts von ihrer Lage, und ihre Namen finden sich kaum in den unvollkommenen Charten die wir von diesem Lande haben.

Mancacar wird uns als eine schöne und grosse Stadt beschrieben, deren Festungswerke nicht zu verachten sind, obgleich die Holländer einen Theil derselben verwüstet. Vor alters rechnete man entweder in der Ringmauer oder in den benachbarten Dörfern 160, 000 Mann die Waffen führen konnten; heut zu Tage aber würde man kaum 80, 000 Mann aufbringen können. Sie liegt ein wenig über den Ausfluß des grossen Flusses Macassar, in einer Ebene, die sehr fruchtbar an Reis, Früchten, Blumen und Hülsenfrüchten ist.

Ihre Mauren stehen auf einer Seite an dem Flusse. Die Strassen sind in grosser Anzahl, und mehrentheils sehr breit. Sie zu pflastern ist daselbst etwas unbekanntes; aber der Sand, mit welchen sie von Natur bedeckt sind, macht daß alles sehr reinlich ist. Sie sind mit einer doppelten Reihe sehr dicker Bäume eingefaßt, welche die Einwohner mit Sorgfalt unterhalten, weil sie ihren Häusern Schatten geben, und eine beständige Kühlung in der Hitze des Tages machen. Man findet daselbst keine andern Gebäude von Stein, als den königlichen Pallast, und einige Moscheen; die andern Häuser aber, ob sie gleich alle von Holz sind, machen doch wegen der Verschiedenheit ihrer Farben einen angenehmen Anblick. Das Ebenholz welches besonders häufig da ist, setzt durch seinen Glanz die Fremden in Verwunderung. Die Stücken davon sind mit so viel Kunst zusammengesetzet, daß man keine

Fuge daran gewahr wird. Das gröſte von diesen Gebäuden ist nicht über vier bis fünf Pariserruthen lang, und eine oder zwo breit. Die Fenster sind sehr enge; und das Dach ist von grossen Blättern zusammengesetzt, die durch ihre Dicke den Regen abhalten. Die mehresten stehen frey in der Luft auf Säulen von einen so harten Holz, daß man es für unvergänglich hält. Man steigt auf einer Leiter hinauf, die ein jeder, so bald er hinein ist, aus Furcht von einem Hunde verfolgt zu werden, sorgfältig nach sich ziehet. Dieses Thier wird für unrein gehalten, und diese Insulaner, welche unter allen Mahometanern die allerabergläubischten sind, würden sich des Lebens nicht werth halten, wenn sie, nachdem sie von einem Hunde berühret worden, sich nicht alsobald in dem Flusse baden sollten. Auf dem Dache welches flach und sehr niedrig ist, hat jedes Haus drey türkische halbe Monden, davon zwey gerade stehen auf beyden äusseristen Enden, der mittelste aber kehret die Spitzen niederwärts.

Man findet in Mancacar alles was man nur zur Bequemlichkeit einer grossen Stadt verlangen kann. Es sind daselbst schöne Plätze, worauf zweymal des Tages Markt gehalten wird; nämlich des Morgens vor dem Aufgang der Sonne, und des Abends, eine Stunde vor dem Untergange. Man trift darauf niemand als Weiber an; ein Mann würde sich sehr verächtlich machen, wenn er sich unterstünde da zu erscheinen, er würde die äusserste Beschimpfung von

Seiten der Kinder zu gewarten haben, welche in der Meynung erzogen sind, daß das männliche Geschlecht zu weit ernsthaftern und wichtigern Geschäften bestimmt ist. Es ist sehr angenehm anzusehen, wie alle Tage, alle junge Mädchen aus den benachbarten Städten und Dörfern ankommen; davon einige Fische aus süssen Wasser bringen, die fünf bis sechs Meilen von der Stadt gefangen werden, und zwar in einem grossen Marktflecken, Galezon genannt, wo der Fischfang angelegt ist; andre bringen Seefische, die sie aus verschiedenen Häfen zusammentragen; oder Früchte und Palmenwein, welche vornehmlich von Bantaim einen Dorfe zwey Meilen weit davon, kommen; Federvieh, Ochsen- und Büffelfleisch werden auf eben den Märkten, wie Früchte und Fische verkauft. Sonst hiengen diese Insulaner dem mahometischen Glauben so eifrig an, daß sie sich ein Gewissen machten, einiges vierfüßiges Thier zu essen; jetzo aber enthalten sie sich nur des Schweinefleisches. Unterdessen verkauft man aber doch kein Federwildbret auf öffentlichen Plätzen, weil das Recht der Jagd blos dem König und denen vornehmen Herren zustehet. Sonst ist das wilde Schwein, welches unter den wilden Thieren dieser Insel am häufigsten anzutreffen, mit in dem Verbothe von Schweinenfleisch begriffen; und der König selbst pflegt die auf der Jagd erlegten Stücke an die Fremden zu verschenken. So weit gehet diese merkwürdige Beschreibung von Mancacar die uns der Geschichtschreiber der Reisen giebt.

Sals

Salmon versichert, daß die Holländer den Namen dieser Stadt geändert, und sie Vlärdingen heissen, auch daß sie daselbst eine gute Festung angeleget, der sie den Namen Roterdam gegeben. Auf dem südlichen Theil von Mancacar besitzen sie einen andern wichtigen Platz, Jompandam genannt, der an das Ufer erbauet ist. Daselbst haben sie eine ansehnliche Festung, und vielleicht ist es eben dieselbige davon Salmon schreibt. Jompandam ist an und vor sich, ohne die Reichthümer die sie aus dem Lande ziehen, eine sehr vortheilhafte Niederlage, zum Handel nach Borneo, nach den moluckischen Inseln, nach Siam, Cochinchina, Tonquin, Japan und China. In dem Königreich Macassar giebt es auch viele mittelmäßige Oerter, die nicht über sechs bis sieben Meilen weit von einander liegen, manchmal aber auch noch näher sind. Die vornehmsten sind Goa, von welcher, wie schon bemerkt worden, der Staat den Namen führet; Tallou, Tourate, und Borobassau sind wegen den Cattun- und seidnen Stofffabriken berühmt.

Bone, die Hauptstadt des Königreichs Celebes, das auch nach ihrem Namen genennt wird, ist eben so groß und bevölkert als Mancacar. Vadjore, Soping, und Renugni sind auch ansehnliche Städte in diesem Lande. Mandhar und Mamoja aber scheinen die vornehmsten Städte der beyden Königreiche dieses Namens zu seyn. Die erste hat einen Grad und dreyßig

Minuten

Minuten mittägiche Breite; die andre ist um einen Grad, der Linie näher *). Toraja liegt zwischen beyden, und ist die Hauptstadt eines besondern Königreichs.

Badjing und Bancala liegen dreyßig Minuten von der Linie nach Süden zu. Layo liegt auch so weit, aber nach Norden zu; Und das ist alles, was man von diesem grossen Lande weiß.

Ein schöner Fluß, fließt durch einen Theil dieser Insel, von Norden nach Süden, der seinen Ursprung aus den benachbarten Gebürgen von Mamoja zu nehmen scheint, ohngefähr einen Grad gegen Süden. Er läuft achtzig Meilen weit und fällt unter Mancacar, fünf Grad derselbigen Breite, in die Meerenge. Bey dem Ausflusse ist er eine halbe Meile breit, sonst ist seine Breite allenthalben wie die Seine bey Paris, ausgenommen eine kleine Entfernung von der Quelle. Er theilt sich in viele Arme, die sich von Westen nach Osten auf der ganzen Insel ausbreiten. Man beklagt nur, daß er so viel Sandbänke hat, welche verhindern daß mittelmäßige Schiffe

*) Der Geschichtschreiber der Reisen behauptet, daß Mandhar und Mamoja zu einer Provinz gehörten, welches aber nicht seyn kann, erstlich wegen ihrer Entfernung; zweytens, weil zwischen ihnen ein Königreich liegt, nämlich Toraja. Er fügt noch hinzu, daß diese beyden Oerter, gleich weit von Mancacar entfernt wären. Alle Landcharten aber, die ich deßwegen nachgesehen, auch selbst diejenige, so er vor seine Beschreibung gesetzet, zeigen das Gegentheil.

Schiffe darauf fahren können, ob wohl sonst sein Bette tief genug ist, die größten Schiffe zu tragen. Es giebt viele Krocodille darinnen, die von so böser Art sind, daß sie, wie man sagt, die Schiffe, so darauf fahren, mit ihren Schwanz umwerfen, dessen sie sich als eines Hakens bedienen. Man findet auch eine Art Fische **Lamantins**, die überaus groß sind; und eine Art von Meerkühen sind, die sonst in den Flüssen von Africa und America gemeiner sind, als in Indien. Ihr Maul siehet einem Kühmaul ähnlich; der Schwanz hat die Gestalt einer grossen Schaufel; die Haut ist braun, runzelicht, und an einigen Orten mit Haaren bedeckt, die columbinfarbig aussehen. Dieses Thier hat unter dem Bauch zwey kleine Floßfedern, die wie Hände aussehen, davon jede vier Finger mit Nägeln hat, die sehr kurz sind. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, und frißt gerne Gras das auf dem Felsen wächst, sucht auch das süsse Wasser bey dem Ausgange der Flüsse auf. Es wird wie der Wallfisch gefangen, manchmal sind einige gefangen worden die achtzehn bis zwanzig Schuhe lang waren, und sieben Schuh im Durchschnitt hatten.

Die Insel Celebes liegt mitten in dem heissen Erdstriche. Die Hitze würde sie unbewohnbar machen, wenn nicht die häufigen Regen und kühlen Winde dieselbe mäßigten. Gemeiniglich regnet es daselbst fünf bis sechs Tage vor, und nach dem Vollmond, und die zwey Monat lang, als die Sonne über dem Scheitel ihrer Einwohner

stehet.

stehet. Diese Vermischung von Hitze und Feuchtigkeit, verursachet fast täglich, erschreckliche Sturmwinde und grausame Donnerwetter. Die Nordwinde, die die längste Zeit des Jahres wehen, tragen auch vieles zur Abkühlung der Luft bey, und machen sie sehr rein; wenn sie auch aussenbleiben, so wird das Land durch ansteckende Krankheiten verwüstet, doch kommen diese Zufälle selten, und die Macassarier geniessen überhaupt einer guten Gesundheit, die da macht, daß sie 100 bis 120 Jahr alt werden.

Der Schriftsteller, den ich angeführet, macht uns, wie Gervaise, eine reizende Abschilderung von dieser angenehmen Gegend; von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Früchte; von der Schönheit der Landschaften, die durch angenehme Hügel, durch grüne mit Blumen gezierte Wiesen, durch viele Flüsse und kleine Bäche die sie bewässern; durch Felder voller Früchte und beständig grünende Bäume, die entweder Blumen oder Früchte zu allen Jahrszeiten tragen, ausgezieret werden. Es ist keine Provinz, sagt er, die die Natur nicht solte durch besondre Gaben von andern unterschieden haben. Wir wollen ihm in dieser wichtigen Erzählung mit Vergnügen folgen.

Die nordlichen Gegenden, die zwar ihrer Lage nach nicht so angenehm sind, als die gegen Süden, tragen dennoch zu dem Reichthum der Insel eben so viel bey als die andern, denn in ihren Bergen sind überflüssige Steinbrüche, Goldminen,

Kupfer

Kupfer und Zinn. Das Gold kömmt von selbst zu Tage, ohne daß man nöthig habe, es mit Gewalt aus dem innersten der Erde herauszuholen, und findet sich in Körnern oder kleinen Stücken in den Thälern, nach Ablauf der Regenbäche, die aus den Gebürgen kommen. Das Königreich Toraja, und andre benachbarte Gegenden, sind in grosser Menge damit versehen.

Die Wälder der Insel sind mit Bäumen von Calamba, Sandel und andern köstlichen Holz erfüllet, von welchen man vortrefliches Räuchwerk, und prächtige Farben macht. Die Ebenbäume, Bambus und überhaupt alles Zimmer- und Tischlerholz, ist hier eben so gemein, als die Eichen und Rüstern, in Europa. Die Bambus von Macassar, sind denen von China, in Ansehung der Härte und Dicke weit vorzuziehen. Statt eines Fußes Dicke im Durchschnitt, welches in Indien gemein ist; haben diese Röhre allhier bis auf drey und bisweilen mehr Schuh. Die Insulaner machen davon Hütten, kleine Schiffe, Pfeile und Trommeln aus einem Stück.

Die Mannigfaltigkeit der Blumen und Früchte ist erstaunend. Der Jesmin, die Rosen, Tuberosen, Nelken und viele besondre Arten, wachsen allhier fast ganz ohne Wartung. Der Schriftsteller rühmt besonders vor allen, die so genannte Bougna = genai = mora. Sie hat, sagt er, etwas ähnliches mit der Lilie, ihr Geruch ist aber weit lieblicher. Die Insulaner ziehen eine

Essenz

Essenz davon, mit welcher sie sich ihre ganze Lebenszeit über salben, und die ihnen auch nach ihren Tode zur Einbalsamirung dienet. Ihr Stengel ist ohngefähr zwey Fuß hoch. Sie wächst nicht aus einer Zwiebel wie die Lilie, sondern aus einer grossen, sehr bittern Wurzel, die man zur Heilung vieler Krankheiten, vornehmlich aber der Purpur- und Pestilenzialischenfieber gebrauchet.

Die gemeinsten Früchte auf der Insel, sind die Orangen, Zitronen, Cocus, Mangues, Bananas und kleinen Melonen, von vortreflichen Geschmack, und so erfrischend, daß die Helfte von einer genug ist dem allerdurstigsten Menschen den Durst zu löschen.

Das Land bringt auch einen Baum hervor, welcher Nüsse trägt, die den unsrigen sehr ähnlich sind, nur daß sie keinen so weissen Kern haben, nicht so angenehm schmecken, und eine weit härtere Schale haben. Sie geben aber weit mehr Oehl als die europäischen. Die Einwohner bedienen sich dessen mit grossen Nutzen, zur Heilung der Wunden. Wenn es mit dem fleischichten Theil der Cocusnüsse, bis auf einen gewissen Grad der Dicke eingesotten wird, macht man daraus einen Teig, und überziehet Stöcke damit, die hernach zu Fackeln dienen. Diese Lichter sehen eben so weiß und helle aus, als unsere, wenn sie aber einmal recht angezündet sind, so kann man sie ohne grosse Mühe nicht auslöschen.

Insbesondre macht unser Schriftsteller viel Rühmens von den Baumwollbäumen zu Macassar, welche in vielen Gegenden der Insel, häufig wachsen, und für die besten in Indien gehalten werden. Anstatt daß ihre Blüthe gelb seyn sollte, wie sie fast allenthalben aussiehet, ist sie allhier sehr hochroth. Man giebt auch vor, der Reis auf der Insel Celebes sey besser, als in den mehresten benachbarten Gegenden; welches man dem Fleiße der Einwohner zuschreibt, die viel fleißiger in der Arbeit sind, als die zu Siam und andern indianischen Ländern.

Viele von unsern Pflanzen und Hülsenfrüchten, als Rüben, Cichorien, Portulack, Kohl, Roßmarien, Balsambaum, Seeblumen und dergleichen, wachsen eben so leicht auf dieser Insel, als in Europa. Das Opium hat unter den Kräutern des Landes einen besondern Vorzug; es wächst als eine Staude, auf den Felsen, Bergen, und in wilden und wüsten Oertern. Die Blätter sehen blaßgrün aus. Aus seinen Zweigen presset man einen Säft, durch einen Einschnitt unter welchen man ein Geschirr von Bambus setzt. Wenn dieses erfüllet ist, nimmt man es weg, und verstopfet es sehr genau. Binnen einigen Tagen, wird dieser Saft darinnen dicke, und zu einem Teige, daraus man kleine Kugeln macht, die man um eben so schwer Gold verkaufet. Alle Mahometaner, nicht nur in Indien, sondern auch in Persien, Türkey, Arabien und Africa, halten das Opium in grossen Werth. Die Macassarier

nehmen es mannichmal ganz ein, mehrentheils aber vermischen sie es mit ihren Rauchtobak, den sie mit Wasser benetzen, in welchen Opium aufgelöset ist, und glauben, daß es die Verdauung befördere, und den Magen stärke. Es ist gleiche Gefahr dabey, dasselbe übermäßig zu gebrauchen, oder nachdem man es lange Zeit gewohnt ist, gar keines mehr zu nehmen. Nimmt man es, so wie es ist, so ist es ein heftiges Purgiermittel; mit Theriak vermischet, hat es ganz entgegengesetzte Eigenschaften, und ist ein treflich Mittel wider lange anhaltenden Durchlauf. Die Macassarier mischen allezeit, ehe sie in Streit ziehen, ein gutes Theil davon unter ihren Rauchtobak, weil es ihnen den Muth erreget, sie trunken und unempfindlich bey den gefährlichsten Wunden machet. Die Indianer nennen es Amfion, und giebt es davon schwarzes und gelbes. Ich habe nicht nöthig, zu erwähnen, daß es von sehr kaltmachender Eigenschaft ist, und daß es, im Uebermaaß genommen, das Blut verdicket und den Tod bringt.

Die Insel bringt auch eine Menge giftiger Kräuter hervor, davon viele dem Amfion so ähnlich sehen, daß die Indianer oft das Unglück haben, sich darinnen zu betrügen. Sie machen davon sehr feines Gift, worein sie ihre Pfeile tauchen. Diese Waffen sind so gefährlich, daß alle Verwundungen, die damit gemacht werden, tödtlich sind. Man versichert auch, daß sie ihren Gift, länger als zwanzig Jahr behalten, und daß

nichts,

nichts, als der Rauch, diese schädliche Eigenschaft aufheben könne.

In dem Lande giebt es gar keine Tyger, Löwen, Elephanten, und Naßhörner; aber viel Hirsche und wilde Schweine finden sich daselbst. Die Ochsen sind eben so groß als in Europa, und die Kühe geben vortrefliche Milch. Die Pferde und Büffel sind da sehr gemein. Die erstern sind zwar klein, aber hitzig und muthig. Die Insulaner reiten auf ihnen, und brauchen sie sonst zu keiner andern Arbeit, und beschlagen sie auch niemals. Sie haben kein ander Gebiß, als einen kleinen Stecken, an dessen beyde Enden Stricke gebunden sind, die statt des Zügels dienen. Man legt ein Stück Stoff auf sie, in Gestalt eines Sattels, ohne Steigbügel.

Unter den wilden Thieren, sind die Affen die häufigste Gattung; die Insel ist erfüllet von ihnen, und sie verursachen den Einwohnern beständigen Lerm. Es giebt weiße, schwarze und gelbe. Einige haben sehr lange Schwänze, andre gar keine. Die weißen sind die größten und wildesten, und giebt es deren, die so groß sind, als die englischen Docken. Diese Thiere sind eben so freßbegierig, als geil. Auser den Verwüstungen die sie in den Feldern und Gärten anrichten, fallen sie ganz wütend auf alle Weibespersonen, die sie antreffen, thun ihnen unendlich viel Schande an, und nachdem sie mit ihnen ihre heßliche Geilheit gebüsset, reissen sie sie endlich in Stücken. Vor den Mannspersonen fürchten sie sich, und

die bloße Bewegung eines Stockes kann sie in Flucht bringen. An den Schlangen auf der Insel, haben sie gefährliche Feinde, denn sie führen beständig mit ihnen Krieg, und verfolgen sie bis auf die Bäume. In dem Leibe dieser Affen findet man den Bezoarstein, der weit höher geschätzet wird, als der, welchen man von den Ziegen bekommt. Sie wachsen in ihren Eingeweide, von den Knopfen gewisser Gestäude, die sie abfressen, manchmal sind sie auch in ihren Koth mit eingemischet.

Zweyter Abschnitt.

Sittliche Beschaffenheit der Einwohner von Celebes, Gesetze und Gebräuche der Insel. Die neuern Unruhen, so im Regiment, und der Religion vorgefallen.

Die Einwohner der Insel Celebes haben kriegerische Eigenschaften, durch welche sie von andern Indianern sehr unterschieden sind, nach welchen sie auch für die besten Soldaten des südlichen Asiens gehalten werden. Man rühmet ihre Geschicklichkeit im Reiten, in Pfeilwerfen, Musquetenschiessen, Canonenrichten, den Säbel und das Cri führen. Das letztere Gewehr ist nirgends so gefährlich, als zu Macassar. Es ist anderthalb Fuß lang, und hat die Gestalt eines

Dolches,

Dolches, dessen Klinge aber schlangenförmig aussiehet. Die Insulaner bedienen sich dessen gemeiniglich in ihren eignen Streitigkeiten, ob sie sich gleich auch manchmal mit dem Säbel und dem Schilde schlagen. In ihren Zweykampf, sind sie mit zwey Cris bewaffnet; eines halten sie in der linken Hand, und dient ihnen, den Stoß abzuwenden, und mit dem andern versuchen sie ihren Feind zu verletzen. Die Wunde so durch das Cri gemacht wird, ist gemeiniglich tödtlich, und diese Steitigkeiten endigen sich fast allezeit mit dem Tode beyder Streiter. Ihre Pfeile sind von leichten Holze; an die Spitze derselben machen sie einen spitzigen und schneidenden Zahn vom Meerhunde. Sie schießen sie auf das allergewisseste *), sechzig bis achtzig Schritt weit, indem sie durch ein Blasrohr von Ebenholz, das ohngefähr sechs Fuß lang ist, blaßen.

Eine männliche Erziehung macht sie hurtig, arbeitsam, und stark. So bald sie geboren sind, legt man sie nackend in einen Korb, wo ihre Ammen Sorge tragen, ihnen die Glieder mit Oehl oder laulichten Wasser, vielmals des Tages zu reiben. Die öftern Salbungen machen, daß die Natur da nach ihrer Freyheit verfährt, und daß man gar keine ungestalten Leute auf der Insel antrift. Man entwöhnt sie zu Ende eines Jahres, aus Furcht, daß nicht ein längerer Gebrauch der Muttermilch ihre Lebhaftigkeit schwäche. Aus

*) Gervaise sagt, sie fehlen niemals keinen Nagel breit vom Ziele.

eben diesem Grunde, werden alle Knaben, im fünften oder sechsten Jahr aus der Aufsicht der Mütter genommen, und den Männern übergeben, die sie in den Gesetzen des Alcorans unterweisen, und ihnen lesen, schreiben, rechnen, reiten und fechten lernen. Diese Unterweisungen bekommen sie gemeiniglich ausserhalb des väterlichen Hauses, und sie kommen vor den funfzehnten Jahr nicht wieder zu ihrer Familie zurück.

Ihre ordentliche Speise ist der Reis, verschiedene Arten Hülsenfrüchte und Wurzeln, Obst, Fische und einiges Federvieh. Diese Speisen haben in ihrer Zubereitung nichts gekünsteltes. Sie essen zweymal des Tages, frühmorgens, und nach dem Untergang der Sonne. Während der Zeit beschäftigen sie sich fast den ganzen Tag Betel zu kauen, oder Tobak zu rauchen, unter welchen, wie wir gesagt, Opium gemischt ist. Sie wissen auch Thee, Coffe und Schokolate zu gebrauchen. Bey ihren Mahlzeiten ist ihr ordentliches Getränke Wasser, insgeheim aber trinken sie auch Arak, Palmenwein und andre starke Getränke, die ihnen im Alcoran verbothen sind. Sie speisen auf sauber lackirten Tafeln, aber ohne Tischzeug, ohne Löffel und Gabeln. Ihre Belustigungen zu Hause bestehen in einem Spiel welches wenig von unserm Schachspiel unterschieden ist; in dem fliegenden Drachen, das zu Siam so hoch gehalten wird; und in dem Hahnenkampfe das sonst in Indien ein sehr gemeines Vergnügen ist.

Die

Die Macassarier unterscheiden sich von allen ihren Nachbarn, durch die Sauberkeit ihrer Kleidung, und diese Ausputzung gehet bey den Vornehmen bis zur Verschwendung. Sie tragen Kleider von Gold und Silber durchwirkt, und Gürtel die eben so kostbar sind; Säbel und Criss deren Griff und Scheide von puren Golde sind. Gestickte Pantoffeln, die den Sandalen der Franciscanermönche sehr ähnlich sind; Ringe an ihren Fingern, ohne und mit Edelgesteinen; köstliche Spangen um die Arme; und Ohrengehenke von Perlen und Diamanten. Ihr gewöhnlichster Kopfputz, ist eine kleine Mütze von weißen Mohr, mit einen goldnen Gebräm. Sie haben auch Turbane von Nesseltuch, die sie sehr geschickt aufzusetzen wissen; sie tragen sie aber nur an Feyertagen, und bey öffentlichen Freudenfesten. Sie lassen sich die Zähne feilen und poliren, und färben sie roth oder schwarz, viele lassen sich auch dieselben ausreissen, um goldne, silberne oder tombackene Zähne dafür einzusetzen. Unter den Grossen aber ist ein unveränderlicher Gebrauch, die Nägel an den Fingern roth zu färben.

Die Weiber sind nicht so aufmerksam auf ihren Putz als die Männer. Ihre ganze Kleidung bestehet in einen Kleide von bloßen Nesseltuch, welches bis über die Knie gehet, woran aber die Ermel so kurz sind, daß sie nicht über den Ellenbogen gehen. Hierzu tragen sie noch ein Unterkleid von eben diesem Zeug, welches bis auf die Füsse gehet, unter welchen sie Hosen von Brocat

tragen, davon das Muster durch das leichte Zeug so es bedecket, durchscheinet. Ihre Haare sind hinten zusammengebunden, und von vorne in Locken gelegt. Dieß ist ihr einziger Kopfputz. Zum Halsbande haben sie eine kleine goldne Kette, die sie den andern Tag nach ihrer Hochzeit, von ihren Ehemann erhalten. Im übrigen siehet man an ihnen wenig Ringe und Edelgesteine. Sie haben die Freyheit, unter einander zusammenzukommen, und öffentliche Oerter zu besuchen, sich mit Tanzen und andern Vergnügen zu belustigen, nur daß es nicht in Gesellschaft von Mannspersonen geschehe. Ihre Eingezogenheit ist in diesem Stücke so scharf, daß sie auch nicht einmal den Besuch ihres Bruders annehmen dürfen, wenn ihr Mann abwesend ist *).

Das Hausgeräthe dieser Indianer, bestehet bloß aus den nothwendigsten Stücken, nämlich, aus einigen Tischgeräthe; Matten und Teppiche sich darauf zu setzen; Matrazen zum schlafen; und einigen Küssen die man den Fremden beym Besuch darbietet. Alle diese Dinge halten sie über alle maße reinlich. Die Vornehmen unterhalten zum Gepränge eine sehr grosse Anzahl Bediente, von welchen sie sich begleiten lassen, wenn sie ausgehen, denen sie auch mit vieler Gelindigkeit in ihren Häusern begegnen. Sie tragen ihnen keine mühsame Arbeiten auf, noch solche unanständ-

*) Ein bloßes Lächeln, und ein verliebter Anblick den sie einer Mannsperson machen, ist ein Hauptverbrechen, und eine hinlängliche Ursache zur Ehescheidung.

ständige Verrichtungen, wie wir unsern Knechten thun. Die Macassarier bedienen sich selbst, und ihre Weiber übernehmen ordentlicherweise alle Sorge für die Haushaltung. Ihr Gesetz erlaubt nicht, einen Muselmann in die Sclaverey zu bringen; wenn sie dahero einige Gefangene im Kriege machen, so pflegen sie dieselben in den benachbarten Ländern verkaufen zu lassen.

Gervaise erzählet uns von ihren Heirathen, etwas besonderes, das ich nicht weglassen darf. Man schliesset die neuen Eheleute in eine dunkle Kammer ein, wo weiter kein Licht, als nur eine kleine Lampe brennt; an diesen Orte läßt man sie drey Tage und drey Nächte, ohne daß weder ihnen erlaubt sey herauszugehen, noch jemand sonst dahineinzugehen. Nur allein eine alte Frau hält sich bey der Thiere auf, um ihnen alles was sie nöthig haben zu reichen. Die drey Tage da sie zusammengesperret sind, werden von den Anverwandten beyder Familien, mit Schmausen und Lustbarkeiten zugebracht. Am Morgen des vierten Tages, gehet ein Knecht in die Kammer dieser verehlichten, und trägt in einer Hand ein Gefäß voll Wasser, in der andern aber eine eiserne Stange, auf welche gewisse Charakter gestochen sind. Diesem folget eine alte Person, welche denen neuen Eheleuten befiehlet, die bloßen Füße auf den eisernen Stab zu setzen, und giesset ihnen alles Wasser, aus dem Gefäße, über den Leib, wobey sie über dieselben einige Gebete ausspricht. Die Weiber verlieren durch die Heirath ihren

Namen nicht, sondern sie setzen ihres Mannes Namen zu den ihrigen. In vornehmen Familien gehört die Erbfolge einzig und allein dem ältesten Sohne, oder in Ermangelung männlicher Erben, der ältesten Tochter. Es ist auch hier ein lobenswürdiger Titel, viel Weiber, und vornehmlich eine starke Familie zu haben.

Der Macassarier Adel theilt sich in drey Stände, davon der berühmteste der Dacus ist. Ihr Vorzug ist auf den Besitz einiger Güther gegründet, die ihren Voreltern, zur Vergeltung für die, dem Staate geleisteten Dienste, verwilliget worden. Diese Länder, die anfänglich von dem Eigenthum des Landesherrn genommen sind, können von den Edelleuten nicht veräußert werden; und wenn sie ohne männliche Erben sterben, fallen sie dem Prinzen wieder anheim. Diejenigen, welche dergleichen besitzen, müssen dem Könige jährlich eine Summe Geld geben, und mit einer gewissen Anzahl Soldaten, die sie verbunden sind zu unterhalten, ihm im Kriege folgen. Von diesen Dacus, sind die vornehmsten Stellen bey Hofe besetzet.

Der zweyte Stand ist der von Carre, deren Adel auch ursprünglich, eine Wohlthat des Prinzen ist. Es ist eine Ehre die man sehr leicht erhalten kann, und die Classe dieser Tituläredelleute ist sehr zahlreich. Gervaise vergleicht ihre Vermehrung mit der Menge unsrer Marquis und Grafen. Die Lalo machen den dritten Stand aus, und sind unsern bloßen Edelleuten gleich.

Dieser

Dieser Titel ist erblich, und gehört nur denen Personen, die durch den Landesherrn selbst geadelt sind; oder von adelichen Voreltern abstammen; man giebt aber diesen Titel aus Höflichkeit den mehresten reichen Kaufleuten.

Um sich von der politischen Verfassung dieser Insel einen rechten Begriff zu machen, muß man sich erinnern, daß das Eigenthum derselben unter viele Herrn vertheilt ist, unter welchen die mächtigsten der König von Bone, und der König von Goa sind. Bone, wie ich gesagt habe, begreift das alte Königreich Celebes unter sich, das gegen Norden liegt, und Goa das von Macassar, dessen Lage gegen Mittag ist. Die Regierung in Goa ist gänzlich uneingeschrenkt. Ein Erster Minister führet das Ruder des Staats, und macht Verordnungen mit Gewalt von allen Regierungen und Aemtern. Der König bemühet sich um nichts weiter, als seine Soldaten in den Waffen zu üben, seine Einkünfte zu besorgen und seine Schätze zu vermehren. Die Thronfolge ist zwar erblich, aber die Brüder kommen zur Regierung mit Ausschliessung der Kinder, vielleicht weil man befürchtet in die Verwirrung der Minderjährigkeit zu fallen. Unter den andern Gesetzen dieses Landes, sind die Kriegsgesetze die einzigen, so werth sind angemerkt zu werden. Die Zucht ist bey den Armeen genau und scharf. Im Felde stehet die fliegende königliche Standarte, allezeit neben dem Zelte des Monarchen, und verschiedene Compagnien sind zu ihrer Bewachung bestimmt, sie ist

mit

mit türkischen Monden, Laubwerk von Gold, und Figuren von Vögeln geziert. Die Dacus und andern Herrn, haben auch jeder seine Fahne, mit einem Zeichen, daran sie zu unterscheiden sind, wobey man auch in einer Schlacht sehen kann, ob sie ihre Schuldigkeit beobachten. Dieses köstliche Unterpfand, vertrauen sie nur ihren tapfersten Soldaten an, weil der Verlust desselben, einen Schandfleck an der Ehre, und eine unvermeidliche Ungnade nach sich ziehet Sie beobachten bey ihren Lagern eben die Ordnung der Mogols in Indien. Das Zelt des Fürsten, wird allezeit an einen erhabenen Ort aufgeschlagen, von welchen er auf alle Officier herum sehen kann, die um ihn liegen. Auf dem Marsche, hält er sich auch mitten unter seinen Völkern, und um ihn sind die Dacus und die Prinzen, welche nach dem Rang den sie bey Hofe oder bey der Armee haben, näher oder weiter von seiner Person entfernet sind. Der Marsch dauret vom Aufgang der Sonne bis auf den Abend; und ohngeachtet eines so langen Marsches, der oft in den heißesten Tagen geschiehet, kömmt es doch selten, daß sie sich aufhalten, ehe sie an den zum Lager bestimmten Ort kommen. Eine Mahlzeit nehmen sie des Morgens, und die andre des Abends ein, wenn die Zelter aufgeschlagen sind.

Diese Indianer führen bey ihren Armeen so große Canonen, daß ein Mensch dahinein kriechen, und sich völlig verbergen kann. Weil aber ihr Pulver sehr schlecht beschaffen ist, so thun diese

unge-

ungeheuren Maschinen gemeiniglich schlechte Wirkung. Der erste Angriff der Macassarier ist sehr heftig; aber er dauret nicht lange; und wenn man ihnen Widerstand thut, so kann man hernach mit ihnen gut fertig werden.

Gervaise, und sein Gehülfe, bey Zusammentragung der Nachrichten, versichern, daß der Thron von Macassar *), 900 Jahre lang von einer Familie besessen worden; daß Craen Biser, der im Jahr 1685 regierte, der zwanzigste König aus seinem Geschlecht war; daß er sich durch seine Eroberungen berühmt gemacht; und daß er alle Theile der Insel unter seine Bothmäßigkeit gebracht habe. Der Reisebeschreiber giebt dem letzten Theile dieser Nachricht eine andre Gestalt, und bestimmt die gegenwärtigen Grenzen des Königreichs Macassar, so, daß er auf einer Seite die Aequinoctiallinie, und auf der andern eine südliche Breite von sechs Graden setzt. Das ist aber auch noch viel zu groß gemacht. Denn ausser den Ländern die die Holländer besitzen, und ein Theil dieses Reiches sind; muß man noch viele Provinzen davon absondern, die von der Linie nach Süden liegen; besonders Bone, welche sich schon vor Alters um das Reich von Macassar bestrebt, dessen Macht sie auch noch jetzo das Gegengewicht hält.

Hier folgen andre Nachrichten, die diese beyden Schriftsteller übergangen. Sie betreffen die Staatsverfassung der ganzen Insel. Alle die

*) Das ist eben der, welchen wir Goa nennen.

die besondern Reiche derselben, haben unter sich eine genaue Verbindung, nach welcher sie im Fall des Angriffes, verbunden sind, einander wechselsweise zu vertheidigen; und wider den Angreifer zusammen zu treten. Die Holländer als Urheber dieses Bündnisses, sind als Beschützer die Vornehmsten bey dessen Erhaltung. Die Regenten der Insel versammlen sich bisweilen, wegen Dingen die das allgemeine Beste betreffen. Der König von Bone beruft den Reichstag zusammen, und der holländische Stadthalter ist mit einigen Abgeordneten von der Colonie mit zugegen. Alles was in dieser Versammlung ausgemacht wird, ist ein Gesetz für jeden Staat insbesondre.

Das Königreich Bone, ist wie das von Goa erblich. Nichts destoweniger stellt man doch, in Gegenwart zwey holländischer Abgeordneten, die Königswahl zum Schein an. Die Wahlfürsten sind sieben an der Zahl, und heissen Pitos; sie müssen gleich nach dem Tode des Monarchen zur Wahl schreiten. Wenn ein Streit dabey vorfällt, so schlichten ihn die Holländer durch ihren Ausspruch, und machen daß der Ausschlag allezeit dahin fallen muß, wo sie wollen. Sie bemerken alles Verfahren, dieser verschiedenen Herrn sehr genau, und halten die einen, in einer genauen Abhängigkeit von den andern, damit keiner sich zum Nachtheil des Ansehens der Compagnie erheben kann. Sie hat dieselben fast alle entwaffnet, indem sie ihnen ihr grobes Geschütz und ihre Festungen unter dem Vorwande weggenommen, sie unfähig

fähig zu machen, einander selbst zu schaden. Uebrigens gebrauchet sie ihre Macht sehr mäßig, und befiehlet ihren Officieren, nichts so sehr, als sich mit ausnehmender Vorsicht in dem Lande aufzuführen. Die Könige von Bone und Goa haben bey ihr einen besondern Vorzug. Wenn diese Prinzen in die holländische Festung kommen, so gehet der Statthalter ihnen entgegen, und stellt seine Soldaten ins Gewehr, und empfängt sie mit drey Salven aus dem kleinen Gewehr. Den andern Königen wird nach der Größe ihrer Macht begegnet.

Seit ohngefähr zwey Jahrhunderten, ist eine sehr merkwürdige Veränderung in der Religion der Einwohner der Insel vorgefallen. Diese Völker, welche jetzo die mahometanische Religion bekennen, waren vorher Götzendiener. Sie erkannten keine andern Götter als die Sonne und den Mond. Die Stunde des Auf- und Untergangs dieser beyden Gestirne, war zum Gebet gewidmet, und der erste und funfzehnte Tag des Mondens war zu ihren Gottesdienst geheiliget. Man opferte ihnen auf der ganzen Insel eine erstaunende Menge Ochsen, Kühe und Zieglein. Wenn diese Opfer mangelten, so opferte man Kinder. Sie erbaueten ihren Göttern keine Tempel, weil sie auf der Erde keine Materie antrafen, die kostbar genug war ihnen eine Wohnung aufzurichten. Sie verrichteten also ihre Opfer auf öffentlichen Plätzen, oder vor ihren Hausthüren. Man sagt auch, daß sie die

Ein-

Einfahrt der Seele in andre Leiber geglaubt; ich sehe aber nicht ein, wie sich diese Lehre mit ihren blutigen Opfern reimte. Es ist wahr, sie aßen nichts von den geopferten Thieren, und wenn sie dieselben zu ihren eignen Nutzen hätten tödten sollen, würden sie geglaubt haben ein großes Verbrechen zu begehen. Doch erlaubten sie sich Schweine- und Vogelfleisch zu essen, weil sie glaubten, daß keine Seele so boshaft seyn könne, daß sie verdienen solte in den Leib eines Schweines verwiesen zu werden; und daß der Leib eines Vogels viel zu klein wäre, eine menschliche Seele zu beherbergen. Die Todten wurden mit ihren besten Kleidern begraben, und mit den besten Theil ihrer Reichthümer, damit sie in jenem Leben im Stande wären, eine Person mit Ehren vorzustellen. In ihren alten Gräbern, finden sich auch Armbänder, Ketten, Gefäße und Stücken von Gold.

Die Meynung von dem Ursprung der Dinge, schickte sich recht zu ihrer wilden Religion. Sie glaubten daß der Himmel niemals einen Anfang gehabt, und daß Sonne und Mond die Herrschaft über ihn getheilt hätten. Sie sagten, daß diese beyden Gestirne sich einsmals mit einander veruneiniget hätten, und daß die Sonne den Mond verfolgt habe, um ihn zu schlagen, dieser habe, indem er vor ihr geflohen, sich verwundet, und die Erde geboren. Dieser grobe Klumpen habe sich im herunterfallen vom Himmel eröffnet, und wären daraus zwey Geschlechter von Riesen ent-

entsprungen, wovon das eine seinen Aufenthalt in der Tiefe der Wasser habe, und das andre mitten in der Erde. Das erste Geschlecht habe die Herrschaft über das Meer und die Fische, sie erregten allezeit die Ungewitter wenn sie erzürnt wären, sie nieseten sogar niemals ohne einen Schiffbruch zu verursachen. Die Riesen in der Erde arbeiteten an Verfertigung der Metalle, unter dem Einfluß der Sonne und des Monden, und wenn diese sich mit Heftigkeit bewegten, so entstünden davon schreckliche Erdbeben, die manchmal ganze Städte umkehreten. Endlich bildeten sie sich auch noch ein, daß der Mond mit vielen andern Welten schwanger wäre, die er nach und nach hervorbrächte, doch ohne sich zu zwingen, um dadurch den Untergang derjenigen, die die Sonne durch ihr Feuer verzehrte, zu ersetzen.

So war die Religion der Bewohner der Insel Celebes beschaffen, als das Christenthum, zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, auf der Insel bekannt zu werden anfieng. Zwey Kaufleute dieses Landes, die von den Portugiesen in den moluckischen Inseln getauft worden, brachten zuerst diese Lehre dahin, welche sich auch in dem Königreich Soping ausbreitete. Der Raja dieser mitternächtigen Gegend nahm das Evangelium an, und mit ihm alle Prinzen seines Hauses, nebst einem Theil seiner Unterthanen.

Zu eben der Zeit versuchten einige achemische Kaufleute, die ihres Handels wegen sich auf der mittägichen Küste der Insel aufhielten, die maho-

metanische Religion daselbst einzuführen. Der König von Macassar, der des Betrugs mit dem groben Götzendienste, schon lange gewahr geworden, hörte mit Vergnügen von diesen beyden fremden Religionen reden. Er beschloß ihre Lehren zu untersuchen, und diejenige, welche ihm am vernünftigsten scheinen würde, anzunehmen. In dieser Absicht fertigte er vier Abgesandte ab, zwey nach Malaca, welche Befehl hatten, sich bey dem portugiesischen Statthalter christliche Glaubensbothen auszubitten; und zwey nach Achem, die aus diesem Lande zwey mahometanische Priester mitbringen sollten. Weil er aber befürchtete, es möchten diese neuen Lehrer Unruhen in den Königreich, durch ihre verschiedenen Meynungen erregen, so faßte er den Entschluß denen seinen Beyfall zu geben, welche zuerst ankommen würden. Die achemischen Priester kamen eher nach Macassar, als die portugiesischen Geistlichen, und der König ließ sich, mit einem Theil seines Volks beschneiden. Die mahometanische Lehre nahm zu Macassar und den benachbarten Ländern so zu, daß sie in kurzer Zeit fast allen Saamen des Evangelii erstickte. Die Geschwindigkeit dieses Fortganges, muß vornehmlich der Hochachtung beygemessen werden, die sich dieser Monarch auf der ganzen Insel, durch seine großen Siege erwarb. Doch hemte sein plötzlicher Tod den Lauf derselben, denn er wurde durch einen macassarischen Herrn, dessen Frau er ihm weggenommen hatte, heimlich ermordet.

Cracen Sombanco, der älteste von seinen Söhnen, erbte seinen Thron und seine Tapferkeit, und brachte die Unterwerfung der Provinzen Bonguis und Mandar zu Stande, deren Eroberungen sein Vater angefangen hatte. Er hätte sich leichtlich auch des Königreichs Toraja bemächtigen können, und seine Herrschaft bis an die Linie ausbreiten; aber die Liebe zur Wollust überwältigte die Ehrbegierde in seinem Herzen, und er überließ sich unbedachtsam den allerschändlichsten Ausschweifungen.

Unter der Regierung dieses wollüstigen Monarchen geschahe es, daß die holländische Compagnie sich den Weg in diese Insel bahnte. Sie schickte im Jahr 1660 eine Gesandtschaft an ihm, und ließ sich die Erlaubniß nach Macassar zu handeln ausbitten, welche sie auch erhielt. Wenn man dem Gervaise glauben soll, der sonst ein wider die Holländer sehr aufgebrachter Schriftsteller ist, so waren sie kaum in dem Königreiche aufgenommen, als sie schon eine grausame Zusammenverschwörung, nicht nur wider die Portugiesen, die damals einen großen Handel im Lande führten, sondern wider den König selbst anspannen, der doch ihre Gesandten so wohl angenommen hatte. Zu Batavia machte man eigentlich den Entwurf zu dieser verhaßten Unternehmung. Man beschloß, sagt der Schriftsteller, eine gewisse Anzahl auserlesener Mannschaft, auf den Schiffen die nach Macassar giengen, mit über zu schaffen; die sich Truppweise in den Provinzen, unter den gewöhnlichen Vor-

wande des Handels, vertheilen solten, vornehmlich sollte dieses zu Bouguis geschehen, das gegen Norden liegt, wo es am leichtesten seyn würde, eine Rebellion anzuspinnen, weil es ein neu erobert Land wäre. Unter den Ausgeschickten sollten nur eine kleine Anzahl seyn, denen man den Grund des Geheimnisses anvertrauete, nachdem sie durch fürchterliche Eidschwüre, zu ihrer Treue verbunden worden. Man sollte warten, bis die Parthey stark genug sey, um sich mit Nachdruck zu erklären. Während der Zeit, wollte man Sorge tragen, den König und seine Minister durch Geschenke zu schmeicheln. Endlich sollte man auch den Portugiesen und Jesuiten, die sich neuerlich auf der Insel fest gesetzet, mit Freundlichkeit begegnen, um ihnen nicht Ursache zum Mistrauen und Klagen zu geben.

Dieser Entwurf, der etliche Jahre lang mit der größten Verstellung fortgesetzet wurde, fieng endlich an zum Ausbruch zu kommen. Die Soldaten, so in den Provinzen zerstreuet lagen, kamen zusammen, und vereinigten sich mit den Einwohnern zu Bouguis, welche die Rebellion anfiengen. Beyde zusammen rückten in guter Ordnung vor die Hauptstadt, nachdem sie über einen Fluß gesetzet, der die Grenze war zwischen den alten Königreich der Bouguis, und dem von Macassar. Als aber der König gegen die Rebellen aufmarschirte, gieng er ihnen so tapfer zu Leibe, daß sie die Flucht ergriffen, und gezwungen waren über den Fluß zurück zu gehen. Eine Zeit lang hielten

sie

sie sich noch an dem Ufer auf, und erwarteten die Hülfe, die man ihnen von Batavia versprochen hatte. Sombanco aber, der eine Flotte auf dem Flusse hatte, beunruhigte sie durch beständige Scharmützel, und weil dieser Posten von Tage zu Tage schwerer zu vertheidigen wurde, so befürchteten die Holländer, ihre Bundesgenossen möchten des Krieges satt werden, und mit dem Sultan Frieden machen. In dieser Gefahr, sagt Gervaise ferner, besannen sie sich auf eine Kriegslist, deren Andenken aber, auch noch heut zu Tage, in ganz Indien verabscheuet wird. Sie hatten bemerket, daß die königliche Armee, die Nacht über, an dem Fluß kam um zu trinken, daher suchten sie unter ihren Völkern einige Gebirgleute aus, die die giftigen Kräuter kennten; und ließen in einigen Tagen eine große Menge davon, zusammen bringen, um das ganze Wasser zu vergiften. ,,, Sie hatten die Stunde bemerket, in welcher ihre Feinde, sich zu erfrischen kamen; und indem sie diese Kräuter fünf bis sechs Meilen über dem königlichen Lager in den Fluß werfen ließen, so machten sie, daß sie gleich zur rechten Zeit ankamen, da diese Unglückseligen ihren Durst zu löschen suchten. Die Sache geschahe, wie sie es gewünscht hatten; der größte Theil der Racassarier sturb auf dem Platze; und die andern krochen mit Mühe bis zu ihren Zelten, um in den Armen ihrer Gefehrden zu sterben.

Es mag mit dieser Nachricht die alle Kennzeichen eines einfältigen Mährgens führet, beschaffen

schaffen seyn, wie es will; so ist doch gewiß, daß Sombanco genöthiget war die Flucht vor den Rebellen zu ergreifen, welche ihn bis vor die Thore der Hauptstadt verfolgten. Die Holländer bloquirten sie zu Wasser und zu Lande; verwüsteten alle herumliegende Felder, und brachten die Stadt in so große Noth, daß der Reis nach dem Goldgewichte verkauft wurde. Sieben portugiesische Schiffe, die auf der Reede von Jampandam erschienen, machten den Belagerten wieder einigen Muth; aber dieser tröstliche Blick verschwand gar balde. Denn die Holländer erhielten zu gleicher Zeit einen Succurs von dreyßig Schiffen, welche diese kleine Flotte umringelten, zwey Schiffe gefangen bekamen, drey verbrennten, und die zwey übrigen in Grund bohrten. Während dieses Streites, griffen fünf der größten holländischen Schiffe ein Fort an, das die Portugiesen zu Jampandam hatten, und nahmen es mit Sturm ein. Die ganze Besatzung kam unter dem Schutt um, bis auf die Gemahlin des Statthalters, welche in der Bresche ermordet wurde. Man versichert, daß diese edelmüthige Portugiesin, allen Reichthum den sie an Diamanten und Goldstücken besessen, zusammen gethan, und in die größten Canonen der Festung laden lassen die nach dem Meere gerichtet waren, welche sie mit eigner Hand losgebrannt, um denen Feinden den Genuß dieser Schätze zu entziehen.

Nach

Nach diesem doppelten Siege, gieng die holländische Flotte bis an den Ausfluß des Flusses, fünf bis sechs Meilen von der Hauptstadt. Nunmehr veränderte man die Bloquirung in eine regelmäßige Belagerung, welche der König, mit einer Herzhaftigkeit, die die Holländer in Verwunderung setzte, aushielt. Daen-Ma-Alle, der Bruder des Monarchen, that sich vornehmlich durch große Thaten hervor, die ihm sehr viel Ehre erwarben. Aber, eine Mine, welche die Belagerer springen ließen, und welche die vornehmsten Gebäude des Palastes, das Zeughaus, und den größten Theil der Mauren umstürzte, verursachte ein solches Schrecken unter den Macassariern, daß sich Sombanco genöthiget sahe, um Frieden zu bitten. Man verwilligte ihm einen Waffenstillstand, und während desselben machte man einen Vergleich, dessen Artikel unterdessen gelten sollten, bis sie zu Batavia genehm gehalten würden, und alsdenn ihre völlige Kraft erhielten. Sie enthielten folgendes: Daß die Stadt, die Festung, und der Hafen von Jampandam der holländischen Compagnie eigenthümlich verbleiben solte, mit allen was darzu gehöre, und sich bis einige Meilen in das Land erstreckte; und daß der König allen seinen Rechten und Besitzungen entsagte, für sich und seine Nachfolger.

Daß die Jesuiten aus dem Königreich gejagt; ihre Häuser geschleifet; ihre Kirchen niedergerissen, und alle ihre Güther zum Nutzen der Compagnie eingezogen werden sollten; um sie wegen den Unrecht schadlos zu halten, das sie ihr neuerlich

in China zugefüget, indem sie den Kaiser dahin vermocht, daß er ihr die Handelsfreyheit versaget *).

Daß die Portugiesen, aller ihrer Freyheit verlustig seyn sollten, die sie in dem Lande erhalten hätten; daß ihnen ihre Magazine und festen Plätze genommen werden sollten; und daß man sie auch selbst zwingen würde, alsobald das Königreich zu meiden, oder sich in ein Dorf begeben, das vom Meere entfernt wäre, mit dem Verbothe daselbst gar keinen Handel zu treiben.

Daß der König ohne einigen Aufschub, Abgesandte nach Batavia mit Geschenken schicken sollte, die seinem Reichthum gemäß wären, um von dem Rathe die Genehmhaltung des Tractats zu erlangen.

Daß die Holländer sich auf ihrer Seite verbänden, so lange Zeit als der König und seine Nachfolger, ihren Versprechungen getreulich nachkommen würden, ihnen in dem Besitz ihrer Staaten nicht die geringste Unruhe zu erwecken; ihnen in ihren einheimischen und auswärtigen Kriegen beyzustehen; und den Handel welchen sie mit ihren Unterthanen angefangen, nach den von alters her festgesetzten Bedingungen, fortzusetzen.

Sombanco nahm diese harten Bedingungen an, und ließ sie durch seine Abgesandte zu Batavia bestätigen, welche zugleich dem Statthalter dieses

*) Tavernier giebt im zweyten Theil seiner Reisebeschreibung vor, daß der Verdruß über dieses Unrecht, der vornehmste Bewegungsgrund gewesen, wodurch die Compagnie zu diesen Feldzuge veranlasset worden.

dieses Ortes zwey hundert Stücken Gold, und andre reiche Geschenke überbrachten. Die Jesuiten, und der mehreste Theil der Portugiesen giengen aus dem Königreiche, einige arme Familien ausgenommen, welche in die Stadt Borosbassau verwiesen wurden, wo ihre Nachkommen auch noch heut zu Tage ganz unbekannt leben.

Die Holländer nöthigten den Daen-Malle, den Bruder des Sombanco, und vermuthlichen Cronerben, die Puncte des Tractats zu bekräftigen; sie schienen ihm aber so schimpflich, daß er sie niemals unterzeichnen wollte. Diese Verweigerung, die vielleicht mit einigen unüberlegten Drohungen begleitet war, machte ihn nicht nur denen Holländern, sondern auch dem König selbst verdächtig, welcher auch noch sonst durch falsche Beschuldigungen eingenommen war, Mittel suchte ihn umzubringen. Ma-Alla, aber, dem ein Officier des Pallastes hinterbrachte, daß sein Tod in der Rathsversammlung beschlossen worden, flüchtete nach Java, bey einen Prinz von seiner Verwandtschaft, dessen Staaten nicht weit von Batavia lagen. Doch die Holländer ließen ihn auch in diesem Aufenthalte nicht ruhig, sondern droheten dem König, welcher ihn beschützte, mit Krieg zu überziehen, wenn er ihn längere Zeit in seinen Ländern zurückhielte. Der Prinz von Macassar, welcher die Freunde, die ihm so edelmüthig Beystand geleistet, nicht mit in sein Unglück ziehen wollte; verließ diesen Ort der Zuflucht und begab sich nach Siam, mit mehr als 60 macassarischen Familien, die an seinen Schicksal Theil nahmen.

Der Kaiser Chaou Naraie, empfieng ihn mit großen Ehrenbezeugungen, ließ ihm einen schönen Pallast bauen; setzte zu seiner Unterhaltung eine beträchtliche Summe aus; und gab ihm das Amt eines Groß-Schatzmeisters, unter dem Titel Oya-Paedi. Allen denen die ihm gefolget waren, gab er Ländereyen, und ließ Ochsen unter sie austheilen, das Feld zu bearbeiten.

Diese Colonie von Macassariern, so zu Siam im Jahr 1664 sich festsetzte, kam ohngefähr zwanzig Jahr darnach beynahe ganz und gar um, weil sie an einer Zusammenverschwörung Theil genommen, davon ich anderwerts gemeldet *). Daen-Ma-Alle, der Urheber davon kam bey dieser Gelegenheit ums Leben. Er hinterließ zwey sehr junge Prinzen, welche sich die Jesuiten von dem Chaou-Naraie ausbathen, und nach Frankreich führeten. Man erzog sie in dem Collegio Ludwigs des Großen, wo sie unter der Aufsicht Ludewigs des 14ten und des Dauphins getaufet wurden. Der älteste erhielt den Namen Ludwig Daen Rourou, und der jüngste Ludwig Dauphin Daen-Toulalo. Ehe noch Daen Ma-Alle, ihr Vater starb, kam das Reich Macassar, welches ihm nach dem Gesetzen des Landes zustund, auf den Sohn des Sombanco, Namens Craen Biset. Dieser Prinz regierte mit viel Ruhme; brachte das Königreich Toraja unter seine Gewalt, und bezeigte für den mahometanischen Glauben eben den Eifer als sein Großvater. Von seinen Nachfolgern melden die Nachrichten gar nichts, deren ich mich bedient habe.

Sieben-

*) Im dritten Theil, Seite 92. 364. und folgende.

Siebentes Hauptstück.

Von den Einwohnern der moluckischen Inseln.

Erster Abschnitt.

Was man eigentlich die moluckischen Inseln nennet; nnd was sich besonders in ihnen befindet.

Die eigentlich so genannten moluckischen Inseln, sind durch die Aequinoctiallinie getheilt, und erstrecken sich viel weiter gegen Norden als gegen Süden, in einer Weite von ohngefähr funfzig Meilen. Man leitet ihren Namen von dem indianischen Wort Moloc her, welches so viel als Kopf oder Oberhaupt heißt; oder von dem arabischen Wort Maluco, welches Königreich, bedeutet. Alle beyde, sagt man, geben zu erkennen, daß eine große Anzahl Könige, und Königreiche auf diesen Inseln zu finden. Ihre Lage ist von Macassar gegen Morgen, und sie sind diesem Lande so nahe, daß man es manchmal mit den molukkischen Inseln selbst verwechselt. Man zehlet fünf der vornehmsten: Ternate, Tidor, Motir, Machian und Bachian. Die vier ersten liegen von der Linie gegen Norden: die fünfte aber liegt

auf

auf der Südseite *). Ehe ich diese Inseln, jede besonders beschreibe, muß ich einen allgemeinen Begriff davon machen.

Ihre Gestalt ist rund oder oval, und haben beynahe einerley Größe. Die größte hat kaum zwölf bis funfzehn Meilen im Umkreiße, und ist vier bis fünf Meilen lang. Sie sind von einander durch kleine Meerengen unterschieden, in welchen andere kleinere und mehrentheils wüste Inseln sind. Die Küsten geben einen sehr angenehmen Anblick wegen des Grünen das sie bedeckt; die Anfuhrten aber sind sehr gefährlich, wegen der Klippen und Sandbänke, die sie umgeben. Man versichert, daß der Boden dieser Inseln so trucken und schwammicht sey, ob gleich sehr häufige Regengüsse kommen, daß die Regenbäche, welche aus den Gebirgen kommen, gar bald in ihren Lauf verseigen, und selten bis zum Meere kommen. Die Luft ist daselbst überhaupt sehr ungesund, und das Beriberi oder Berber, eine

Art

*) Der Reisenbeschreiber drückt sich nicht genau aus, wenn er spricht: 1) Daß diese Inseln nicht mehr als fünf und zwanzig Meilen weit sich erstreckten; sie nehmen aber mehr als funfzig Meilen weg, wenn die kleinen Meerengen, welche sie unterscheiden, mit gerechnet werden. 2) Daß die entfernteste nach Norden zu, Tidor mit Namen, nur einen halben Grad nordliche Breite habe. Sie hat wenigstens einen Grad und dreyßig Minuten. 3) Daß die, so am weitesten nach Mittag lieget (Bachian) einen Grad nach Süden zu läge: sie hat aber nur drey bis vier Minuten. Der Schriftsteller ist durch den Argensola hintergangen worden.

Art von lähmender Gicht, ist eine eben so gemeine Krankheit als in Java. Die Holländer heilen es mit Limonensafte, und die Moluckier mit einen Getränke, das von den philippinischen Inseln gebracht wird, in welches sie Würznägelein und Ingwer einweichen.

Der Zimmt, die Muscatennüsse und Blumen, die Gewürznägelein, die Aloe und das Sandelholz sind die vornehmsten Reichthümer dieser Indianer. Die Natur hat ihnen Gold, Silber, und andre Metalle versagt, sogar auch den Reis, und das mehreste Getraide; in Ermangelung aber dieser Nahrungsmittel wächset auf ihren Inseln der Sagu, eine Art von wilden Palmbaum, dessen Mark, wenn es gestossen wird, ein sehr weißes Mehl giebt, von welchen sie vortreffliches Brod backen. Sie ziehen aus eben diesem Baume einen angenehmen Saft, den sie Tuale nennen, und so weiß wie Milch aussiehet, auch ihnen statt des Weines dienet. Der Nipa, Bambou, und Cocusbaum geben ihnen auch noch andre erquickende Getränke.

Der Ursprung der Moluckier ist völlig unbekannt. Es werden auf ihren Inseln verschiedene Sprachen geredet, welches ein Anzeigen giebt, daß sie eine Vermischung vieler Völker sind. Das Malayische ist die gemeinste Sprache. Man sagt, daß sie nach und nach vielen fremden Herrn unterthänig gewesen, den Chinesern, Javanern, Malayern und Arabern. Diese letztern haben die mahometanische Lehre daselbst eingeführt, welche

die

die Insulaner, durch eine Menge Dinge von indianischen Aberglauben verdorben haben. Man bemerket auch, daß viele alte Familien, ihres Eifers für den Alcoran ohngeachtet, sich eine Ehre machen, von den alten Gottheiten des Landes herzustammen.

Ihre Gesetze strafen den Ehebruch nicht, sind aber unerbittlich bey dem Diebstahl. Es scheint daß die Regenten dieses Volkes vornehmlich auf die Vermehrung desselben gesehen. In allen Städten und großen Dörfern, giebt es Männer, deren Amt ist, bey Anbruch des Tages, in allen Strassen die Trommel zu rühren, um die verehlichten Leute aufzuwecken, und sie zu ermuntern die eheliche Pflicht zu beobachten.

Sie sind sauber und zierlich in ihren Kleidungen, und treiben die Niedlichkeit so weit, daß sie die Kleider wohlriechend machen. Ihre Farbe ist mehr gelb als schwarzbraun. Die mehresten haben große Augen, und dicke Augenbraunen. Sie schmücken sie mit einer glänzenden Farbe, welches sie auch mit den Haaren an den Augenliedern thun. Sie tragen ihre Haare sehr glatt, und schmieren sie auch mit einen wohlriechenden Oehl, davon sie schwarz werden. Sie leben lange Zeit, obgleich ihre Haare frühzeitig grau werden. Man versichert, daß sie im Kriege und auf dem Meer unermüdet sind, sehr faul aber in ihren Häusern. Bey diesen Insulanern ist die Verschwendung eine unbekannte Leidenschaft. Das Hausgeräthe so sie haben, bestehet in einigen

Matten,

Matten, die ihnen zu Stühlen, Tischen und Betten dienen. Ihre einzige Arbeit bestehet in der Jagd, im Fischen, in Erbauung eines Hauses, in Verfertigung eines Kahns, und einiges Gewehr zu ihren eignen Gebrauch zu machen. Wenn man ihnen sagt, daß sie sich auf den Ackerbau und Handwerkskünste legen sollen, so antworten sie: diese Verrichtungen wären zu mühsam; und der Mensch sey zu einen weit ruhigern Leben geschaffen. Sie sind leutselig und dienstfertig gegen die Fremden, aber kühn und ungestüm in ihren Fragen. Die Gewinnsucht ist den vornehmen eben sowohl eigen als den geringern, und die Könige selbst sind nicht davon ausgeschlossen. Die Weiber sind klein, angenehm, viel weißer als die Männer, witzig und lustig, aber erstaunend verhurt.

Die mahometanische Lehre, ist die Religion der Moluckier; sie vermischen aber damit, wie ich schon bemerkt habe, sehr viel heidnischen Aberglauben. Bey feyerlichen Opfern bringen sie ein junges Böcklein, dessen Hörner verguldet sind. Ein junger Knabe führet das Opfer, und ein großer Haufen Muselmänner folgen ihm in aller Ordnung und Sittsamkeit. Ehe sie in die Moschee gehen, waschen sie Hände und Füße, aus den steinernen Gefäßen die um den Tempel stehen. An den Tagen da der Zulauf sehr stark ist, werden zu eben der Absicht eine große Menge Gefäße und Becken dahin geschaffet. Das Pflaster in der Moschee ist mit einer großen Menge weißer Teppiche belegt, auf welche die Mahometaner sich nieder-

niederwerfen, um ihr Gebet zu verrichten. In der Mitten stehet ein Pult, das mit einem Tuch von eben der Farbe bedeckt ist. An statt der Glocken brauchen sie eine große Trommel, die an der Mauer hängt, und manchmal auch ein ehern Gefäß, ohne Klöppel, auf welches man mit einem Steine oder eisernen Hammer schlägt.

Die Moluckier sind gute Seeleute, und sind im Schiffbau nicht ungeschickt. Ihre Schiffe auf dem Meer, die sie Carcoa nennen, sind platt und offen, und werden durch Ruder getrieben, sie haben auch zwey Steuerruder, eines am Hintertheil des Schiffes, und das andre am Vortertheil. Ein jedes kann hundert Mann tragen. Die Richtung des Tauwerks geschiehet nach dem Trommelschlag oder einer metallenen Glocke. Sie führen fünf bis sechs gegossene Canonen; und bey jeder sind drey Leute, einer zum richten, der andre zum laden, und der dritte zum losbrennen. Wenn sie eine Salve auf den Feind gegeben haben, so läuft jeder eilfertig zurück, und wartet bis er wieder nach dem Orte gekehret ist, um zum zweyten male zu schießen. Die Ruderknechte und Soldaten sind mit Säbeln, Schilden und Röhren bewaffnet, die an einem Ende gebrannt sind, und Sagus heißen, welche sie mit vieler Geschicklichkeit zu führen wissen. An jeden Ruder sind zwey Mann. Sie gebrauchen zum Rudern große hölzerne Schaufeln, die wie Löffel gemacht sind, und ihnen auch dienen, das Wasser und andre Unreinigkeiten aus dem Schiff zu schaffen.

Manch-

Manchmal sind diese Schiffe mit einem bedeckten Gang umgeben, auf welchen man spazieren gehen kann.

Wir wollen nunmehro zu der besondern Beschreibung eben dieser Inseln schreiten. Ternate ist die berühmteste, ob sie gleich nicht die größte ist. Einige setzen sie acht Meilen im Umkreiß, und andre eilfe. Sie hat zwey Hafen, die nach Osten liegen, und die nur eine Meile von einander liegen. Der erste den man gewahr wird, ist zu Telingamma, einen beträchtlichen Flecken. Der andre heißt Tolaco. Ihre Dämme sind mit Steinen umgeben.

Eine halbe Meile weit, von dem Flecken Telingamma, wenn man sich von dem Meer entfernet, kömmt man an eine kleine Stadt, mit Namen **Maleio**, die mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben ist, so von bloßen Steinen aufgesetzet, ohne Verbindung von Kalk oder Mörtel. Die Holländer haben darzu noch gute Palliſaden gesetzet, welches eine doppelte Befestigung giebt. Diese Stadt ist von den **Mardicren** oder freyen Indianern bewohnet, welche unter dem Schuß der holländischen Compagnie stehen, und sich mehr für Bundesgenossen als Unterthanen halten.

Von Maleio nach Norden zu, haben die Holländer ein ansehnliches Fort erbauet, und ihm den Namen Orange gegeben. Es hat vier Bastenen, auf den Seiten mit starken Mauern versehen, und mit tiefen Graben verwahret. Es sind auch daselbst viele bequeme Quartiere für

die Officier und Agenten der Compagnie, schöne Soldatenhäuser, große Magazine, ein Hospital, und eine große Werkstatt für die Handwerker.

Wenn man drey Meilen von dem Fort, nach Südosten zugehet, so kömmt man zu der Stadt Gammalamma, die für die Hauptstadt der Insel gehalten wird. Sie ist an das Ufer des Meeres gebauet, und hat nur eine einzige große Strasse, die nicht gepflastert ist, die mehresten Häuser darinnen sind auch von Schilf. Die Spanier sind lange Zeit Herrn von diesem Ort gewesen, wo sie auch starke Festungswerke angelegt. Die Ruinen ihres alten Schlosses bezeugen noch, daß es ein haltbarer Platz gewesen. Sie hatten versuchet daselbst einen Hafen anzulegen, und man siehet auch noch einen festen Damm, den sie an dem Ufer errichtet. Er enthält einen großen Raum, der voll Wasser ist, und fast eine Meile im Umkreiß hat, und sechzig Fuß tief ist. Man versichert, daß dieser große Raum, durch ihre Handarbeit so ausgehölet worden. Allein, diese entsetzliche Mühe ist beynahe unnütze geworden, weil der Grund steinicht, und von schlechten Bestande ist. Daher kann man nicht sicher in diese Reede einfahren, und der Damm dient zu nichts, als die Stadt von dieser Seite zu beschützen. Gammalamma ist die ordentliche Residenz der Könige von Ternate. Sie haben auch bisweilen ihre Hofhaltung in Maleio, wo man eine königliche Moschee, und die Grabmäler vieler Sultane findet.

Eine

Eine kleine Weite von Gammalamma, im Mittel der Insel wird man einen hohen Berg gewahr, auf dessen Gipfel ein tiefer Schlund zu sehen ist, der eben so tief als der Berg selbst scheinet. Es fähret daraus viel Feuer, mit einem hellen Rauch, oder subtilen Staub vermischet, der in Gestalt einer Pyramide aufsteiget. Dieser feuerspeyende Berg ist zu der Zeit wenn Tag und Nacht gleich sind, vornehmlich schrecklich, weil alsdenn rasende Winde regieren, deren Sturm die schweflichten Theile so er in sich hält entzündet. Seine Auswürfe sind mit einen Erdboden, und grausamen Getöse vergesellschaftet. Er wirft mit den Feuerwirbeln zugleich brennende Steine und Ströme von Schwefel aus, die sich bis an die Stadt Gammalamma ausbreiten, und oftmals noch weiter. Die Luft wird von den Dünsten, die der Schlund ausstößet angestecket, und die Gewässer des Landes bekommen eine Fäulniß, die sie sehr ungesund macht. Man bemerket, als etwas sehr besonderes, daß dieser Berg von unten an bis auf den Gipfel mit Gebüschen und Kräutern besetzet ist, die immer grün bleiben. Ja man behauptet gar, daß das innere Feuer vieles beytrage sie beständig frisch zu erhalten, wegen der Menge von Bächen, die von seinen Dünsten entstehen, und durch alle Gegenden des Berges laufen.

Gabriel Rebelo ein reisender Spanier, und Anton von Galva ein portugiesischer Capitain, rühmeten sich die Oefnung des Schlundes untersucht zu haben. Der erste hat gefunden

daß seine Tiefe, die er mit Leinen gemessen, bis fünf hundert Klaftern sey. Der andre hat davon eine sehr umständliche Beschreibung gemacht. Ein holländischer Schriftsteller aber, der im Jahr 1686 auf den moluckischen Inseln gewesen, ziehet die Gewißheit dieser vorgegebenen Untersuchungen in Zweifel, und kann sich nicht einbilden, wie ein Reisender iemals habe bis auf den Gipfel des Berges gelangen können. Er behauptet, daß man bey einer solchen Unternehmung, durch das Gebüsche, mit welchen der Fuß des Berges bewachsen ist, würde aufgehalten werden; ingleichen durch die steilen Felsen, die man übersteigen müste; und vornehmlich durch die vielen Aschenhaufen die im Wege liegen, und alle Fußsteige, die man zu finden meynt, bedecken. Diese letzte Hinderniß scheint ihm platterdings unüberwindlich zu seyn. Eben dieser Schriftsteller aber gestehet, daß diejenigen, so die Höhe des Berges ganz genau gemessen, gefunden haben, daß sie drey hundert und sieben und sechzig Klaftern und zwey Fuß betrage. Muß man nicht gestehen, daß dieser Berg sehr genau besehen worden?

Das Land ist nach den Küsten zu sehr niedrig, und erhebt sich immer allmählig, je weiter es vom Meere kömmt. Das Quellwasser so aus den Gebirgen entspringt, ist, wie schon gesagt, sehr ungesund; dasjenige aber so aus Brunnen geschöpfet wird, ist süsse und gesund. Das Land bringt keine andern Lebensmittel hervor, als den Sagu, und eine kleine Anzahl Ziegenböcke und

Hüner.

Hüner. Es hat aber Ueberfluß an Cocos, Bananes, Citronen und Limonen. Es bringt auch viele Mandelbäume hervor, deren Früchte viel größer sind, als die von unsern Bäumen. Die Schalen davon sind so harte, daß man Mühe hat sie mit einen Hammer aufzuklopfen. Sie werden im Schmiedeofen gebrennt, weil sie ein sehr lebhaftes Feuer machen. Man bauet auch Tobak auf der Insel, er ist aber weit geringer als der aus Virginien und Brasilien.

Es finden sich auch allhier viele Papageyen, deren Federn auf den Rücken von einer lebhaft rothen Farbe sind, mit einigen Schattirungen von Gelb an dem Vordertheil der Flügel. Sie sind etwas kleiner als die americanischen; lernen aber viel leichter sprechen. Man siehet auch auf der Insel Paradiesvögel in großer Menge, sie haben lange Schwänze und vortrefliche Federn. Das ist aber auch alles was man an ihnen besonders findet. Niemand wird sich hier überreden lassen, zu glauben, daß sie keine Füße hätten, denn die Indianer schneiden sie ihnen ab, und nachdem sie sie in der Sonne austrocknen lassen, so ziehet sich die Haut von der Hitze zusammen, und macht daß man von dem Schnitte nichts merket.

Die Macassarier haben einen schönen Ort auf der Seite von Maleio. Der König von Ternate hat seine Residenz in einem Flecken, der eine Viertelmeile von dem Fort Orange liegt, manchmal auch in einem Lusthause, das etwas

weiter liegt. Seine Unterthanen geben ihn den Titel Klan oder Kolan, und er will mehr als zwey hundert Inseln unter seiner Herrschaft haben.

Unter den moluckischen Inseln hat Tidor den zweyten Rang. Sie liegt der Insel Ternate gegen Süden, und ist etwas größer als sie. Ihr eigentlicher Name ist Tudura, welches Fruchtbarkeit und Schönheit bedeutet. Dieses Land ist sehr volkreich; wird durch einen Sultan regieret, und bringt beynahe eben dieselben Früchte hervor. Der weise Sandel der sich hier findet, ist von vortreflicher Eigenschaft. Die Hauptstadt, so von den Europäern auch Tidor genennt wird, liegt auf der Ostseite der Insel. Um sie herum wächst so viel Holz, daß man ihre Häuser kaum einen Musquetenschuß weit gewahr werden kann. Gegen das Ufer zu wird sie durch eine Reihe nahe an einander stehender Felsen beschützet, welche das Meer bedecket wenn es aufschwillt, und wiederum bloß machet, wenn es zurück tritt. Auf eben dieser Seite ist ein Damm von Steinen ohne Verbindung errichtet, der in Mannshöhe ist, und zwey Musquetenschüsse Länge hat. Daher läßt es sich schwer von der Meerseite anlanden, auch nicht einmal mit Schaluppen. An der äußersten Seite gegen Mittag liegt ein rundes Gebirge, das sehr hoch, und beschwerlich zu besteigen ist. Die Portugiesen hatten einen Canonenschuß weit von diesen Gebirge eine ansehnliche Festung angelegt, die aber jetzo die Holländer besitzen.

sitzen. Der König von Tidor hat auch einige Länder auf der Insel Amboine, und in Neuguinea.

Motir und Machian, liegen Tidor gegen Süden, und gehören von Alters her, zu dem Königreich Ternate, haben auch keine besondern Sultane. Die erste ist die kleinste von den fünf Inseln, und liegt zwanzig Minuten von der Linie. Die Holländer haben daselbst ein Fort. Machian, liegt der Linie noch viel näher, und ist ein Land dessen Fruchtbarkeit gerühmt wird. Die Holländer besitzen auch viele Plätze darinnen, unter welchen der vornehmste Geoffikia ist. Die Insel trägt viel Sagu, der nicht nur zum Unterhalt der Einwohner, sondern auch für die benachbarten Völker dient. Man siehet da einen Feuerspeyenden Berg, der sich im Jahr 1646 mit einen erschrecklichen Getöse öfnete. Es fuhr so viel Feuer heraus, daß viele Oerter in Asche verwandelt wurden. Die Oefnung, wie man sie heutiges Tages siehet, gehet von dem Gipfel des Berges bis an den Fuß desselben, und siehet wie eine Straße aus, die mit Fleiß also ausgehölet ist. Man nennt sie, das machianische Gleis.

Die Insel Bachian, die auch von einigen Batsiang genennt wird, macht ein besonderes Königreich aus, das aber nicht so mächtig als Ternate und Tidor ist, weil die Holländer den besten Theil davon besitzen. Salmon setzt sie unter die Linie, einige Minuten nach Süden zu, und giebt ihr dreyzehen Meilen zum Umkreiße.

Diese Landschaft, so wüste und schlecht bebauet sie auch ist, giebt doch viel Sagu, Früchte und Fische. Der Sultan der darinnen regieret, besitzet auch einige Länder und Dörfer auf der Insel Papua und in Amboine. Die vornehmsten eigenthümlichen Besitzungen der Holländer, sind, die Festung Barnevelt; die Stadt Gammacanor oder Gammadour; Oebi und Latoe zwey kleine Inseln, so sie von dem Könige gekauft. Im Jahr 1706 sturben allhier 10,000 Menschen, beynahe der größte Theil der Einwohner an den Kinderpocken, eine Krankheit die in dieser Gegend eben so gemein als gefährlich ist.

Zweyter Abschnitt.

Von den Inseln, so zu den Molukkischen gehören.

Der Name der moluckischen Inseln kömmt eigenthümlich nur den drey Königreichen zu, von welchen wir geredt haben; in weitläuftigen Verstande aber giebt man den Namen vielen benachbarten Ländern, selbst auch einigen weit entfernten Inseln. Wir wollen die vornehmsten bekannt machen. Diese umständlichen geographischen Nachrichten haben zwar wenig angenehmes, gehören aber wesentlich zu der Sache die ich abhandle. Da ich sie nun nicht vorbey gehen kann, so will ich sie wenigstens in aller Kürze vortragen.

§. 1.

Die Insel Amboine und was ihr zugehört.

Die Insel Amboine, die die Einwohner Ambon nennen, hat vier Grad südliche Breite, und ohngefähr ein hundert und fünf und vierzig Grad Länge von den Meridian der Insel Ferro. Sie ist länglichtrund. Nach den ersten holländischen Berichten war sie bis auf vier und zwanzig Meilen im Umkreiß, nach den neuesten aber, nur funfzehn bis sechzehn Meilen. Durch sie gehet längst hindurch ein Meerbusen, der sich von Südwest nach Nordost erstrecket, und sie in zwey Theile, und gleichsam in zwey Inseln theilet. Weiter hin, nach der nordostlichen Spitze zu trift man einen kleinen Meerbusen an, der durch einen schmalen Strich Erdreichs von dem großen abgesondert ist, und kaum eine Viertelmeile breit ist. Wenn man das Erdreich, welches daselbst von Natur sehr niedrig ist, ausgraben wollte, könnte man leicht diese beyden Meerbusen in einen verwandeln, und eine Insel würde zwey andre in sich begreifen. Die Insulaner die von einen Meerbusen zum andern fahren, ziehen lieber ihre Schiffe über das trockne Land dieser Erdenge, als daß sie um die Insel herum fahren sollten. Der große Meerbusen giebt einen bequemen und geräumlichen Hafen. Er ist fast durchgehends unergründlich, ausgenommen gegen seinen Ausgang ins Meer. Seine Breite ist vornen zwey Meilen, wird aber immer schmäler, je weiter er in das Land gehet.

Nach dieser natürlichen Eintheilung, bestehet die Insel aus zwey Haupttheilen, davon der größte Hito und der andre Rossanive oder Leitimor heißt. Hito, liegt gegen Norden, und hat eine große Menge Oerter, davon viele so beträchtlich sind, daß man sie Städte nennen könnte. Ouri, Asselouli, Larique und Vaquesie sind die vornehmsten. Rossanive liegt auf der Südseite, und eben daselbst liegt die Hauptstadt, Ambon. Sie ist an dem großen Meerbusen, eine gute Meile von seinen Ausgange, erbauet; und kann leicht zwey Meilen im Umkreiß haben, wenn man die kleinen Oerter die um sie liegen, darzu nimmt. Die Straßen darinnen, sind schön und regelmäßig. Sie ist durch einige Canäle durchschnitten, über welche Brücken gebauet sind. Man findet da schöne Marktplätze, einen großen Pallast, verschiedene Hospitäler und zwey christliche Kirchen, wo der Gottesdienst in niederländischer und malayischer Sprache verrichtet wird. Die Holländer zählten daselbst im Jahr 1677 ohngefähr 1600 Negers, die ihnen unterthan waren, davon zwey Drittheil Gewehr führen konnten, und in den übrigen Stück der Insel konnten sie mehr als 3000 Mann Soldaten ausheben.

Hito und Rossanive, haben jedes ein Fort mit holländischer Besatzung. Das zu Rossanive heißt Victoria und kann für einen vortreflichen Ort gehalten werden. Sie ist von länglicht gezogener viereckigter Form, und beschließt die Stadt Amboine. Außer dem, daß seine innern Werke

sehr

sehr stark sind, sind auch die Aussenwerke durch Pallisaden, Canäle und Dämme verwahret. Die Holländer haben in den andern Gegenden der Insel eine große Anzahl Redouten und Schlösser, welche das ganze Land im Gehorsam erhalten.

Die Gegenden von Hito, und Rossanive haben jedes ihr Oberhaupt, das aber unter dem Befehl des holländischen Gouverneurs stehet. Zu Rossanive haben die Christen die Oberhand, zu Hito aber die Mahometaner. Das ganze Land ist unter zwey Geschlechte von Einwohnern getheilet, davon eines Olisiva, das ist Neuland; das andre Olilima, oder Siebenland heißt. Jedes von diesen Geschlechtern hat eine besondre Sprache. Von den Olisivern ist der größte Theil mahometanisch; die andern sind mit Christen, Mahometanern und Heyden vermenget.

Diese beyden Völker haben sich auch in einigen nahe gelegenen Inseln ausgebreitet, die zu eben dieser Regierung gehören. Die Insel Omo liegt von Amboine nach Osten, und bestehet aus sechs Plätzen. Die Inseln Uliasser, deren viere sind, gehören zu den Fort von Hito, und liegen in dessen Nachbarschaft. Sie sind überflüssig mit Sagu versehen. Man zählet darinnen neun Dörfer, deren Einwohner sich zum Christenthum bekennen. Anemo und Nasselau liegen auch gegen Osten. Daselbst ist ein klein holländisches Fort, und einige sehr volkreiche Dörfer. Manipe, Kelang, Bona, Bouro und andre, liegen auf

der

der Westseite. Sie haben auch holländische Besatzungen. Bouro, das am meisten nach Abend lieget, ist zwischen den dritten und vierten Grad der südlichen Breite. Salmon giebt ihn sieben und zwanzig Meilen zur Länge, und dreyzehen zur Breite. Die Holländer haben eine Festung daselbst, die sie von dem ganzen Lande Meister macht. Das merkwürdigste auf dieser Insel, ist ein See, eine Quadratmeile groß, der sich in einen sehr erhabenen Erdreich, zwischen vielen Bergen befindet. Man fängt Aale darinnen von erstaunender Größe.

Amboine, und einige andre darzu gehörige Oerter als Omo, Anemo und Nasselau, sind anjetzo die fruchtbarsten an Würznägelein. Sie würden in eben dem Ueberfluß zu Tidor, Ternate und den andern moluckischen Inseln wachsen; allein, die Holländer die den Mittelpunct ihrer Macht zu Amboine festgesetzet, wo sie auch ohne dieß eine sehr große Menge Nägelein sammlen, haben die mehresten damit bepflanzten Oerter in den andern Inseln verwüstet. Hier ist auch der beste Ort eine Frucht umständlich zu beschreiben, von welcher wir schon so vielmals geredet.

Der Würznägelein Baum siehet dem Lorbeerbaum sehr ähnlich; das oberste des Baums aber ist viel dicker, und die Blätter ein wenig schmäler. In fruchtbaren Jahren hangen seine Zweige voll von einer erstaunlichen Menge Blumen von weißer Farbe, die am häufigsten gegen den Gipfel sind, und wovon jede ein Nägelein hervor-

hervorbringt. Die Frucht ist erstlich blaßgrün; hernach wird sie gelb; alsdenn roth und endlich dunkelbraun, so wie sie bey uns aussehen. Sie hängt an einen kleinen Stiel in einer Krone die aus einer großen Menge Nägelein bestehet.

Sie werden im October und folgenden Monaten eingeerndet. Man breitet am Fuß des Baumes ein großes Tuch, nachdem vorhero der Platz sorgfältig gereiniget ist; hernach schüttelt man die Zweige stark, entweder indem man einen Strick daran bindet der mit Gewalt gezogen wird; oder durch das Schlagen mit einer Stange, wie wir mit unsern Nußbäumen thun. Wenn nun die Nägelein gesammlet sind, werden sie im Meerwasser gewaschen, und nach diesen in der Sonne, oder durch den Rauch von Bambusröhren getrocknet.

Die Würznägelein werden niemals gepflanzet, sondern die Nägelein so auf dem Baume zur größten Reife kommen, fallen alsdenn herunter, und tragen zur Fortpflanzung genugsam bey. Vor den achten oder neunten Jahr bringt ein junger Baum keine Frucht; man giebt auch vor, daß seine ordentliche Dauer ein ganzes Jahrhundert werde, und daß er noch längere Zeit dauern würde, wenn man seine Zweige zur Zeit der Ernte besser schonte. Es kömmt selten, daß ein einiger Baum in zwey Jahren nach einander, eine große Menge Früchte tragen sollte; die mehresten Nägeleinbäume zeigen die stärkste Fruchtbarkeit von drey zu drey Jahren, und manchmal zu Ende des vierten Jahres.

Jahres. Die Würznägelein so auf dem Baume nach der Ernte übrig bleiben, bekommen den Namen der Mütter, und werden von den Javanern am meisten werthgeschätzet, weil sie viel stärker und kräftiger sind. Unterdessen lesen doch die Holländer die kleinsten aus.

Argensola erzählet, daß die Moluckier, von den guten Eigenschaften der Würznägelein, lange Zeit nichts gewußt, und daß sie diese Entdeckung den Chinesern zu danken hätten. Er setzt noch hinzu, daß diese letztern sie nicht nur in Indien, sondern sogar in Persien und Arabien in solch Ansehen gebracht, welches sich hernach in Europa ausgebreitet. Er betrügt sich aber, wenn er sagt, daß Plinius dieses Gewürze gekennt habe, und daß er dessen unter dem Namen Gariophyllum gedacht. Das Gariophyllon des Plinius ist nichts anders als eine Art langer Pfeffer, der sehr gemein in dem festen Lande von Indien wächst, und der auch mit dem moluckischen Baume nichts ähnliches hat. Die Perser nennen die Nägelein Calafur, die Moluckier geben dem Baume den Namen Siger, den Blättern Varaqua, und der Frucht Chimque oder Chamque. Die Blätter und das Holz des Baumes haben eben den Gewürzgeruch als die Frucht. Die Indianer lassen sie in Zucker, Salz oder Weinessig einmachen, und haben die Gewohnheit die Frucht zu kauen, um einen lieblichen Othem zu erhalten.

Die

Die Würznägelein sind von sehr hitziger Eigenschaft. Der Baum ziehet alle Nahrungssäfte aus der Erde an sich, dergestalt daß gar kein Kraut, und nicht das geringste Grüne um ihn wächset. Wenn man ein Geschirr voll flüßiger Materie nahe zu diesen Bäumen setzet, so verschwindet es sehr merklich. Es geschiehet auch gleichergestalt, wenn man einen Sack voll Nägelein über ein Becken setzt das voll Wasser ist, so wird das Gefäß in wenig Tagen gänzlich leer, ohne daß die Beschaffenheit der Nägelein dadurch merklich geändert wird.

§. 2.

Die Insel Ceram.

Diese Insel liegt von Amboine gegen Norden, und ist davon nur zwanzig Meilen entfernet. Ihre Lage ist drey Grad südlicher Breite; ihre Größe ohngefähr sechzig Meilen lang, und zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen breit. Der größte Theil der Oerter auf der mittägichen Seite, sind der holländischen Compagnie unterwürfig; und die vornehmsten davon sind: Canarie, Lommia-Caia, Lattoi, Hollai, und Coacq, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts sechs hundert Mann Soldaten stellen konnten. Es waren damals mitten in der Insel sechs andre Oerter, die alle mit Götzendienern besetzet, und der Compagnie unterthan waren, aus welchen sie 3000 Soldaten nehmen konnte. Von Coacq nach Osten,

waren

waren an der Küste noch drey Oerter, die noch viel mächtiger waren, und 6600 Soldaten stellen konnten. Sie hatten wie die andern, dem Gouverneur von Amboine den Eid der Treue geleistet; sie gehorchten aber mehr aus Furcht, als aus Liebe, und die Compagnie konnte sich nicht viel von diesen Eigenthum versprechen. Wenn man weiter hin in dem Lande kam, fanden sich noch vier andre neu angelegte Oerter, die sich das holländische Joch gänzlich vom Halse geschüttelt; und es war um so viel mehr gefährlich, sie zum Gehorsam zu bringen, weil sie genaue Verbindungen mit dem König von Ternate hatten, der damals mit der Compagnie in Uneinigkeit war. Dieser Herr hatte die Insel Ceram, allezeit unter seine eigenthümlichen Länder gerechnet, und besaß auch noch davon einen beträchtlichen Theil. Der Mittelpunct seiner Gewalt war zu Lucielle, auf der nordlichen Seite; welcher Platz auf einen Berge lag, und wegen der guten Lage sehr feste war. Er war durch einiges grobes Geschütz, und durch eine Besatzung von neunzig Mann vertheidiget. Die Flecken Augen und Loek stunden unter Lucielle, deßgleichen auch Cambelle und Lissidi. Alle diese Plätze waren mächtig, und brachten eine große Menge Sagu und Würznägelein hervor, welches die vornehmsten Reichthümer der Moluckier sind. Man zählte sonst noch in der Insel vierzig Geschlechter von Olilimas, welche 1200 Soldaten stellen konnten; und sechs Geschlechter von Olisivas, die nur 260 Mann bewaffnen

waffnen konnten. Es waren in dem innern des Landes noch verschiedene andre Stämme, die nicht bekannt waren.

Das ist die Vorstellung, die uns die Nachrichten vom Ende des vorigen Jahrhunderts, von der Insel Ceram machen. Wir haben gar keine neuern Berichte, und ich finde allein in Salmon, daß Cambelle, der vornehmste Ort des Landes, und die Residenz eines Sangiac oder besondern Fürsten, sich in diesen neuern Zeiten den Holländern unterworfen, die auch an diesem Orte eine Festung haben.

§. 3.

Die Inseln von Banda.

Das ist der Name, den man einigen Inseln giebt, die von denen so wir beschrieben haben, nach Osten zu liegen, zwischen den 4. und 5ten Grad südlicher Breite, und 147. und 148sten Grad der Länge. Sie sind nur 30 Meilen von Amboine entfernet. Die wichtigsten sind, Nera, Guanape, oder Gonon-Api, Pulo-Ay, Pulo-Rhun *), Rosingein, und Banda. Von dieser haben die andern alle den Namen.

Nera und Guanape liegen gegen Norden, und scheinen an einander zu stoßen, indem sie nur durch eine kleine Meerenge von einander abgesondert

*) Pulo bedeutet so viel als Insel.

sondert sind, welche keine Meile breit ist. Nera hat im Umkreiß zwey bis drey Meilen, und ist die Residenz eines holländischen Gouverneurs, der alle diese Inseln zu besorgen hat.

Man trift da auch einen schönen und aufgerichteten Wohnplatz an, bey welchen zwey Schlösser sind, davon eines Belgique und das andre Nassau heißt. In diesen letztern hat der Gouverneur seine Residenz. Dieser Wohnplatz ist wohl gebauet, und sehr bevölkert, er macht eine kleine Stadt aus die in drey Gassen getheilet ist, in welchen verschiedene merkwürdige Gebäude stehen. Die Häuser sind von Steinen gebauet, die man vom Meerufer nimmt, und haben nur ein Stockwerk, wegen der Erdbeben. Ihre Dächer sind von einer Materie, die Salmon Atap nennet, ohne sie zu erklären. Ihre Fußboden bestehen aus einer Uebertünchung von Kalk, der so glänzend aussiehet als Marmor. Die Compagnie hat hier, wie in Amboine, einen schönen Garten von Pflanzen, die denen ähnlich sind, welche sie zu Batavia, auf dem Cap und andern berühmten Factoreyen bauen und warten läßt.

Guanape ist ein unbewohnter Ort, aber wegen eines feuerspeienden Berges merkwürdig, der beständig brennt, mit einen Getöse das man in allen benachbarten Inseln hören kann. Sie ist im Umkreiß zwey Meilen.

Pulo-Ay und Pulo-Rhun liegen auf der Westseite. Die erste ist fünf Meilen lang, und

eine

eine breit. Sie macht eine gleichförmige Ebene, die mit einigen Hügeln eingefasset ist. Sie hat an allen Arten von Früchten einen Ueberfluß, vornehmlich an Muscatennüssen und Blumen, welches die besondern Früchte dieser Inseln sind. Die Luft ist da sehr reine, und der Himmel ist niemals mit aufsteigenden Dünsten erfüllet. Aber dem Lande mangelt das Wasser.

Pulo-Rhun ist eine etwas grössere Insel, über deren Besitz, die Engelländer und Holländer lange Zeit gestritten haben. Sie ist endlich den Holländern zu Theil geworden, die sie auch seit dem Jahr 1667 ruhig besitzen. Das Land ist von Natur sehr unfruchtbar, und die letzten Besitzer haben es vollends gar verderbet, indem sie alle Muscatenbäume daselbst haben ausreißen lassen. Sie unterhalten aber doch eine Besatzung da, um allen europäischen Nationen den Zugang zu verwehren.

Die Insel Rosingein deren Grund und Boden nicht viel besser ist, liegt nach Osten. Die Holländer verweisen die Uebelthäter dahin, welche man da braucht um Holz zu brennen, und zur Schiffart zu hauen, und die Steine zu brennen, aus denen man Kalk macht. Das Land ist mit Wäldern und Bergen bedeckt. Die Erde darinnen ist thonigt, und zu Töpferarbeit wohl zu gebrauchen.

Mitten unter diesen fünf Inseln liegt Banda, und ist auch von allen die vornehmste. Sie hat die Gestalt eines Hufeisens, und soll sechs Meilen

im Umkreiß seyn. Von Guanape und Nera ist sie durch einen Canal abgesondert, der einen vortreflichen Hafen macht, und in vielen Gegenden nur eine Viertelmeile breit ist. Dieser Weg aber ist theils von der Seite von Banda, theils von der Seite der beyden andern Inseln beschützet, durch verschiedene Forts, deren Batterien kreuzweiß schießen. Der vornehmste neu angelegte Wohnplatz, mit Namen **Lontor**, ist am Ufer des Meeres, am Fuß eines hohen Berges, auf welchen die Holländer ein Fort haben. Die Stadt wird durch einen halben Mond, und einige Redouten vertheidiget. Man steigt auf einer Treppe zu dem Fort, die mehr als 300 Stufen hat, und in den Felsen gehauen ist. Die ganze Insel ist mit Redouten umgeben, die den Zugang sehr schwer machen.

Der Boden, der mehresten von diesen Inseln, ist überhaupt sandig, mit Felsen erfüllet und ohne Gras und Kräuter. Sie sind nicht nur sehr arm an Vieh, sondern sogar die Fische sind auch daselbst rar. Die wenigen Schöpse und Ziegen aber, die sich da finden, sind vortreflich. Man trift auch einige Hirsche, und eine große Menge klein Wildpret an. Es giebt auch da eine ganz besondre Art von Vögeln; welche die Bandanier **Eme** nennen. Sie sind zweymal so groß als die Schwäne, die Federn sind schwarz, und sie haben keine Zunge, keine Flügel und keine Schwänze. Das Obertheil des Kopfes ist mit einer so harten Schale bedecket, wie die Schildkröten

Krötenschale. Die Beine sind oben lang, und unten stark und nervicht. Sie bedienen sich derselben zur Gegenwehre, und hauen und schlagen hinten aus wie die Pferde. Man versichert, daß sie alles fressen was ihnen vorgelegt wird, sogar glühende Kohlen. Um das Jahr 1598 brachte Schellinger, ein holländischer Schiffmann, einen davon nach Amsterdam, und machte denen Staaten ein Geschenke damit.

Die Ostwinde wehen daselbst von dem Monat May, bis zu Ende des Novembers. Die Westwinde fangen im December an zu blasen, und halten sechs Monat lang an. Man bemerket, daß während den Monaten Junius, August und September, das Meer um diese Inseln herum, zur Nachtzeit ausnehmend weiß aussiehet. Ihr Clima ist brennend, und die Wirkung desselben ist für die Fremden sehr gefährlich. Die Eingebohrnen im Lande aber genießen einer dauerhaften Gesundheit, und gelangen auch zu einen hohen Alter.

Die alten Einwohner, waren ein wildes, grausames und untreues Volk, das aller Zucht unfähig war. Ein Theil von ihnen ist durch den Krieg ausgerottet worden; und die übrigen sind in die spanischen und holländischen Colonien versetzet worden. Heut zu Tage ist das Land mit einer Menge Sclaven besetzet, welche die Pflanzgärten von Muscatenbäumen warten; und mit einer kleinen Anzahl Europäer; verschiedenen freyen Indianern, die von den benachbarten

Inseln herstammen, und mehrentheils Christen sind. Diese letztern haben sich in den besten Gegenden festgesetzet, nämlich zu Nera, Pulo-Ay und Banda. Sie warten das Land, so ihnen die Holländer gegeben haben; und bezahlten sonst den Zehnten von allen Früchten die sie einsammleten; die Compagnie aber hat ihnen diesen Zinß erlassen, und verlangt nur, daß sie ihr um einen festgestellten Preiß ihre ganze Muscatenernte verkaufen soll. Wenn sie eben diese eigenthümlichen Güther verkaufen wollen, so behält sie wegen der herrschaftlichen Rechte, die Helfte des Kaufpreißes zurück.

Die Muscatennüsse und Blumen, sind Reichthümer, die man außer diesen Inseln vergebens suchen würde. Der Baum der sie trägt, wächst eben sowohl in der Ebene, als auf den Bergen, und fast allenthalben mit einem wunderbaren Ueberfluß. Er siehet wie ein Pfirsigbaum aus, seine Blätter aber, sind etwas kürzer und runder. Seine Rinde ist glatt, und dunkelgrau, seine Blätter sind grün und glänzend wie die vom Birnbaum, und wachsen paarweise an einen Stengel, geben auch einen sehr angenehmen Geruch von sich, wenn man sie mit den Fingern drückt. Die Frucht ist anfänglich von einer schönen grünen Farbe, so wie das ganze Gewächß; indem sie aber reif wird, wird sie blau mit etwas Braun, Fleischfarbe, und Gelb vermischet. Sie öffnet sich von selbst, wenn sie reif ist, und zeigt alsdenn eine kleine röthlichte Schale, die ein

weiches

weiches Wesen enthält, welches mit der Zeit härter wird und Macis oder Muscatenblume genennt wird. Die Indianer machen ein Oehl daraus. Eben diese Schale, dient einer andern sehr harten Schale zur Bedeckung, welche die Frucht oder Nuß in sich hält.

Diese Frucht erfordert zu ihrer Reife neun Monate Zeit. Wenn sie eingesammlet ist, löset man die erste Schale ab, und legt die Macis besonders, die man hernach in der Sonne trocknen läßt. In Ansehung der Nüsse ist etwas mehr Zubereitung nöthig. Man legt sie auf geflochtene Hürden, ohne sie aus ihrer Schale heraus zu machen, und läßt sie sechs Wochen lang, bey einen gelinden Feuer trocknen, in Oefen die darzu eingerichtet. Hierauf zerbricht man die Schale, nimmt die Nuß heraus, wäscht sie in Kalkwasser, und läßt sie auch in den Oefen etliche Wochen lang trocknen. Die Muscate und Macis sind gut für die Nerven, das Gehirn und den Magen.

Die mahometanische Religion herrschet auf den Inseln von Banda. Es finden sich aber auch einige Götzendiener, und eine sehr geringe Anzahl Christen. Diese Insulaner haben die Gewohnheit, sich auf den öffentlichen Plätzen, oder in den Wäldern zu versammlen, bald der Lustbarkeiten wegen, bald auch über Staatssachen zu berathschlagen. Manchmal speisen sie auch in ihren Tempeln; ein Stück Sagu aber, und eine Schüssel voll Reis sind alle Leckerbißgen bey

diesen Schmauß. Es giebt untermengte besondre Zweykämpfe unter den Edelleuten, die sich mit Säbeln herumhauen, bey den Klang verschiedener Instrumente. Unter mancherley Waffen, die bey diesen Indianern im Gebrauche sind, versichert man auch, daß sie eine Art kleine Pfeile haben, die in Gestalt einer Angel gemacht sind, an welche sie einen Strick binden. Diese werfen sie mit vieler Geschicklichkeit auf den Feind, und ziehen sie mit dem Stricke alsobald zurücke, und reißen, wie man sagt, den Verwundeten auf diese Art, mit fort. Ihre Kriegsleute bedecken die Brust und Schultern mit einen doppeltstarken Küraß, und tragen auf dem Kopf eine Art von Sturmhaube, auf welche sie oben einen Paradiesvogel setzen, entweder um diesen Kopfharnisch zu zieren, oder weil sie glauben, daß es ein Verwahrungsmittel wider die Gefährlichkeiten sey. Sie fangen ihre Seetreffen mit sehr vielen hüpfen und springen an, welches sie auf den Bänken thun, die um ihre Galeeren herum gemacht sind. Sie haben die Art, ihren Ueberwundenen gar kein Quartier zu geben. Die Sieger bringen als Siegszeichen, die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde, auf der Spitze ihrer Piken mit zurück. Bey dem Rückmarsch aus dem Feldzuge, begeben sie sich auf den öffentlichen Platz wo jeder Soldat mit viel Prahlerey alle die Köpfe zählet, die er abgehauen; welche sie hernach in einen Wald begraben.

Bey ihren Begräbnissen haben sie viel Gebräuche. Sie wickeln die Todten in ein Tuch;

tragen

tragen sie auf ihren Schultern an den Ort des Begräbnisses; erheben ein Geschrey und gräßliches Geheule bey dem Grabe; sie rufen den Todten mit lauter Stimme, als ob sie glaubten verstanden zu werden; sie setzen angebrennte Lampen auf das Grab, und verrichten ihr Gebet dafür.

Der Ballon ist ein sehr gemeines Vergnügen bey diesen Insulanern. Die sie haben sind von Schilf geflochten, wie die Ballone in Spanien, und zehn bis zwölf Spieler machen einen Kreis. Die Männer führen ein müssiges Leben, und beschäftigen sich sonst mit keiner Uebung als mit dem Krieg. Die Weiber bearbeiten das Land, versehen die Haushaltung, sammlen und bereiten die Muscatennüsse zu, und sind mit allen mühsamen Arbeiten belegt. Man sagt, daß die Bandanier viel länger leben als andre Menschen. Die Holländer, sahen bey ihrer ersten Reise, viele Personen, die, wie man sagt, mehr als 130 Jahr alt waren.

§. 4.

Die übrigen mittägichen Inseln.

Sologo, Key, Aroe, Botton, Solor, Timor und andre, werden auch für Theile des moluckischen Meeres gehalten, und liegen alle von der Linie nach Süden.

Sologo ist eine sehr große Insel, die theils von dem König zu Ternate abhänget, auf der die

Sultane zu Tidor, Bachian und Borneo auch Ansprüche haben. Sie hat einen Ueberfluß an allen Arten von Lebensmitteln, und bringt das Sandelholz, den Zimmt, den Kampher, Ingwer und langen Pfeffer hervor. Man versichert auch, daß sich daselbst ein Baum finde, dessen Schatten, allen denen die darunter schlafen, tödtlich sey *). Die Einwohner sind wild, untreu und von ausnehmender Grobheit in allen ihren Bezeigen. Die mehresten tragen gar keine Kleidung. Diesen Mangel zu ersetzen, bemahlen sie den Leib mit verschiedenen Figuren von Laubwerk und Blumen, welches das gewirkte Laubwerk einiger Stoffe nachzuahmen scheint. Sie haben ein lang Gesichte, schwarze und glänzende Zähne, durchbohrte und mit Ringen behängte Ohren. Man findet in dem Lande viele kleine frenstehende, und neu angelegte Wohnplätze, deren jedweder eine zahlreiche Familie enthält. Der Beschreiber der moluckischen Inseln bemerket, daß die ganze Insel mit vielen Hurenhäusern erfüllet sey, welches eine in andern Theilen Indiens, sehr seltene Unordnung ist.

Salmon

*) Das ist wunderbar genug. Ich habe mich nicht entschliessen können, folgendes mit einzurücken. Wenn jemand, sagt Argensola, sich unter ihn legt, nach der Abendseite zu, so ist der Schatten des Baums vermögend, ihn den Tod zu verursachen, wofern er sich nicht alsobald auf die Gegenseite nach Morgen zu legt, wo der Schatten dieses Baumes = = = das Gegengift von der vorigen Seite ist. Argensola hist. des Mol. T. I. p. 150. in der französischen Uebersetzung.

Salmon setzt die Insel Key drey Grad zwanzig Minuten in südliche Breite, und giebt ihr 150 Grad der Länge von dem Mittagscirkel von London. Ihre Länge ist 30 Meilen, und 3 bis 4 Meilen Breite. Unter ihre Herrschaft gehöret noch eine kleine Insel, von eben dem Namen, deren Küsten schlangenförmig gekrümmet sind, und einen Meerbusen von 4 Meilen breit hat. Das Land dieser beyden Inseln ist sehr erhaben, mit Bergen besetzt und mit vielen Flüssen versehen. Es giebt da eine erstaunende Menge Dörfer, davon jedes seinen Fürsten hat, und die beständig mit einander in Krieg liegen. Diese kleinen Monarchen, ob sie gleich unumschränkt herrschen, fordern dennoch von ihren Staaten keine Abgaben, und sind von ihren Unterthanen durch nichts unterschieden, als daß sie eine größere Menge Ohrengehenke tragen, und eine Bedeckung von Baumrinde haben. Der Entzweck ihrer grausamen Kriege, ist bloß so viele Sclaven zu machen, als sie können, die sie hernach in Banda verkaufen, wohin sie auch alle Jahr 20 Schiffe voll schicken. Oefters verkaufen diese Insulaner auf diese Art, sogar ihre eignen Kinder, und wenn sie von Verwandten und Freunden einen erwischen können, verkaufen sie ihn gleichergestalt.

Die gewöhnlichen kleinen Diebereyen bestrafen sie durch Abschneidung eines Ohres, die beträchtlichen Diebstähle aber durch Abhauung von vier Fingern. Sie haben auf den Mord und Ehebruch Todesstrafen gesetzt; die Verbrecher

aber

aber finden viele Mittel, sich diesen scharfen Gesetzen zu entziehen. Sie haben Tempel, und erkennen einen GOtt als Schöpfer, den sie auch anrufen, indem sie ihre Knie beugen, die Hände vor das Gesichte halten, oder sie über den Kopf erheben; sie opfern ihm Speisen, die sie auf dem Altar stehen lassen, welche hernach durch eine unbekannte Person, vermuthlich einen Priester des Tempels weggenommen werden. Bey allen ihren Verrichtungen fragen sie eine Zauberinn um Rath, welche, wie sie sagen, vier Augen hat, und die in ihrer Gegenwart einen unsichtbaren Geist fraget, von dem sie glauben die Stimme zu hören. Männer und Weiber gehen nackend, die Schaamglieder ausgenommen. Ihre vornehmsten Reichthümer bestehen in Gold und Elephantenzähnen. Sie treiben auch einen starken Handel mit Kleidern, die sie in Macassar an sich bringen, und zu Banda und in den benachbarten Inseln verkaufen. Sie leben von Sagu, Fischen, Wurzeln und Früchten. Die Vornehmen haben die Gewohnheit, ihre Todten einzubalsamiren, und sie ein Jahr lang in einem Kasten, in ihren Häusern aufzubehalten; die sie hernach mit viel Pracht beerdigen. Ihre Trauer bestehet darinne, daß sie sich den Kopf scheeren, und durch die Finger, Arme, Beine und um den Leib her, Ringe von Schilfrohr stecken, welche sie so lange tragen müssen, bis sie von selbst ausfallen. Sie müssen auch zu der Zeit, sich gewisser Speisen enthalten.

Aroe und einige dazu gehörige kleine Inseln, liegen gegen Morgen der Insel Key, und etwas weiter als zwanzig Meilen von ihr entfernt. Die Einwohner sind eben so wild, als die zu Key, und führen unter einander beständig Krieg, um Sclaven zu bekommen. Das Land hat wenig Flüsse und Quellen, dem ohngeachtet aber, ist es reich an Reis, Hülsenfrüchten und Viehe. Der Fischfang ist daselbst so gut, daß er eines der vornehmsten Einkünfte der Einwohner ist. Vorkey ist der beträchtlichste Platz dieser Inseln, wo man auch kleine Perlen von recht schönen Glanze findet.

Botton liegt von Amboine nach Westen. Ihre Hauptstadt hat das Ansehen einer recht großen Stadt, wegen der Menge Gärten, die ihr sind. Die Anzahl der Einwohner aber, stimmt so wenig mit ihrer Größe überein, daß sie kaum aus 12 bis 1300 Personen besteht. Man findet in der ganzen Insel sehr viele kleine Flecken und Dörfer, und das Land wird durch einen König regieret, der in der Hauptstadt residiret. Midleton, ein englischer Capitain, wurde in den Pallast dieses Monarchen geführet, sahe aber darinne nichts als eine unordentliche Menge Gebäude, die von andern Häusern blos durch die Größe unterschieden waren. Man brachte ihn auch in einen Saal, wo er mit Erschrecken ein Dutzend annoch blutender Köpfe sahe, die an die Mauer gehänget waren. Der König hieß dem Midleton, sie zu betrachten, und sagte ihm mit einer höflichen

Mine,

Mine, daß es die Köpfe von eben so viel Feinden wären, die er im Kriege umgebracht. Diese Völker führen eine einfältige und grobe Lebensart. Der König selbst, speiset nur auf hölzernen Schüsseln. Man bedeckt sie mit einem Tuch, um die Speisen warm zu erhalten. Das Getränke so sie unter sich haben, ist die Irea-pote, ein angenehmer und erquickender Trank der aber wenn man zu viel trinket, im Kopf steiget. Unsre europäischen Speisen schmecken ihnen sehr gut, und wenn man ihnen spanischen Wein oder Franzwein vorsetzet, so trinken sie unmäßig. Als Middleton dem König auf seinen Schiffe einen Schmaus gab, so besoff sich dieser Prinz dergestalt, daß man ihn bey Aufhebung der Tafel, durch seine Leute mußte tragen lassen. Diese Insulaner treiben einen starken Handel mit Perlen, Schildkrötenschale, Zeug und Sclaven.

Die Insel Solor ist von der Aequinoctiallinie noch viel weiter entfernet, und muß 8 Grad 20 bis 30 Minuten nach Süden gesetzt werden. Sie hat in der Länge ohngefähr 10 Meilen, und zur Breite achte. Sie wird von Mohren, Götzendienern und Christen bewohnet. Die volkreichsten Plätze von Mohren und Götzendienern, sind **Lamakere, Male, Toulon, Adenare, Prototoli, Aude** und **Sallelauvo**. Diese zwey letztern Flecken, gehören von Alters her zum Königreich Ternate.

Die angelegten Plätze der Christen heißen **Cherebate, Pamancaie** und **Louolaing**. Zu

Anfang

Anfang des letztern Jahrhunderts, enthielten sie 150 Familien, und die Anzahl der andern Bevölkerungen die sich in dem Lande ausgebreitet, war nicht weniger beträchtlich. Man zählte bis auf 2000 Familien, die sich auf einer kleinen benachbarten Insel niedergelassen, deren Wohnplätze **Carmang**, **Louococol**, **Louonamang** und **Louongin** hießen. Die Portugiesen hatten sonst ansehnliche Güther in Solor, wurden aber im Jahr 1613 von den Holländern daraus verjagt.

Diese Insel ist in Ansehung des Handels auf den moluckischen Inseln, von einiger Wichtigkeit, weil eine große Menge Lebensmittel von ihr gebracht werden. Es wächst auch viel Sandelholz daselbst, und man versichert, daß viele von den Völkern darauf, durch Weiber regieret werden.

Timor ist am weitesten nach Mittag gelegen, und die größte von allen diesen Inseln. Sie liegt zwischen den achten und zehnten Grad der Breite. Salmon legt ihr 73 Meilen Länge und 18 Meilen Beilen Breite bey. Ihre Küsten sind niedrig, sumpfig und mit großen Bäumen und Schilf besetzet. Sie hat einen Ueberfluß an Vieh, Wildpret, Früchten, Hülsenfrüchten, Muschelwerk, und allen Arten von Fischen. Man findet auch daselbst Wachs, Honig, Sandel und ganze Wälder von Cocusbäumen und Tamarinten. Es wächst auch da, am Ufer des Meeres, eine Art Fichten, deren Holz roth aussiehet, feste ist, und sehr gut zum Bauen zu gebrauchen ist. Alle

Reisen-

Reisenden reden mit Verwunderung von einer Art Palmbäumen, die in der Insel sehr gemein sind. Sie sind 80 Fuß hoch, und 7 bis 8 im Durchmesser, haben keine Aeste als nur gegen dem Gipfel. Die Frucht siehet wie eine Cocusnuß aus; ist aber nicht größer als ein Hünerey.

Das Land ist in viele unumschränkte Herrschaften vertheilet, davon die ansehnlichsten sind, Koupan, Anabao, Lafao, Ambaje, Lortribie, Polumbie und Nanquinal. Die Holländer haben in dem Königreich von Koupan, einen kleinen neuangelegten Platz, bey welchen eine Festung ist, die Concorde heißt, wo sie eine Besatzung von 50 Mann haben. Sie verschafften sich diesen Ort im Jahr 1613, mit den Schaden einer portugiesischen Colonie, die sie davon vertrieben. Sie ziehen keinen großen Nutzen daraus; es ist aber doch eine bequeme Niederlage, zum Handel auf die moluckischen Inseln.

Die Portugiesen haben sich zu Lafao, in dem mitternächtigen Theil der Insel festgesetzet, mehr als 60 Meilen weit von den holländischen Orte, der nach Westen zu liegt. Ihre unterthanen Völker bekennen sich zum Christenthum, und sprechen keine andre Sprache als die portugiesische. Sie erkennen den König von Portugall für ihren Oberherrn, sie wollen aber gar nicht unter dem Vice-Re von Goa stehen, auch sich nicht dem Erzbischof derselben Stadt, in geistlichen Sachen unterwerfen. Sie verlangen, sich selbst

nach ihren eignen Gesetzen zu regieren. Man wollte ihnen im Jahr 1688 einen Vice-Re geben, sie rebellirten aber öffentlich, und dieser Krieg der funfzehn Jahr währete, hätte die ganze Colonie zerstöhren können. Lafao ist heut zu Tage nur ein kleiner Marktflecken, der an das Meerufer erbauet, und durch einige Batterien vertheidiget ist. Man siehet da, etwa 50 Häuser, die sehr schlecht sind, und eine alte Kirche. Es kommen dahin alle Jahre, im Monat September, viele Schiffe aus China, die zu der Zeit eine große Menge Fremde dahin locken, und aus Lafao einen guten Handelsplatz machen. Die Portugiesen können 500 Mann Soldaten aus den verschiedenen Wohnplätzen, die unter ihnen stehen, ins Feld stellen.

Die übrigen Gegenden der Insel, sind mit mahometanischen Völkern und Götzendienern besetzet, welche keiner europäischen Nation unterthänig sind. Die von Koupan und Anabao stehen mit den Holländern in Bündniß; die übrigen sind so wild, daß sie ohne Barmherzigkeit alle Fremden ermorden, die sich ihren Wohnplätzen nähern. Sie haben ein langes Gesicht, schwarze Haare, eine sehr schwarzbraune Haut, kurze Leibesgestalt, und einen kleinen hurtigen und lebhaften Körper. Alle ihre Kleidung bestehet aus einem Stück Zeug, das sie sich um die Nieren binden. Auf dem Haupt tragen sie einen Huth von Palmblättern, und manchmal eine kleine Krone von Perlmutter, die mit Goldstücken und Silber ge-

zieret ist. Sie gehen niemals aus ihren Wohnungen, ohne einen Degen an der Seite, einen Wurfspieß in der Hand, und einen Bogen und Köcher auf der Schulter zu haben. Die Jagd und der Fischfang sind ihre vornehmsten Uebungen. Sie pflegen das Wildpret und die Fische die sie fangen, auf einer Art von Hürden, beym Feuer trucknen zu lassen. Alle Felder sind gemein, und wer sich von ihnen zur Bearbeitung derselben begeben will, kann sich einen Platz erwählen, welcher ihm gefällt.

Lombarte, Serbite, Floris, Cumbava ꝛc. sind noch andre Inseln, die ohngefähr in eben der Breite liegen, aber ein wenig weiter gegen Osten. Die erste ist wegen eines feuerspeienden Berges merkwürdig, der beständig brennt. Serbite liegt von Solor nach Norden, und ist davon nur durch eine kleine Meerenge abgesondert. Salmon setzt ihre Länge auf 11 Meilen, und ihre Breite 5 bis 6 Meilen. Dieses Land hat einen sehr angenehmen Prospect und ist überaus fruchtbar. Seine Einwohner aber sind wild, und erlauben den Fremden keinen Zutritt zu ihren Wohnungen, die alle mit starken Pallisaden besetzt sind. Jedoch wenn sie einige Schiffe anlanden sehen, gehen sie an das Ufer, und vertauschen ihre Früchte für Messer, Löffel und Stückgen Eisen. Das Gold und Silber schätzen sie sehr gering, sogar daß sie dem Zinne den Vorzug geben.

Floris, welche andre auch Ende nennen, liegt von Serbite nach Westen. Ihre Länge ist

funfzig

funfzig Meilen, und die Breite ohngefähr achtzehen. Valentin hält sie für ein Stück so zum Königreich Macassar gehöret, und sagt auch, daß man keine andern Waaren daraus bekäme, als Eßwaaren. Larentoeke ist eine ansehnliche Stadt, und ansehnlicher Hafen in dieser Gegend. Man versichert, daß die Einwohner desselben, sehr geschickt in der Zauberey sind, und die verabscheuliche Kunst der Giftbereitungen verstehen.

Cumbava und Lambor liegen noch weiter gegen Westen, und stoßen fast an die Insel Java. Die erste, die sonst zu den Königreichen Bone und Macassar gehörte, ist jetzo den Holländern unterwürfig. Sie bringt Wachs, Reis und vortrefliche Pferde hervor.

§. 5.

Gilolo, sonst Batochine genannt, und die Inseln Morotai.

Nunmehro komme ich zu den vornehmsten Inseln, die denen moluckischen nach Süden und Westen liegen, Die Insel Gilolo und Morotai erstrecken sich gegen die West- und Nordseite. Gilolo liegt von Ternate nach Nordost, und die Linie gehet mitten durch. Sie ist 60 Meilen lang von Mittag gegen Norden, und hat 15 Meilen zur Breite von Osten nach Westen. Zwey Meerbusen die von der Ostseite hineingehen, theilen sie in drey Theile, welche drey besondre Inseln zu seyn scheinen. Die eine davon

heißt Batochine, die andre Gammocanora, und die dritte Gilolo. Man giebt den ersten und letzten Namen der ganzen Insel ohne Unterscheid. Die Spitze von Batochine liegt nach Norden. Ihre Einwohner sind Wilde, die ihr Leben in wüsten Orten zubringen, ohne Gesetz, ohne Oberherrn und ohne bleibende Stätte. Gammocanora und Gilolo haben weit gesittetere Völker, die unter königlichen Regiment stehen, und Flecken bewohnen die an das Meerufer gebauet sind. Alle diese Völker verstehen einander, obgleich in ihren Sprachen einiger Unterscheid ist. Gammocanora hat auch einen feuerspeienden Berg.

Die Inseln Moratai liegen von Gilolo nach Nordosten. Sie sind von eben so wilden Völkern bewohnt, als Batochine. Sie haben keine Könige, sondern eine jede Stadt, erwählet ein Oberhaupt, welchem die Unterthanen gehorchen, ohne ihm jedoch einigen Tribut zu bezahlen. Der Gebrauch des Goldes, Silbers, und der Gewichte und Maaße ist ihnen unbekannt. Sie beten den Teufel, unter vielen scheuslichen Bildern an. Die Könige von Ternate und Tidor, haben alte Ansprüche auf alle diese Inseln.

Dritter Abschnitt.

Moluckische Nachrichten und Entdeckungen, so in neuern Zeiten durch die Europäer veranlasset worden.

Nunmehro wollen wir, ohne Widerwillen, die verdrießlichen weitläuftigen Erzählungen, welche der Innhalt der beyden vorhergehenden Abschnitte gewesen, bey Seite legen, und dem Leser andre Nachrichten mittheilen, die ihn weit angenehmer beschäftigen werden. Sie betreffen einige besondre wichtige Stücke, von der alten und neuen Historie der Moluckier.

§. 1.

Von den fabelhaften Ursprung der Moluckischen Regenten, und der Entdeckung dieser Inseln durch die Portugiesen.

Es ist eine alte Nachricht bey den Molukkiern, die von ihnen angenommen und in ihre heilige Bücher aufgezeichnet ist, daß die Regenten die sie beherrschen würden, einen wunderbaren Ursprung haben sollten. Diese Nachricht betrift vornehmlich die Sultane von Ternate, Tidor, Bachian, Botton und Gilolo. Bicocigara, einer von den ersten Königen der Moluckier, fuhr einsmals in einer Barke, längst der Küste von Bachian spazieren, und wurde zwischen den Felsen einige von den Rohren gewahr, welche die In-

dianer Rotin nennen. Die Schönheit derselben reizete ihn dergestalt, daß er an diesem Orte stille halten ließ, und seinen Leuten befahl sie abzuhauen. Kaum aber waren sie von ihren Wurzeln getrennet, so lief Blut heraus, und man fand 4 Eyer, die den Schlangeneyern ähnlich sahen. Zu gleicher Zeit hörte der König eine Stimme, welche zu ihm sprach: Verwahre diese Eyer sorgfältig, denn aus denselben werden 4 vortrefliche Prinzen hervorkommen. Einige Zeit darnach gieng auch diese Sache in ihre Erfüllung, und diese Eyer brachten drey Kinder männlichen Geschlechts, und eine Tochter hervor. Von diesen dreyen Prinzen regierte einer zu Bachian, der andre zu Botton, und der dritte auf den Inseln Papua, und die Prinzeßin ward an den König von Batochine vermählet. Das sind die Fabeln, so von diesen Insulanern geglaubt werden.

Der Prinz welcher zu Bachian regierte, hatte eine lange Reihe von Nachfolgern, die alle dem Götzendienst zugethan waren, bis auf die Regierung des Tidor Bongue, des funfzehnten von diesen Monarchen, welcher gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, den Alcoran annahm. Boleife, folgte dem Tidor Bongue und regierte zu Ternate. Almanzor, der auch von den alten Königen von Bachian abstammte, war zu eben der Zeit Monarch von Tidor. Unter der Regierung dieser beyden Sultane geschahe es, daß die Portugiesen im Jahr 1515 die moluckischen Inseln entdeckten,

unter

unter Anführung Franz von Serra, einen von den Gefehrden von Alfonso von Albuquerque. Boleife der sich einer tiefen Erkenntniß des Zukünftigen rühmte, hatte wie man sagt, ihre Ankunft vorher verkündiget. Sie landeten gleich anfangs zu Amboine, wo sie eine Gesandtschaft von Boleife und Almanzor empfiengen, die, weil sie damals in Krieg verwickelt waren, mit vieler Bemühung die Allianz dieser Fremden suchten. Franz von Serra gab der Freundschaft des Boleife den Vorzug, und bauete ein Fort zu Telingamma, auf der Insel Ternate.

Boleife starb einige Zeit darnach, und überließ den Thron, einem Prinzen von sehr jungen Jahren, mit Namen Boyano, über welchen er die Vormundschaft seiner Gemahlin anvertrauete. Auch der Daroes ein unächter Bruder des Bayano, ward auch der Regierung beygefüget. Die Portugiesen aber ließen sich einfallen, über Ternate zu herrschen, und kränkten den Daroes bey vielen Gelegenheiten, sie versicherten sich auch der Person des Königes, unter dem Vorwande, wegen seiner Erhaltung Sorge zu tragen. Zu gleicher Zeit begiengen sie viele andre Gewaltthätigkeiten. Der König von Tidor, mütterlicher Großvater des jungen Prinzen, war in eine Krankheit verfallen, und bath ihren Commendanten den Dom Garcias, ihm seinen Leibarzt zu senden. Dieser Prinz, dessen Allianz sie verworfen hatten, war zu den Spaniern getreten, die er auch in seiner Insel aufgenommen hatte.

Dom Garcias konnte ihm diesen Vorfall nicht verzeihen, sondern ließ ihm, wie man sagt, durch seinen Arzt Gift beybringen. Er that auch, nach dem Tode des Almanzor, welchem sein Sohn Cachil *) Raxamira in der Regierung folgte, einen Einfall in Tidor, beraubte und plünderte die vornehmste Stadt, ermordete ohne Unterscheid alle Einwohner, die sich da fanden, und zwang die mehresten von den Insulanern, in die Gebirge zu flüchten. Das ganze Land würde damals unter die portugiesische Herrschaft gekommen seyn, wenn die Tidorier nicht Hülfe von dem König in Spanien erhalten hätten.

Während dieses Vorfalls, starb der junge König von Ternate, welchen die Portugiesen in ihrem Fort eingesperret hielten, an einer heftigen Krankheit, welche man für ganz ungewöhnlich hielt. Cachil Dayolo sein Bruder, war sein Nachfolger. Dom George von Menezes aber, welcher in die Commendantenstelle des Dom Garcias gesetzt worden war, glaubte, daß er sich auch der Person dieses jungen Prinzen versichern müßte, lockte ihn in das Fort, und ließ ihn hernach nicht wieder von dannen. Dieser neue Commendant hatte sehr hitzige Streitigkeiten mit Daroes dem Regenten des Königreichs. Der Streit fieng sich an bey Gelegenheit einiger Vorzüge welche Menezes dem Cachil Bayaco zu geben schien, der sonst wegen seines Ansehens ein berühmter

Mann

*) Dieses ist ein Titel, der eben so viel als Prinz sagen will.

Mann war. Daroes ward eifersüchtig darüber, erregte dem Bayaco einen peinlichen Proceß, welcher sich in das Fort begeben hatte, und forderte den Menezes auf, ihn dem Rathe von Ternate auszuliefern, damit er nach den Gesetzen der Nation möchte verurtheilet werden. Diese Anforderung, so mit einigen Drohungen begleitet war, setzte den Menezes und seine Räthe in Verwirrung. Unterdessen aber, als er über die Mittel den Daroes zu besänftigen, und seinen Freund zu erhalten, berathschlagte, befürchtete Bayaco, es möchten die Portugiesen ihn in dieser drängenden Gefahr verlassen, und stürzte sich von einem Fenster herunter.

Der portugiesische General war durch den Tod dieses Cachils gerühret, und glaubte daß es seine Ehre erforderte ihn zu rächen. Hierzu gab ihm ein schlechter Vorwand Gelegenheit. Die Mahometaner so sich in der Nachbarschaft des Forts niedergelassen, hatten ein Schwein getödtet, das ihrer Moschee zu nahe gekommen war; Menezes stellte darüber scharfe Untersuchungen an; und der Verdacht fiel auf einen mahometanischen Priester, Namens Vaidua, der der vornehmste Geistliche bey dieser Moschee, und ein Anverwandter des Cachil Daroes war. Er wurde in seinem Hause gefangen genommen, mit Ketten geschlossen, und in das Fort gebracht, wo er dem Muthwillen der Wache, und der Diener des Gouverneurs ausgesetzt war, die ihn das Kinn und Gesichte mit Stücken Speck schmierten.

Man versichert, daß dieses Verfahren in Gegenwart des Daroes, und einiger Grossen des Königreichs geschehen, die sich in das Fort begeben gehabt, um die Losmachung des Vaidua zu bewirken. Menezes bewilligte nach diesen grausamen Schimpf, die Loslassung des Gefangenen, vermittelst der Geißeln, die er sich geben ließ.

Auf diese ersten Drangsalen, folgten gar bald die abscheulichsten Ungerechtigkeiten. Das Kriegsschiff, welches alle Jahr nach Ternate kam, um den Sold für die portugiesischen Truppen zu überbringen, war durch das schlimme Wetter aufgehalten worden, und die Besatzung des Forts, sahe sich mit einen großen Mangel bedrohet. Die Soldaten, so durch die Noth gedrungen waren, giengen mit Gewalt in die Läden, und reichsten Magazine der Hauptstadt, und nahmen alle Lebensmittel die ihnen mangelten hinweg. Sie breiteten sich hernach in eine kleine benachbarte Insel aus, wo sie einen großen Flecken plünderten, der Tabona hieß. Die Einwohner so durch diesen Muthwillen aufgebracht waren, griffen ebenfalls die Portugiesen an, erschlugen deren einen großen Theil, und entwaffneten die übrigen. Menezes, der von diesen Aufstand benachrichtiget war, kam in einen heftigen Zorn, und bedrohete den Daroes mit seiner Ungnade, wofern er ihm nicht die vornehmsten Anführer dieses Blutbades auslieferte. Ob wohl der Cachil, von der Ungerechtigkeit dieser Forderung überzeugt war, hielt er doch für dienlich, den Commendanten von Tabona, und zwey

der

der vornehmsten Einwohner des Ortes, in die Hände der Portugiesen zu liefern; weil er glaubte, daß eine solche Höflichkeit den Zorn des Menezes besänftigen würde, und daß er ihnen, nachdem sie einige Tage gefangen gesessen, erlauben würde, wieder in die Stadt zurückzukehren. Aber er kannte das grausame und rächerische Gemüth dieses Portugiesen nicht. Nachdem man ihm diese drey Indianer zugeführet hatte, ließ er den beyden Bürgern die Hände abhauen, und schickte sie in solchen Zustand zurück nach Ternate. Auf den Gouverneur aber hetzte man zwey erboßte Docken, die ihn in Stücken reißen mußten.

Einige Zeit darnach, wurden, der Cachil Daroes, der, wie schon gesagt, das Amt eines Regenten verwaltete; der Tamarano als Großadmiral, und Boio, als Oberrichter, durch einige schlechte Leute angeklaget, daß sie sich wider das Leben des jungen Königs verschworen. Auf diese Anklage, hatte sie Menezes in das Fort gelocket, ließ sie gefangen setzen, und verdammte sie zu einer grausamen Tortur. Dem Daroes wurde hierauf der Kopf abgeschlagen, und zwar auf einem Gerüste, welches auf einem erhabenen Orte, außer dem Bezirk der Festung errichtet war, damit alles Volk seine Strafe wahrnehmen könnte. Die zwey andern wurden auch dem Unwillen des Gouverneurs aufgeopfert.

Diese blutigen Bestrafungen, breiteten ein solches Schrecken in Ternate aus, daß die Königin, und alle Einwohner dieser Hauptstadt die

Flucht

Flucht nahmen, und sich in die Gebirge begaben. Diese Prinzeßin hatte vor ihrer Flucht an den Menezes geschicket, und von ihm die Zurückgebung ihres Sohnes gefordert, den er als einen Gefangenen in dem Fort hielt; weil er aber ihn loßzugeben abschlug, so verboth sie allen ihren Unterthanen bey Lebensstrafe, einige Gemeinschaft mit den Portugiesen zu haben.

Gonzalez Pereira, welcher nach den moluckischen Inseln geschickt wurde, um des Menezes Stelle zu vertreten, führte sich im Anfange mit einer scheinenden Mäßigung auf, welche ihm alle Herzen zuwandte. Die Indianer ließen sich durch seine Versprechungen verleiten, und kehrten zu ihren alten Wohnungen zurück, und die Ruhe ward im ganzen Königreich wieder hergestellet. Allein, diesem General waren einige heimliche Befehle gegeben worden, welche Ternate in neue Unruhen stürzten. Seine Befehle enthielten, daß er die Festung Telingamma mit vielen Werken vermehren sollte; daß er unter allerhand Vorwande, den Sultan Dayolo daselbst noch ferner zurückbehalten sollte; daß er allen Einwohnern der Insel, sogar auch den Portugiesen, die Verkaufung der Würznägelein untersagen sollte; daß er aus ihren Häusern alle Waagen und Maaße, und überhaupt alle Werkzeuge zu diesen Handel wegnehmen, und auf öffentlichen Markte verbrennen lassen sollte.

Der neue General vollzog ohne Hinderniß den ersten Artikel seines Befehles. Ja weil er

die

die Geschicklichkeit gehabt hatte, die Königin zu überreden, daß er ihr, ihren Sohn alsobald loßgeben wolle, wenn die Arbeit an dem Fort würde geendiget seyn, so widersetzte sie sich nicht nur dieser Unternehmung gar nicht, sondern schickte ihm sogar Materialien und Arbeiter. Als er aber den Befehl eröffnete, daß der Verkauf der Gewürznägelein bloß den Factoren des Königes seines Herrn zukommen sollte, so erregte diese Erklärung einen allgemeinen Aufstand. Die Portugiesen liefen ungestümm zusammen in das Fort, und rennten Haufenweiß in das Haus des Fernand Lapez, Großvicarius des Bischofs, hatten auch zu ihren Anführer einen der vornehmsten Officier von der Garnison, mit Namen Vincent von Fonseca. Ihr Vorhaben war, die Widerrufung des Befehls von dem Gouverneur zu verlangen, und ihm in Fall der Weigerung zu drohen, Ternate zu verlassen, und in die benachbarten Inseln, zu den Mohren oder Spaniern zu flüchten. Pereira glaubte den Rebellen dadurch Einhalt zu thun, daß er den Fonseca gefangen nehmen ließ; allein dieser Schritt, machte sie vollends erbittert, und die halsstarrigsten giengen nach Ternate, um den Beystand der Indianer zu suchen. Diese, die nicht weniger wider den Gouverneur aufgebracht waren, traten dieser Unternehmung mit Hitze bey, und beschlossen sich eine Gelegenheit zu Nutz zu machen, durch welche sie sich von der Tyranney der Portugiesen befreyen könnten. Man hielt einen großen Rath

in

in dem Pallaste, im Beyseyn der Königin, und daselbst wurde der Tod des Pereira und aller Europäer die die Festung besetzt hätten, beschlossen. Man verglich sich wegen der Zeit, der Mittel und des Ortes. Als nun der Tag, so zur Vollziehung bestimmt war, gekommen, so ergriffen die Einwohner in Ternate die Waffen, um die Mittagsstunde. Ein Theil verbarg sich in einer Moschee, welche hinter dem Fort war, und die andern in einen nahen Walde. Sie hatten Befehl, aus ihren Hinterhalt zu gehen, und in den Platz einzudringen, so bald ihnen ein Zeichen hierzu würde gegeben werden. Zu eben der Zeit, hatten sich einige Indianer unter die Arbeiter an den Fort gemischet, und drungen bis in den Pallast des Gouverneurs, sprengten die Thüren seines Zimmers, und ermordeten ihn. Er war so schlecht bewachet, daß die Mörder durch niemand als eine Frau entdecket wurden, welche anhub zu schreyen, die Mohren, die Mohren. Auf dieses Geschrey breitete sich der Lerm in dem Schlosse aus; die ganze Garnison ergriff die Waffen, und die Mörder nahmen die Flucht. Als die Mohren, die in den Gebüschen um das Fort herum waren, sahen, daß die Portugiesen auf ihrer Hut waren, und daß man ihnen nicht das Zeichen gab, welches war verabredet worden, unterstunden sie sich nicht, den Ort anzugreifen, sondern kehrten zurück in die Stadt.

Vincent von Fonseca, einer der vornehmsten Urheber bey dem erstern Aufstande, wurde

aus

aus dem Gefängniß geholet, und an Pereira Stelle gesetzet, wegen dem Ansehen des Großvicarius Lopez. Der Verbindung mit den Rebellen ohngeachtet, bezeigte er doch für die Vollziehung des tyrannischen Befehls des Raths zu Goa, eben den Eifer als sein Vorfahr, und diese Aufführung machte ihn sowohl bey den Portugiesen als Indianern verhaßt. Diese letztern kündigten dem Gouverneur öffentlich den Krieg an, und gaben sich Mühe, den König in Tidor, und viele andre benachbarte Prinzen, zu einer allgemeinen Verbindung wider die Portugiesen zu vermögen. Fonseca wurde durch dieses Vorhaben erschrecket, und setzte die Freyheit des Handels wieder ein, willigte auch endlich in die Loßlassung des Sultans, wodurch die Ruhe wieder hergestellet wurde.

Dayalo wurde nach einer so langen Abwesenheit, mit den Freudensbezeugungen in Ternate aufgenommen, mit welchen das Volk allezeit gegen junge Regenten freygebig ist. Seine Mutter begab sich der Regierung, und überließ ihm das Ruder des Staats. Er war aber kaum auf dem Throne, als er Laster an sich blicken ließ, die er im Gefängniß hatte verbergen können. Man bemerkte an ihm eine große Leichtsinnigkeit; ein unruhiges und eigensinniges Gemüth; ein hitziges und zorniges Wesen; eine unveränderliche Neigung zur Schwelgerey, zur Grausamkeit; und alle Züge eines boshaften Naturels. Er vereinigte sich unüberlegter Weise mit den Portugiesen,

giesen, welche, nachdem sie mit ihm einen grausamen Krieg geführet, in welchem seine eigenen Unterthanen sich wider ihm auflehnten, ihn endlich zwangen nach Tidor zu flüchten. Fonseca und die Einwohner zu Ternate, vereinigten sich alsdenn, den Cachil Tabarija auf den Thron zu setzen, der aber auch bald abgesetzet, in Ketten geschlossen, und nach Goa verwiesen ward. So giengen die Potugiesen mit diesen Monarchen um.

Cachil Aerio, des Dayolo natürlicher Bruder, der aber viel jünger war, wurde alsdenn gekrönt. Er war von einer heidnischen Mutter gebohren, und von den Jesuiten entführt, die ihn in das Collegium zu Goa brachten, allwo sie ihn in den Grundsätzen des Christenthums unterrichteten. Aerio kehrte aber nach einiger Zeit wieder nach Ternate zurück, wo ihn seine Mutter in einem Gartenhause verborgen hielt und bemühet war, ihm die Eindrücke der Missionarien aus dem Sinne zu schlagen. Der Gouverneur ließ ihn durch Soldaten aufsuchen; da ihn aber seine Mutter, man weiß nicht aus was für Ahndungen, nicht ausliefern wollte, so stürzten sie diese Barbaren durch ein Fenster und bemächtigten sich ihres Sohns. Wir werden aber sehen, daß die Ahndungen dieser Frau mehr als zu sehr gegründet waren.

Mitlerweile sich dieses zu Ternate zutrug, hielt Sultan Dayolo zu Tidor und bey den benachbarten Inseln um starke Hülfe an. Die

meisten

meisten moluckischen Könige waren auf seiner Seite und machten ein furchtbares Bündniß unter sich, wovon sie den König von Tidor als Oberhaupt erklärten. Diese zusammenverschworenen Prinze wahren eine Armee von 50000 Mann an, stellten eine zahlreiche Flotte in die See, die alle portugiesische Schiffe verjagte und den Hafen von Telingamma bloquirte. Zu gleicher Zeit griffen die Einwohner zu Ternate zu den Waffen, verließen ihre Stadt, die sie zuvor abbrannten, rissen alle Nelkenbäume aus, zerstöreten verschiedene christliche Dörfer und trieben ihre Verwüstungen bis auf den Feldbau, daß sie sogar auch ihre eigene Wohnungen nicht verschonten. Die meisten Portugiesen, die sich außer dem Fort niedergelassen, wurden ermordet oder zerstreut, und diejenigen die darinnen wohnten, wurden dergestalt von den Indianern enge gehalten, daß sie nicht herausgehen durften, wenn sie etwa Holz fällen oder Wasser holen wollten, ohne sich einem unvermeidlichen Tode auszusetzen. Das Morden war nicht weniger in den übrigen Inseln allgemein, und der barbarische Eifer der Muselmänner zerstörete zu Tidor, Bachian und Gilolo sehr viele christliche Gemeinden.

Die Portugiesen von Ternate, die zu Wasser und zu Lande in ihrem Fort Teligamma eingeschlossen saßen, fiengen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, als man ihnen, unter der Anführung Antons von Galva, eine ansehnliche Hülfe zusande. Da aber dieser General auf der

Höhe der moluckischen Inseln war, traf er die feindliche Flotte an, die aus vielen Galeeren aus dem Lande und verschiedenen chinesischen Fahrzeugen bestand. Dieser Menge hatte er nichts weiter entgegen zu stellen, als eine Galione, ein etwas kleineres Kriegsschiff und ein Transportschiff, auf welchem man einige Familien eingeschiffet hatte, die zur Wiederbevölkerung von Ternate bestimmt waren. Seine Artillerie aber diente ihm zu einen großen Vortheil gegen die Indianer, die keine andere Waffen, als Pfeile und einige Musqueten hatten. Als sie sich nun der europäischen Escadre genähert hatten, schossen sie eine unzählige Menge Pfeile auf sie ab, die ihr aber keinen großen Schaden verursachten, weil der portugiesische General die Vorsicht gebraucht hatte, seine Leute hinter ein Stück ausgespannte Leinewand zu verstecken. Da die Indianer ihre Pfeile verschossen hatten, ließ Galva seine Artillerie abbrennen, erschoß ihnen vieles Volk, bohrte verschiedene von ihren Fahrzeugen in Grund, und schlug die übrigen in die Flucht. Er gab sich nicht einmal die Mühe sie zu verfolgen, weil seine Gegenwart zu Ternate nöthiger war.

Nach seiner Zurückkunft auf die Insel, war seine erste Sorge, den Schaden wieder gut zu machen, den die Ternater den portugiesischen Wohnungen zugefügt hatten, und die neuen Familien, die er von Malaca mitgebracht hatte, an verschiedene Oerter zu setzen. Zu gleicher Zeit bemühete er sich auch, das Zutrauen und die

Freund-

Freundschaft der Insulaner wieder zu erlangen. Er hob alsbald alle Feindseligkeiten auf; er machte mit allen denen einen Waffenstillstand, die ihn annehmen wollten; er bot der Königin insbesondre vortheilhafte Bedingungen an, und sandte Geistliche nach verschiedenen Gegenden, die die Einwohner bewegen sollten, die Städte und Flecken, die sie verlassen hatten, wieder zu beziehen. Die Indianer aber verwarfen trotzig alle diese Vorschläge, weil sie sich erinnerten, daß sein Vorfahrer eben dergleichen Kunstgriffe angewendet hatte, sie zu hintergehen. Er suchte, doch mit eben so wenig Vortheil, den König von Tidor und die andern vereinigten Prinzen, denen er ansehnliche Geschenke anbot, auf seine Seite zu bringen. Sie antworteten höhnisch und drohend auf sein Anerbieten. Als Galva ihre Halsstarrigkeit ansahe, entschloß er sich, Tidor zu bekriegen und den Stolz dieser Barbaren zu demüthigen, weil er sie recht bey ihrer Stärke angreifen wollte. Er segelte mit seiner kleinen Flotte ab, auf die er 400 Mann einschiffte, und hinterließ nur wenige Mannschaft zur Besatzung des Forts. Er warf, ohne die geringste Hinderniß, auf der Reede zu Tidor, im Monat December des 1537. Jahres, Anker, und zwar nur einen Büchsenschuß von der Hauptstadt. Gegen die Nacht schiffte er ganz geheim 300 Mann aus, und nachdem er sich ihnen an die Spitze gestellt, marschirte er durch Schleifwege gegen das Fort, das die Stadt bedeckte und zugleich ihre ganze Vertheidigung aus-

machte, es zu überrumpeln. Er hatte durch seine Spione erfahren, daß dieser wichtige Posten sehr schlecht besetzt wäre. Er fiel es mit Hitze an, und da er einige Indianer, die es vertheidigen sollten, übern Haufen geworfen, gieng er ohngehindert hinein. In diesem Anfalle, der den Portugiesen nicht mehr als einen Mann kostete, wurde Cachil Dayolo getödtet. Anton von Galva zündete die Häuser des Forts an, welches einen solchen Schrecken in der Stadt verursachete, daß die Einwohner die Flucht ergriffen und den Ueberwindern alle Reichthümer, die sie besaßen, überließen. Da aber der portugiesische General befürchtete, es möchte die Wuth zu plündern den Soldaten zu weit treiben, und weil er überdies nicht Volk genug hatte, die Stadt zu besetzen, nahm er nur die Lebensmittel, die er darinne fand, das Uebrige zündete er an.

Dieser Sieg setzte die zusammenverschworenen Prinzen in Schrecken, und machte sie aufmerksamer. Der König von Tidor ließ dem Gouverneur Friedensvorschläge thun, und machte mit ihm besondere Tractaten, in welchen er sich anheischig machte, sonst niemanden, als den portugiesischen Factoren alle Nägelein, die in seinem Lande wüchsen, um einem unveränderlichen Preiße zu überlassen. Die Königin von Ternate, die Sultane zu Bachian und Gilolo, nebst denen andern moluckischen Königen erhielten unter eben diesen Bedingungen den Frieden, und die Portugiesen wurden auf diesen Inseln viel mächtiger, als sie

jemals

jemals gewesen. Der General versprach seiner Seits dem Sultan von Aerio die Freyheit, und erfüllte auch sein Versprechen aufs genaueste: und dieses stellete die Ruhe in diesen Ländern völlig wieder her.

Aerio regierte im Königreich Ternate, als ein weiser und vernünftiger Prinz. Seine Gelindigkeit und Gesprächigkeit machten ihn bey seinen Unterthanen sehr beliebt, und seine Treue gegen die Verbindlichkeiten, die er mit Portugall eingegangen hatte, erwarben ihm die Freundschaft Antons von Galva und der übrigen Gouverneurs, die ihm folgten, bis zur Ankunft des Don Lopez Mesqvita, der das Commando über die molukkischen Inseln 1570 erhielt. Dieser neue General gab unvorsichtiger Weise den Rathschlägen einiger unruhigen Mönche Gehör die ihn wider den Aerio aufsetzig machten. Sie stellten ihm vor, daß der Sultan die Gewalt, die ihm die Gouverneurs zugestanden hatten, misbrauchete; daß er den Christen nicht gewogen wäre; daß er mit allzuvieler Gelindigkeit den Ausschweifungen seiner Unterthanen nachsehe, und daß er sich selbst einer ärgerlichen Lebensart ergeben hätte, die der Fortpflanzung des Evangelii schädlich wäre. Mesqvita, den diese mönchische Vorstellungen ganz eingenommen, nahm sich vor, den Sultan desfalls zur Rede zu setzen, und als er sahe, daß er es nicht gut aufnahm, schnitte er ihm seine Pension ab, mit den Drohungen, ihn durch den

Vicekönig von Goa absetzen zu lassen, wenn er seine Aufführung nicht änderte.

Mitlerweile trug sich etwas zu, das den Gouverneur gänzlich unwillig machte. Cachil Babu, des Aerio Sohn und vermeintlicher Erbe, hatte die Neugier, einige Inseln zu sehen, die unter die Oberherrschaft von Ternate gehörten. Auf dieser Reise kam ein Indianer, fiel ihm zu Fuße, und flehete seine Gerechtigkeit wider einen Portugiesen an, der ihm seine Tochter entführt hatte. Babu befahl in der ersten Hitze, daß alle Portugiesen in denselben Orten umgebracht werden sollten. Der Cadi aber widersetzte sich der Ausführung dieses ungerechten Befehls, und kaum war der König davon benachrichtiget, als er seinen Sohn zurückrufte, ihn ins Gefängniß werfen ließ und ihm die Freyheit nicht eher wieder gab, bis selbst diejenigen, die dieser Prinz zu tödten befohlen hatte, inständigst darum baten. Mesqvita hatte, ohngeachtet dieser öffentlichen Genugthuung, dennoch das freye Verfahren des Monarchen im Verdacht, und glaubte, wider alle Wahrscheinlichkeit, daß Babu alles auf seinen Befehl gethan hätte. Einige aufgebrachte Geistliche bestätigten diesen unvernünftigen Verdacht, und überredeten ihn, daß die Ehre des Himmels und das Interesse von Portugall verlangte, daß man sich der Person des Aerio bemächtige. Er trug die Ausführung einem vertrauten Officier auf, und der Sultan wurde in einem kleinen Lusthause aufgehoben, wohin er

sich

sich mit seinen Weibern, bey großer Hitze zu begeben gewohnt war. Kurze Zeit darauf befahl man ihm, sich nach Goa einzuschiffen, um daselbst von seiner Aufführung Rechenschaft zu geben. Aber kaum war das Schiff, das ihn führte, bis auf die Höhe von Malacca gekommen, als der Sultan einen Brief erhielt, in welchem der Vicekönig von Goa ihn bat, gleich wieder umzukehren, und ihn versicherte, daß er von seiner Unschuld völlig überzeugt sey, und daß er den Schimpf, den ihm der Gouverneur angethan hätte, öffentlich rächen wollte. Aerio wurde also nach Ternate zurückgeführt und Mesquita bekam Befehl, selbst nach Goa zu kommen, wo ihn der Rath von Indien zu einem jährlichen Gefängniß verdammte. Als diese Zeit verflossen, schickte ihn der Vicekönig wieder nach den moluckischen Inseln und befahl ihm, seine vorige Stelle wieder anzutreten, und sich mit dem Könige von Ternate auszusöhnen. Einige Leute von Ansehen bewirkten eine Zusammenkunft zwischen Aerio und Mesquita, in welcher sie sich zuschworen, ihre alten Feindseligkeiten zu vergessen und künftig in einer vollkommenen guten Einigkeit zu leben.

Diese Versprechungen, die sie sich in Gegenwart vieler ansehnlichen Zeugen gethan hatten, waren von Seiten des Mesquita so wenig aufrichtig, daß er sie fünf Tage nach der Zusammenkunft auf die treuloseste Art brach. Dieser Bösewicht wendete eine Unpäßlichkeit vor, die ihn hinderte, sich nach dem Pallaste tragen zu lassen;

er bat deswegen den König, sich ins Fort zu begeben, wo er ihm die wichtigsten Sachen zu entdecken hätte. Man warnete den Aerio, dieser Einladung nicht zu trauen, und sagte ihm, daß Mesquita willens wäre, ihn durch Anton Pimentel, seinen Neffen, ermorden zu lassen. Allein, er gab vor, man müßte diesen Nachrichten keinen Glauben beymessen. Als er an dem Thore des Forts kam wollte man sein Gefolge und seine Leibwache nicht mit hinein lassen, welches ihm Verdacht erweckte. Er gieng aber, dem ohngeacht, standhaft fort; doch konnte er sich der Thränen nicht enthalten, als er von seinem Gefolge Abschied nahm. Da er in den Pallast des Gouverneurs gehen wollte, um sich über die Gewaltthätigkeit seiner Leute zu beschweren, verhinderten ihn einige Officiers daran, und ließen ihm aus ihrer Zerstreuung und anderen Kennzeichen merken, daß man noch weit gefährlichere Absichten auf seine Person hätte. In dem Augenblick erschien Pimentel mit einem Dolche in der Hand. Er sagte dem Prinzen, daß er ihn, auf Befehl des Gouverneurs, umbringen sollte, und daß er mit vielen Widerwillen eine so traurige Verrichtung über sich genommen *).

Der

*) Der Geschichtschreiber der moluckischen Inseln versichert, daß Pimentel diese Ordre schriftlich gehabt habe, und daß er das Original verschiedenen Personen gezeigt. Er fügt noch hinzu, daß man überall gesagt habe, die Geistlichen hätten es gerathen, daß man ihn ermorden sollte, weil sie Aerio durch die Verfolgung der Christen beleidiget hätte.

Der König antwortete Pimenteln und seinen Leuten unerschrocken, daß es ihnen leichte wäre, diesen Befehl zu vollführen; sie möchten aber bedenken, was sie thäten, weil sie gewiß an seinen Sangiacs, an seinen Unterthanen und an allen Prinzen des Landes Rächer finden würden; wenn sie aber in seine Treue ein Mistrauen setzten, so sollten sie seine Aufführung untersuchen, weil er ja in ihren Händen wäre; doch wenn sie übrigens seinen Tod als einen vortheilhaften Ausgang für ihre Colonie ansähen, so könnten sie sich ein unnöthiges Verbrechen ersparen, weil die Natur, in dem Alter da er wäre, dasjenige bald thun würde, was sie einige Augenblicke eher unternehmen wollten.

Da aber diese Worte wenig Eindruck auf seine Mörder machten, näherte er sich einer Canone, auf welcher das portugiesische Wappen war, umfaßte sie, und sprach: Portugiesen, habt wenigstens Achtung für dieses Wappen, wollet ihr eures Königs besten Freund umbringen? Man setzt noch hinzu, er habe sich zur letzten Gnade, nur die Zeit sich taufen zu lassen, ausgebeten; welches ihm aber Pimentel abgeschlagen. Dieser Barbar gab dem Monarchen verschiedene Stiche, wodurch er seinen Tod, ohne sich zu vertheidigen, empfieng. Sein Körper wurde in verschiedene Theile getheilt, die man dem Volke zur Schau, auf die Ecken der Mauern ausstellete.

Dieser schimpfliche Mord, der mit allen demjenigen vergesellschaftet war, was Abscheu

und Greuel erwecken konnte, verursachte eine allgemeine Empörung wider den Gouverneur. Die Weiber und Kinder des Monarchen verließen Ternate und flüchteten in die benachbarten Inseln, wo sie heimlich Beystand bey verschiedenen Prinzen suchten. Sie brachten ihre Klagen bis nach Goa, wohin sie einen Abgesandten schickten, der weiß gekleidet gieng, welches bey ihnen die Trauer anzeigt. Dieser hatte Befehl, Gerechtigkeit wegen des Gouverneurs Unterfangen zu suchen, der die öffentliche Treue und Glauben und die geheiligten Rechte der Natur verletzet, indem er die ehrwürdigsten Verbindungen übertreten, und das, was unter Völkern am heiligsten gehalten werden soll, gemisbraucht hatte. Der Vicekönig nahm den Abgesandten willig auf, versprach die Bosheit des Mesqvita zu bestrafen, und schickte den Nugno Pereira de la Cerda als Commendanten nach Ternate. Dieser ließ den alten Gouverneur in Ketten und Banden werfen und nach Goa bringen, damit er daselbst so lange verwahrt bliebe, bis der portugiesische Hof sein Urtheil gesprochen hätte. Dieses Verfahren, das viel zu gelinde für ein Verbrechen war, welches nicht geschwinde genug konnte bestraft werden, war nicht hinreichend, die Unruhe zu stillen, noch das Ungewitter zu zertheilen, das sich wider die Portugiesen aufthürmete. Sultan Babu, der als Nachfolger des Aerio ausgerufen worden, erschien, nachdem er mit aller möglichen Verschwiegenheit seine Maaßregeln genommen, mit

einer

einer ansehnlichen Macht vor der Citadelle von Telingamma, und berennete sie zu Wasser und zu Lande. Die Belagerung dauerte fünf Jahr mit gleicher Hartnäckigkeit von beyden Seiten und mit den abwechselnden Zufällen, die die Kriege verlängern. Endlich wurden die Belagerten 1575 zu capituliren genöthiget. Sie giengen mit allen, was ihnen zugehörte, aus dem Fort, und begaben sich theils nach Malaca, theils nach Amboine und auf die benachbarten Inseln. In Ternate blieben nur achtzehn portugiesische Familien, die sich mit den andern nicht mit zu Schiffe begeben konnten, und wenig Zeit darauf sich nach Tidor begaben, wo sie ein kleines Etablissement errichteten, das nach einigen Jahren eben das Schicksal von Telingamma hatte. Und so verlosch ihre Macht auf den moluckischen Inseln.

Nachdem sich Sultan Babu des Forts von Telingamma bemächtiget, machte er sich auch auf den andern Inseln, die entweder mit den Portugiesen alliirt, oder ihnen unterthan waren, furchtbar. Er wagte einen Einfall auf Bachian, tödtete in einem Treffen den König von diesem Lande, nahm seinen Sohn und andere natürliche Erben gefangen, und eroberte fast alle Forts mit Sturm. Drauf gieng er nach Tidor und belagerte es; aber er fand allda so vielen Widerstand, daß er sich zurückzuziehen gezwungen sahe, nachdem er zuvor vieles Volk verlohren.

Dieser Monarch, der das Vergnügen eben so sehr liebte, als die Ehre, starb an einer auszehrenden Krankheit in der Blüte seiner Jahre und in den Armen einer seiner Maitressen. Er war ein Mann von starker Leibesbeschaffenheit, etwas dicke, muntern Gemüths und sehr begierig auf europäische Neuigkeiten. Als die Holländer, die unter seiner Regierung zum erstenmale auf die moluckischen Inseln kamen, und in seiner Gegenwart einige Raketten losbrannten, so war er so vergnügt über diese Erfindung, daß er diese Feuerwerkerey von ihnen erlernen wollte. Er arbeitete mit seinen eigenen Händen daran, und glaubte, daß er mit einer gewissen Quantität Pulver einen Klotz von einem dicken Baume zersprengen könnte, gab sich auch eher nicht zufrieden, bis er eine Probe damit gemacht hatte. Er war tapfer und schonte bey gefährlichen Vorfällen seine Person niemals. Man sahe ihn zu Tidor vom Ufer ins Meer springen und durch Schwimmen sein Schiff erlangen. Mit Fremden war er gemein, aber ernsthaft und strenge mit seinen Unterthanen, besonders mit den Großen. Er hatte vierzig Weiber, die in die Flecken seines Gebietes vertheilt waren. Seine Seemacht, die weit stärker als seiner Nachbarn ihre war, bestand aus dreyßig Galeeren, deren einige mit Steinbüchsen versehen waren und vierzig bis sechzig Ruderknechte hatten.

§. 2.

Einfall der Spanier.

Kaum hatten sich die Portugiesen auf den moluckischen Inseln niedergelassen, als die Spanier ihnen den Besitz streitig machten. Ferdinand von Magellan, der dem Albuquerque nach Indien gefolget war, gleich zur Zeit der Entdekkung von Ternate, hatte die portugiesischen Dienste verlassen, um sich dem Hofe zu Madrit zu widmen, redte Carln dem Fünften ein, die moluckischen Inseln gehörten mit zu den westlichen Ländern, von welchen sich die Spanier die Oberherrschaft zuschrieben.

Man weiß, daß diese zwey Nationen, die sich seit einigen Jahren in ihren Entdeckungen immer zuwider waren, endlich im Jahr 1494 einig wurden, aus dem Welttheile zwey gleiche Theile zu machen, indem sie von einem Polo zum andern eine Linie zogen. Dieser Theilung zufolge, sollte die östliche Hemisphäre den Portugiesen zugehören, die westliche aber gab den Spaniern die Freyheit, neue Entdeckungen zu machen. Magellan brauchte nicht viel Mühe, den Hof zu Madrit zu überreden, daß die moluckischen Inseln außer denen, den Portugiesen zugestandenen Grenzen, lägen. Man gab ihm eine Escadre, mit welcher er im Monat September 1519 von Sanlucar auslief. Nachdem er vor Brasilien vorbey gesegelt, schlug er sich nach der Höhe von 53 Graden mittägiger Breite, entdeckte und durch-

durchstreifte die berühmte Meerenge, die seinen Namen führt, gieng in die Südersee durch eben diesen Canal, und da er gegen den Aequator hinauffuhr, befand er sich sehr nahe bey den molukkischen Inseln, um die er sich herumdrehete, ohne sie zu erkennen. Er besuchte in eben der Breite verschiedene andere Inseln und hatte daselbst schwere Streitigkeiten mit den Indianern, besonders auf der Insel Zebu, die mit zu den philippinischen gehört, auf der er auch nebst einem großen Theil von seinen Leuten, umgebracht wurde. Der Rest seiner Escadre nahm den Weg nach den moluckischen Inseln, und kam glücklich, im Monat November 1521, zu Tidor an. Der König Almanzor nahm die Spanier gütig auf, und gab ihnen Erlaubnis, sich in allen seinen Ländern niederzulassen. Zu eben der Zeit fiengen die Castillianer an, ihre Vortheile im Handel nach den moluckischen Inseln mit den Portugiesen zu theilen; doch die Eifersucht erregte unter diesen zwey Nationen einen gewaltigen Krieg. Während da ihre Erdbeschreiber und Rechtsgelehrten in Europa sich mit unnützen Spitzfindigkeiten herumzankten, so stritten ihre Soldaten in Asien mit ernsthaften Waffen.

Ternate und Tidor, die Schlüssel zu den moluckischen Inseln, waren der Schauplatz ihrer Zwistigkeiten, die sich im Jahr 1529 endigten. Hierauf machte man einen Vertrag, Kraft dessen der Kaiser Carl der Fünfte dem Könige von Portugal die moluckischen Inseln, gegen eine Summe

von

von dreymal hundert und funfzig tausend Ducaten abtrat.

Die Portugiesen wurden also nicht mehr in dem Besitze dieser Inseln gestört, bis zur Zeit der Vereinigung ihrer Crone mit der spanischen, nämlich im Jahr 1582. Philipp der Zweyte nahm sich, unter dem Vorwande, ihr Comtoir zu Ternate wieder in guten Stand zu setzen, vor, eine starke Macht nach diesem Theile von Indien zu schicken. Das erste Schiff, das von den philippinischen Inseln 1589 auslief, war mit 300 Spaniern und 1500 Indianern besetzt, welches Peter Sarmiento, der eben so ein guter General, als erfahrner Seemann war, commandirte. Seine Absicht war, gerade vor Ternate zu landen; er wurde aber von den Winden in die Reede zu Motir getrieben, wo er verschiedene feindliche Schiffe wegnahm. Die Insulaner ergaben sich ohne Widerstand, und leisteten Spanien den Eid der Treue. Alsdann gieng Sarmiento vor Ternate, schiffte einen Theil seiner Truppen, wider Willen der Einwohner, aus, belagerte das Fort Telingamma und trieb die ersten Anfälle mit vieler Hitze. Da ihm aber die Krankheiten seine Lager und seine Flotte verwüsteten, so konnte er sein Unternehmen nicht fortsetzen, sondern er mußte wieder nach den philippinischen Inseln zurückkehren. Drey andere Generale, Johann Morones, Gomez Perez de las Marignas, und Andreas Furtado de Mendoze, wurden nach einander mit einer ansehnlichen Macht nach Ternate

nate geschickt, konnten aber doch nicht über den Widerstand der Insulaner siegen. Die Ehre dieser Eroberung war dem Don Pedro d' Acugna vorbehalten, der das Gouvernement über die philippinischen Inseln zu Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt. Er gieng im Monat Januar 1606 dahin, mit einer Flotte von 36 Segeln, die 3000 Mann am Bord hatte. Nachdem er seine Macht mit des Königs zu Tidor seiner, der schon lange mit Portugal alliirt war, vereiniget hatte, stieg er den ersten April von Ternate ans Land. Ein Theil seiner Truppen zog sich längst dem Ufer, gegen das Fort Telingamma, hinauf, die andern suchten einen Weg nach der Stadt und marschirten nach einem Berge, der sie von der Nordseite her deckt. Dieses Unternehmen beunruhigte den König von Ternate, und weil er sich schon eingeschlossen zu seyn glaubte, versuchte er nicht einmal, sich der Ausschiffung zu widersetzen. Die Stadt und das Fort wurden mit Sturm eingenommen und geplündert. Einige Tage darauf bemächtigten sich die Spanier auch der Festung Gammalamma, in welche sich der König mit seinen Weibern und den Vornehmsten seines Hofes begeben hatte. Dieser Prinz, den die Geschichte Zaide Buxei nennet, hatte kaum so viel Zeit, sich auf kleine Fahrzeuge zu setzen, die ihn, durch Hülfe der Ruder, nach Gilolo brachten.

Don Pedro nahm von allen diesen Plätzen Besitz, in welchen er das Wappen des Königs von Spanien aushengen ließ. Er schickte zwey

von

von seinen Galeeren ab, die Villagra commandirte, und eine große Anzahl indianischer Fahrzeuge, die der König von Tidor führte, um den Sultan von Ternate nebst den vornehmsten Indianern, die in die benachbarten Inseln geflüchtet waren, zu verjagen. Cachil Amura, Mofaqvia und einige andere Prinzen von Königl. Geblüte, fielen in des Villagra Hände und wurden wieder nach Ternate gebracht. Sie schlugen Don Pedro vor, um einem Kriege ein Ende zu machen, der beyden Nationen auf gleiche Weise nachtheilig war, den König zu bereden, daß er wieder in seine Staaten zurückkommen und sich der spanischen Macht unterwerfen sollte, wenn man ihm nur erträgliche Bedingungen zugestünde. Der General nahm dieses Anerbieten an, und schickte Mofaquia und den Capitain Villagra nach Gilolo. Sie besprachen sich mit dem Sultan, der, ohne eine andere Versicherung, als einem schriftlichen Versprechen, in welchen man sich verbindlich machte, nicht nach seinen Leben zu trachten, gleich einstimmte, sich mit seinem Sohne und den Vornehmsten von seinem Gefolge nach Ternate zu begeben. Don Pedro empfieng ihn, und führte ihn in einen Pallast, den man prächtig ausmeubliret hatte. Da der General den Prinzen wieder verlassen wollte, bat er ihn um Erlaubniß, eine Garde bey ihm zu lassen, unter dem Vorwande, ihn wider die Beleidigungen der Tidorier, die in großer Anzahl in der Stadt wären, in Sicherheit zu stellen. Zwey Tage darauf

schickte man ihm Officiers, die mit ihm Unterhandlungen pflegen sollten. Er war mit allen Bedingungen zufrieden, die sie von ihm verlangten. Die vornehmsten waren, daß er dem Könige von Spanien die Forts Tacome und Sula auf der Insel Ternate, wieder aushändigen sollte; ingleichen Gilolo, Machian, Morotai und überhaupt alle Plätze, die noch in seiner Gewalt wären, mit samt der Artillerie, Gewehr und Munition die sich in denselben befände; daß er seinen Sohn und den Cachil Amura, unter einem spanischen Detaschement dahin schicken sollte, damit sie selbst, bey Ausräumung der Forts, zugegen wären; daß er endlich alle Christen, die er gefangen hielte, nebst den portugiesischen und spanischen Renegaten, auch allen Holländern die in seinen Staaten wären, ausliefern sollte.

Zu Erfüllung dieses Tractats, begab sich der Capitain Villagra auf die See, um von den Oertern, die den Spaniern übergeben werden sollten, Besitz zu nehmen. Der Prinz Amura und der junge Cachil Gariolano, des Sultans Sohn, begleiteten ihn. Die Plätze wurden ihnen, ohne den geringsten Einwand, übergeben: alle Einwohner unterwarfen sich, steckten die spanische Fahne auf und brachten ihre Artillerie selbst auf die Flotte. Don Pedro endigte in weniger als zwey Monaten diese merkwürdige Verrichtung. Ehe er noch die moluckischen Inseln verließ, verlangte er, daß die Souverains von diesen Inseln, nebst den vornehmsten Cachils, Philippen den

Dritten

Dritten, als ihren Oberherrn erkennen und ihm den Eid der Treue leisten sollten. Zayde Burei, König von Ternate, Gariolano, sein vermeintlicher Erbe, Cachil Moik, Sultan von Tidor, Raya Laudin, König von Bachian, schwuren und huldigten, nebst ihren Vasallen, in die Hände des Gouverneurs, und versprachen, daß sie nur den spanischen Factoren alle ihre Negelein und andere Waaren überlassen, auch keinen Holländer an ihren Häfen aufnehmen wollten; daß sie endlich selbst nebst ihren Leuten und Schiffen, so oft es nur von den Gouverneur der philippinischen Inseln verlangt würde, sich in Marsch setzen wollten.

Der General befahl ihnen auch an, zwey neue Forts zu erbauen, eins zu Ternate, das andere zu Tidor. Er ernannte Johann von Esquivel, Meister de Camp, zum Untergouverneur auf den moluckischen Inseln, und hinterließ ihm Truppen, Canoniers und Handwerksleute von aller Art, nebst zwey guten Brigantinen, die leicht zu bewaffnen waren. Er stand einige Zeit bey sich selbst an, wie er dem Könige und den Vornehmsten, die noch in seinen Händen waren, begegnen sollte. Nachdem nun diese Sache verschiedene mal im Rathe vorgekommen war, so wurde beschlossen, daß es die Sicherheit seiner neuen Eroberung erfordere, sie nach den philippinischen Inseln zu bringen, und sie wurden auch alsdann auf seine Flotte eingeschifft. Man erlaubte dem Prinzen nur noch, einige Cachils zu ernennen, die in seiner Abwesenheit regierten.

Während der Fahrt, als man fast auf die Höhe von Mindanao gekommen, wurde Villagra benachrichtiget, daß die Sangiacs, die er am Bord hatte, Gelegenheit suchten, mit ihrem Könige zu entwischen.

Er verdoppelte ihre Wache, und ließ die Kühnsten in Ketten legen, worunter Amura und Mosaqvia, des Monarchen nahe Anverwandten, waren. Als man aber näher gegen Manille kam, wo die Flotte den 9ten Junius glücklich einlief, wurden ihnen die Ketten wieder abgenommen. Dom Pedro genoß die Früchte dieses Sieges nicht lange; denn 22 Tage nach seiner Ankunft starb er. Man glaubt, daß er von einigen ihm misgünstigen Personen, sey vergiftet worden, die über sein Glück und Gouvernement misvergnügt waren.

Auf diese Art fielen die moluckischen Inseln, zu Anfange des letzten Jahrhunderts, unter die spanische Bothmäßigkeit. Sie verjagten die Portugiesen nicht öffentlich daraus, damit man dafür halten sollte, sie machten beyde nur ein Volk aus; sie fanden aber Mittel, ihnen nach und nach allen Handel auf diesen Inseln zu benehmen, indem sie eine ansehnliche Macht von den philippinischen Inseln dahin sandten; indeß daß man, durch geheime Wege, den Negocianten von Goa und Malaca, die endlich dieses Handels überdrüßig wurden, von allen Seiten die Hände band.

Nun werden wir sehen, wie die Spanier selbst, durch ein anderes, weit arbeitsameres und fleißigeres Volk, daraus verdrenget worden sind.

§. 3.

Eroberungen der Holländer.

Die Holländer öfneten sich den Weg zu den moluckischen Inseln 1599, unter der Regierung Sultans Babu, zu eben der Zeit, da die Macht der Portugiesen in Abnahme kam. Man nahm sie zu Amboine und Ternate sehr gut auf, und in der letzten Insel errichteten sie ein kleines Comtoir. Darauf giengen sie nach den Inseln zu Banda, wo sie ein Fort erbaueten. Das folgende Jahr schlossen sie einen vortheilhaften Tractat mit den Einwohnern von Amboine, die ihnen auch erlaubten, auf ihrer Insel ein Fort zu errichten.

Diese Unternehmungen verursachten den Portugiesen große Unruhe, weil sie noch einige Etablissements in diesen Gegenden hatten. Don Andreas Furtado wurde mit einer Flotte von dreyßig Segeln abgeschickt, ihre Possessionen zu behaupten. Nach verschiedenen Gefechten, wovon der Ausgang nicht allemal den Spaniern günstig war, belagerte Vander Hagen, Admiral von der holländischen Flotte, das Fort Hito, auf der Insel Amboine, nahm es mit Accord ein und verwüstete ihre Colonie gänzlich. Er unternahm auch, sie im Jahr 1605 von Tidor zu verjagen. Hundert und funfzig von seinen Soldaten, welche die Capitains Mol und la Perre commandirten, stiegen ans Ufer und verbrannten zwey große Flecken, die den Portugiesen gehörten. Darauf giengen sie aufs Fort loß, welches das Geschütz von ihrer Flotte beschoß, um ihnen die Approschen

zu erleichtern. Da sie eine Oefnung gemacht hatten, gieng Mol mit sieben von seinen Leuten in den Platz, nachdem er zuvor die Mauer erstiegen, und beständig mit der Fahne in der Hand vor seinen Soldaten hergegangen. Weil aber die Uebrigen das Herz nicht hatten, ihm zu folgen, so war er gezwungen, sich wieder zurück zu ziehen. Als er wieder durch die Oefnung herunter stieg, fiel er und brach ein Bein. Als die Holländer hernach sich wieder zum Sturm bereiteten, wurden sie von den Portugiesen zurück getrieben, die sie auch bis nahe von ihren Verschanzungen verfolgten. Doch veränderte ein unvermutheter Zufall die ganze Gestalt der Dinge. Eine feurige Kugel ergrif das Pulver, das man in einem Thurme verwahrte, aus welchen die Belagerten ein erschreckliches Feuer auf die Belagerer machten, daß also dieser Theil des Forts in die Luft flog und 70 Mann unter dem Schutt begraben wurden. Dieses Unglück brachte die Portugiesen in eine solche Bestürzung, daß sie sich nicht mehr auf ihren Wällen zu zeigen unterstunden. Die Holländer giengen in den Platz hinein, ließen ihn ausplündern und demolirten ihn.

Dieser glückliche Fortgang wurde 1606, durch die bekannte Expedition des Don Pedro d'Acugna, dieses braven spanischen Generals, von welchen ich schon gesprochen habe, unterbrochen. Er brachte Ternate und Amboine unter seine Gewalt; er setzte die Portugiesen wieder zu Tidor ein, und erstickte auf allen Inseln die heranwachsende Macht der Holländer. Matelief

und

und Van Caerden brachten die Sachen der Compagnie 1607 in etwas wieder auf einen guten Fuß. Der eine that einen Einfall in Ternate und befestigte daselbst die Stadt Maleio, deren Thore ihm die Insulaner öfneten: Der andere eroberte die Insel Machian. Die Compagnie verschaffte sich 1609 auf den bandaischen Inseln noch ein anderes ansehnliches Etablissement; und die Orancaies des Landes, die drey Jahr zuvor ihre Factors umgebracht hatten, machten einen vortheilhaften Frieden mit ihnen, Kraft dessen sie ihre Vasallen seyn wollten, und traten ihnen die Insel Nera als ein gänzliches Eigenthum ab. Zu gleicher Zeit machten die Holländer mit den vornehmsten Cachils von Amboine und dem Prinzen der Insel Ternate, der den Königl. Titel angenommen, seitdem die Spanier Zaide Buxei und den Prinz Gariolano, seinen Sohn, nach den philippinischen Inseln geführt hatten, eine genaue Zusammenverbindung.

Alsdenn erbaueten sie noch eine Festung zu Ternata, in eine Gegend Tacomma genannt, wohin sich viele Familien des Landes wendeten, und die in kurzer Zeit sehr volkreich wurden. In eben diesem Jahre eroberten sie auch mit Hülfe der Ternatiner die Insel Bachian, woselbst sie alle Spanier erschlugen. Sie führten allda ein Fort auf, das sie Barneveld nannten, wo sie eine ziemliche Besatzung, nebst einem Kriegsschiffe, hinterließen, sich den Herumschweifungen der Spanier zu widersetzen. Die Insel Motir unterwarf sich ihnen auch, auf welcher sie ebenfalls

eine Festung erbaueten, der sie den Namen Nassau gaben.

Mitten in dem glücklichen Laufe dieser Eroberungen, ereignete sich ein trauriger Zufall zu Ternata, und setzte das Gouvernement in Unruhe. Der junge Cachil, der sich während der Gefangenschaft des Zaide, Burey des Königl. Titels angemaßet hatte, erstach die Tochter eines Sangiac von Gilolo, die er geheirathet hatte, und ließ sie ins Meer werfen. Der Sangiac, ehemaliger Vasall des Königreichs Ternata, ward über diese Grausamkeit so erzürnet; daß er das holländische Joch abzuschütteln und sich mit den Spaniern zu verbinden drohete, wenn ihm nicht die Cachils der Insel vollkommen Genugthuung verschafften, und diesen Prinzen entweder zum Tode verdammten, oder ihn aus seinem Lande verjagten. Die Holländer, welche die verdrießlichen Folgen dieses Bruches befürchteten, versammleten die vornehmsten Cachils von Ternata, von Machian und von den andern Inseln, um sich zu berathschlagen, wie man den Sangiac besänftigen könnte. In dieser Versammlung wurde beschlossen, daß der Sultan, um sein Verbrechen zu büßen, die Regierung auf einige Zeit niederlegen, und so lange auch keine Einkünfte genießen sollte. Der Cachil Gougou, Oheim dieses jungen Prinzen, sollte indessen die Regierung des Königreichs verwalten.

Der Stillstand, der zwischen Spanien und der Republik Holland im Jahr 1608 geschlossen wurde, hob einige Zeit die Feindseligkeiten in Europa

ropa und Asien, auf beiden Seiten, auf. In Indien nahmen sie bald wieder ihren Anfang, denn die Holländer eroberten daselbst Solor und Timor. Bisher hatten sie nebst den Portugiesen und Spaniern in den moluckischen Inseln allein gehandelt; Allein gegen das Jahr 1615 fiengen die Engelländer an, ihnen diesen Handel streitig zu machen. Nachdem sie vergebens öffentliche Gewalt gebraucht hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Tractaten. Ihre Compagnie hatte um die Vermittelung des Königs in Engelland Jacob des Ersten gebeten, welcher Prinz sich dieser Sache bey den Generalstaaten so annahm, daß die engelländischen Kaufleute durch einen Vertrag, der 1619 geschlossen wurde, mehr als durch einen langwierigen Krieg erhielten. In einem dieser Artikel wurde ausgemacht, daß beyde Nationen gemeinschaftlich in den moluckischen Inseln handeln sollten; daß die engelländische Compagnie einen Drittheil der Armaturkosten tragen und daß sie den dritten Theil des Gewinnstes bekommen sollte. Zu Batavia wurde ein Handlungsgerichte, das aus einigen engelländischen und holländischen Commissarien bestund, errichtet, und der Verbothsrath genennet wurde, weil er über das gemeinschaftliche Interesse beyder Nationen gesetzt war.

Die erste Sache die in diesem Rathe durch den Generalgouverneur von Batavia vorgetragen wurde, war die Einziehung der bandanischen Inseln, deren verschiedene sich der Oberherrschaft der holländischen Compagnie, während ihrer

Streitigkeiten mit Engelland, entzogen hatten. Die engelländischen Commissarien billigten diese Ausfertigung; aber sie erklärten sich, daß es ihrer Compagnie jetzt unmöglich fiele, ihr Contingent an Truppen und Schiffen zu liefern. Auf diese Erklärung meldete ihnen der Gouverneur, daß er, auf seine eigne Gefahr diese Sache unternehmen wollte.

Er lief auch würklich zu Anfang des Jahres 1621, mit einer starken Flotte aus, und landete den 17ten Februar in den Hafen von Nera unter dem Fort Nassau. Die Engelländer hatten um die Gegend von Nera, in der kleinen Insel Pulo-Rhun, eine Factorey und eine Festung. Benachrichtigt von dem Vorsatz des holländischen Generals, bemüheten sie sich heimlich sich ihm zu widersetzen, vermahnten die Bandanianer, sich zu wehren, und schickten ihnen sogar einige Canonen. Als der Gouverneur von Batavia in dem mittäglichen Theile der großen Insel Banda eine Anlandung wagte, wurde von den Canonen der Insulaner, die ein englischer Canonier richtete, und welchen die Holländer erkennten, zurückgetrieben. Mit vieler Mühe stieg er endlich zugleich an zwey Orten der Insel ans Land, näherte sich bis vor Lontor, ihre Hauptstadt, und zwang sie zu capituliren. Alle übrigen Inseln dieses kleinen Archipelagus folgten dem Beyspiele der Hauptinsel, und kehrten unter die Bothmäßigkeit der Holländer zurück. Der Gouverneur entwaffnete die Einwohner von Pulo-Rhun, welches den Engelländern sehr empfindlich war. Aber

diese Beleidigung war nur eine Kleinigkeit, in Vergleichung derjenigen, die sie zwey Jahr darauf zu Amboine ausstehen mußten, wozu eine schimpfliche Unternehmung, der sie beschuldigt wurden, Gelegenheit gab. Ein Japanneser, Namens Stilo Veteri, welcher in der holländischen Compagnie nebst einigen andern Soldaten von seinen Landsleuten dienete, gieng verschiedene male, und zu verbothnen Stunden, die Werke der Festung Zito zu besehen. Diese oft wiederholte Handlung machte ihn bey dem Gouverneur verdächtig, der ihn in Arrest nehmen ließ. Als er die Tortur empfieng, gestand er, daß er und seine Cammeraden, auf Anstiften der engelländischen Factors, bey denen sie sich einige male versammlet gehabt, sich verschworen hätten, das Fort unversehens zu überfallen.

Nach dieser Aussage bemächtigte man sich der übrigen Japanneser, welche eben dasselbe gestanden, und einstimmig, Gabriel Dowrson, ersten Factor der englischen Loge, Abel Prize, Feldscheer, und überhaupt alle Officianten der amboinischen Factorey, anklagten. Abel Prize war seit einigen Tagen in die Gefängnisse des Forts gebracht worden, weil er in dem Hause eines Holländers Feuer angelegt hatte. Er gestand auf der Folter, daß er auf Dowrsons Befehl die Japanneser zu dieser Verschwörung beredet hätte. Man führte gleich darauf alle Factors der Factorey ins Fort, Dowrson ausgenommen, welcher unter einer guten Wache in seiner Loge gelassen wurde. Sie sagten gerichtlich

lich aus, daß die meisten englischen Factors, die in verschiedenen Theilen der Insel zerstreuet gewesen wären, sich die ersten Tage des Januars in der Hauptstadt, versammlet hätten, daß sie alle in dem Hause des Dowrsens zusammen gekommen wären, der sie genöthiget, aufs Evangelium zu schwören, daß sie dasjenige, was er ihnen entdecken würde, verschwiegen halten wollten; als ein jeder geschworen, hätte er ihnen entdecket, daß er sich vorgenommen, das Fort Amboine zu überfallen; daß er die Japanneser, die in den Diensten der holländischen Compagnie stünden, gewonnen hätte; daß die Einwohner von Louhou versprochen hätten, ihm beyzustehen; daß die Japanneser sich verbunden, ihm die Bastionen einzuräumen, den Gouverneur niederzuhauen, und einen Theil der Garnison über die Klinge springen zu lassen.

Die Commissarien, die diesen Proceß führten, begaben sich nachhero in die englischen Logen, um dem ersten Factor ihre Fragen vorzulegen, der den übrigen Aussagen gemäß, der Schuldigste war. Man fragte ihn, was ihn zu dieser abscheulichen Verschwörung bewogen hätte; Die Liebe zum Ruhm, und die Begierde mich zu bereichern, antwortete der Engelländer. Er setzte noch hinzu, daß, nachdem er sich des Forts bemächtigt, sein Vorsatz gewesen wäre, es der englischen Compagnie zu übergeben, oder, wenn sie es ausgeschlagen hätte, es für sich selbst zu behalten, und sich darinne mit dem Beystande der indianischen Prinzen zu erhalten. Aber zu Ende des Verhörs verließ ihn seine Standhaftigkeit, er vergoß einige Thränen

und

und indem er diese Seufzer ausstieß, sagte er: Wollte GOtt, daß diese Sache erst ihren Anfang nähme, ich würde mich gewiß nicht wieder einlassen, wie ich schon gethan habe. Dowrson und die übrigen Engelländer an der Zahl Zehn oder Zwölfe wurden zum Tode verdammt, und den 9ten März 1623 verurtheilt.

So wurde diese Geschichte damals von den Holländern erzählt, zu Amboine bekannt gemacht, und in eine gedruckte Nachricht, welche wenige Zeit, nach dieser traurigen Scene in Holland herauskam, gesetzt. Die Engelländer setzten dieser Schrift eine sehr heftige Antwort entgegen, in welcher sie behaupteten, daß die amboinische Verschwörung ein erdichtetes Verbrechen wäre, womit man ihre Landsleute beschuldigt hätte, um sie von den Handel der moluckischen Inseln auszuschließen; daß man keine von den gewöhnlichen Rechtsformuln, die doch die Richtschnur der Gerichte seyn sollen, bey dieser Sache beobachtet; daß die Engelländer von Amboine nicht von dem holländischen Gouverneur gerichtet werden könnten; daß ein Proceß von dieser Art bey dem Verbothsrath zu Batavia hätte sollen vorgetragen werden; daß die vorgegebenen Aussagen der Angeklagten durch die Martern wären erzwungen worden; daß an dem Tage der Verurtheilung, als die holländischen Geistlichen diese Unglücklichen ermahnet hätten, freywillig ihre Verbrechen zu gestehen, sie alle geantwortet, und beschworen, daß sie alle unschuldig wären, daß sie sich selbst einer dem andern die Aussagen, wodurch sie sich ins Unglück gebracht, abgebeten, und daß

einige von ihnen diesen Wiederruf in ihr Psalmbuch geschrieben hätten.

Dennoch machte diese Sache ein großes Aufsehen, zog grausame Repressalien nach sich, und verursachte den öffentlichen Bruch dieser beyden Völker. Nach einem dreyßigjährigen Streite thaten die Commissarien von beyden Partheyen den Ausspruch: daß die holländische Compagnie dreytausend, sechs hundert und funfzehen Pfund Sterlings unter die Erben dererjenigen, die zu Amboine waren verurtheilt worden, austheilen sollte. Die moluckischen Angelegenheiten wurden einige Jahre etwas verabsäumet; die Holländer waren zu schwach, neue Vortheile wider die Spanier zu erhalten, und diese machten sich ihre Kräfte nicht genug zu Nutze, um die Holländer gänzlich zu verjagen.

Die Indianer schmeichelten, nach ihrer Unbeständigkeit und Treulosigkeit wechselsweise beyden Völkern, die sie doch gleich hasseten, und erklärten sich allzeit für diejenigen, deren Waffen am glücklichsten waren. Als sich im Jahr 1638 Antonius van Diemen, Gouverneur in Batavia, mit einer ziemlichen Anzahl Truppen vor den moluckischen Inseln sehen ließ, fiengen die Holländer an, die Oberhand zu gewinnen.

Er schloß einen sehr vortheilhaften Vertrag mit den Königen von Ternata, Tidor und Gilolo, welche alle ihre Waffen wider Spanien wendeten, und sie von allen Orten angriffen. Der Verlust von Malacca, der im Jahr 1641 erfolgte, war den Portugiesen sehr empfindlich, weil sie sich hiers

hierdurch des spanischen Beystandes, deren Joch Malacca abgeschüttelt hatte, beraubet sahen und genöthiget wurden, mit Holland einen Tractat zu schließen, welcher ihnen von allen Plätzen, die sie vormals in Indien besessen hatten, nichts als die Stadt Goa, und einige geringe Oerter ließ. Die Spanier machten 1648 auch Friede, und schienen gänzlich der Hoffnung zu entsagen, sich weiter in den moluckischen Inseln zu erhalten. Sie schickten keine frische Besatzungen mehr, sie bezahlten die Truppen nicht, und hielten die alten Forts in so schlechten Stande, daß sie alle eingiengen. Die meisten castilianischen Familien, die seit 50 Jahren sich hier niedergelassen hatten, zogen sich nach und nach heraus, und begaben sich nach den philippinischen Inseln, oder nach Neuspanien. Also verblieben die Holländer allein die Besitzer der moluckischen Inseln.

Wenn man dem Fortsetzer des Argensola Glauben beymessen darf, so regieren sie diese Inseln mit vieler Mäßigung, und in ganz Indien würde man kein besseres Muster einer gelinderen Regierung antreffen können. Sie ziehen einen ansehnlichen Gewinnst daraus, der aber den Einwohnern gar nicht zu schwer fällt, weil ihn die Compagnie nur allein ihrem Fleiße und Geschicklichkeit zu danken hat. Sie haben die natürlichen Reichthümer dieses Landes noch vermehret, indem sie nicht allein die Nelken- und Muscatenpflanzungen erweitert, sondern weil sie auch daselbst viele europäische Pflanzen und Gewächse eingeführet haben. Ueber dieses, bringen sie jährlich

viele

viele Lebensmittel in die Insel, und kommen sorgfältig dem Mangel der Insulaner zuvor. Also ist das Schicksal der moluckischen Einwohner einigermaßen glücklicher, seitdem die Holländer sich ganz Meister von der Insel gemacht haben. Ihr Zustand würde noch besser seyn, wenn sie ihre Ländereyen mit größern Fleiß bestellten, und den Fleiß der Europäer, die man in ihre Inseln schicken muß, nachahmten. Hierdurch würden sie ihren Herrn die Mühe sehr erleichtern, und sich selbst mehr Bequemlichkeiten verschaffen. Aber nichts in der Welt ist möglich, sagt unser Verfasser, sie aus ihrer Faulheit heraus zu reißen, und sie zu bewegen, ihrer müssigen und weichlichen Lebensart, eine einträglichere Beschäftigung vorzuziehen. Obgleich die Regierung der Holländer sehr gelinde ist, so gestehet doch eben dieser Verfasser ein: daß, aller Mühe ohngeachtet, es den Holländern unmöglich fällt, das Vertrauen der Insulaner zu erobern, und daß man sie daselbst als Hochmüthige, Beherrscher und als Tyrannen ansähe, welche die Freyheit der Handlung unterdrückten, mit dem Scepter, und dem Leben der Könige nach ihren Willen schalteten, und alle Prinzen des Landes in einer schändlichen Unterdrückung erhielten.

Er scheinet sogar einige dieser Beschuldigungen nicht zu misbilligen, und er macht eine Anmerkung, die gewiß die Holländer nicht entschuldiget. Ein Schriftsteller, sagt er, von dem Charakter des Argensola, würde gewiß gesagt haben, daß seine Landsleute, indem sie nach der Eroberung dieses Landes strebten, keine andere Absicht gehabt hätten, als ihren Uneigennutz, ihre Großmuth, und ihren Eifer das Christenthum fortzupflanzen, leuchten zu lassen. Weil man aber in Holland ein wenig freyer redet, so können wir wohl gestehen, daß wir uns nicht leicht überreden lassen, daß auf der Welt kein Potentate oder kein Staat großmüthig genug sey, eine solche Eroberung nur deswegen zu unternehmen, um sich den Barbaren ohne Ursache verbindlich zu machen. Sollte dieses fabelhafte Project jemals einer Nation im Sinn kommen, so wird es in Holland gewiß nicht am ersten ausgeführt werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 5

Berlin (1760)

H.un. 479,III-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033393-3
VD18 80086721-001